

Stefan Heinlein



Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken und seine Vision vom Himmlischen Jerusalem

Ein Held in den Künsten des Friedens

Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken
und seine Vision vom Himmlischen Jerusalem



Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken
Öl auf Leinwand, Museum Wiesbaden

Stefan Heinlein

**Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken
und seine Vision
vom Himmlischen Jerusalem**

– Ein Held in den Künsten des Friedens –

Dem Fürsten zu seinem 300. Geburtstag

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.



Publiziert bei arthistoricum.net,
Universitätsbibliothek Heidelberg 2019.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf <https://www.arthistoricum.net> dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

urn: urn:nbn:de:bsz:16-ahn-artbook-444-7

doi: <https://doi.org/10.11588/arthistoricum.444>

Text © 2019. Das Copyright liegt beim Autor und den Fotografen.

Satz und Layout

DZA Druckerei zu Altenburg GmbH, Altenburg

ISBN 978-3-947449-49-1 (Hardcover)

ISBN 978-3-947449-38-5 (PDF)

Abbildungsnachweis

Umschlagillustration: Regimentsfahne von Nassau-Saarbrück Cavalerie unter Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken, 1745-1758 (Dauerleihgabe des Historischen Vereins der Saargegend e.V.)

Archiv der Landesbildstelle, Saarbrücken: 30, 40

Bayerisches Nationalmuseum München: 19

Bellhäuser, Uwe, Saarbrücken: 1, 2, 22, 23, 24, 26

Bildarchiv des Saarlandmuseums Saarbrücken: 32, 39

Boockmann, Harald† (Kunsthistorisches Institut der Universität des Saarlandes): 10, 34, 35, 44

Clüsserath, Carsten†: 3, 13

Duc Decazes, Louis, Chateau La Grave/Bordeaux: 7

ETH Zürich: 18

Fickert, Bernd, Museum Wiesbaden: 4, 5, 9, 12

Gundelwein, Tom: 6, 14, 25

Heinz, Dieter†: 31, 41, 42, 43

Heitmann, Kerstin, Köln: 45

Maas, Raphael, Saarbrücken: 8

Morche, Dieter, Zweibrücken: 15, 16, 17

Schubart, Robert H.†: 29, 33

Staatliche Bildstelle, Berlin (Vorkriegsaufnahme): 11

Staatsgalerie Stuttgart: 21, 36, 37, 38

Stadtarchiv Saarbrücken: 27, 28

Württembergisches Hauptstaatsarchiv, Stuttgart: 20

Für Cracker und Tiro

Inhalt

Der Krieg

I. Einführung	11
II. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und Frankreich – zwei ungleiche Geschwister	17
Das Alte Reich zwischen Staatenbund und Bundesstaat	17
Der Eintritt des Heiligen Römischen Reiches in die Neuzeit	20
Die Reichskriegsverfassung	24
Das Alte Reich als parlamentarischer Staat	26
Der Zusammenhalt der Reichsglieder.....	27
III. Die französische Politik gegenüber dem Reich	31
Der habsburgisch-französische Gegensatz	31
Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Frieden	32
Frankreich als Garantiemacht des Reiches	35
Das Sicherheitsbedürfnis Frankreichs als Grund seiner Kriege	41
Die <i>balance of power</i> Großbritanniens.....	42
IV. Der Österreichische Erbfolgekrieg	47
Das Zustandekommen des Krieges	47
Europäische Gegensätze	55

Der Mensch

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken – die Geschichte seiner Residenzstadt und die Familie des Fürsten	59
Nassau-Saarbrücken im Schlepptau der europäischen Großmächte	59
Die Familie des Fürsten Wilhelm Heinrich	68
Das höfische Leben in Saarbrücken	89

Fürst Wilhelm Heinrich als französischer Offizier und die Tradition der Fremdstuppen	104
---	-----

Die Stadt

VI. Die ideale Stadt 123

Die Stadtlandschaft im Heiligen Römischen Reich	123
Staatstheorien von der Antike bis zum Mittelalter	129
Die Idealstadt als Ausdruck politisch-sozialer und kunsttheoretischer Überlegungen	136
Die Sonnensymbolik	151
Geometrische Ordnungsmuster von Städten	154
Innenpolitisch motivierte Neugründungen	160
Der Schlossplatz als städtebauliches Element	161

VII. Die Idealität Saarbrückens 167

Der Baumeister des neuen Saarbrücken	168
Der Schlossbereich	170
Die Blickachsen	177
Die Ludwigskirche mit Ludwigplatz	180
Der Ludwigplatz und die Frage der <i>Place Royale</i>	182
Idealstädtische Aspekte Saarbrückens	195

Der Frieden

VIII. Troja und die Übertragung von Herrschaft – von Aeneas zu Ludwig XIV. 205

Die Übertragung von Herrschaft	205
Die französischen „Könige des Friedens“	212

IX. In den Künsten des Friedens ein Held – Saarbrücken als perfekte Stadt	225
Das Schloss als Mittelpunkt der politischen, irdischen Herrschaft	226
Die Ludwigskirche als Himmlisches Jerusalem	242
Die Bipolarität Saarbrückens: Residenzschloss und Ludwigskirche	253
Das Grabdenkmal Wilhelm Heinrichs	255
X. Versuch eines Schlusswortes	263
XI. Anhang	269
Tabellarischer Lebenslauf des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken	269
Literaturverzeichnis	271
Abbildungsverzeichnis	288

I. Einführung

*In Gerechtigkeit, Klugheit und in den Künsten des Friedens ein Held, dem kein Lob gerecht wird.*¹

Die Personifikationen von Frieden, Stärke und Gerechtigkeit bilden seit jeher eine feste, sich gegenseitig bedingende Einheit. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken, der anlässlich seines 300. Geburtstags am 6. März 2018 mit dem vorliegenden Buch geehrt werden soll, nahm diese Allegorien, die die Voraussetzung für Wohlstand und moralische Integrität darstellten, ernsthaft und gewissenhaft für sich in Anspruch. Als er 1741 sein Amt als Regent antrat, fand er in Saarbrücken Verfall und Kriegsschäden vor. Ihm muss sehr schnell klar gewesen sein, dass sich die außenpolitischen Verhältnisse grundlegend ändern mussten, wenn sich die wirtschaftlichen und politischen Zustände zum Besseren wenden sollten. Selbstverständlich wusste der Fürst, dass er aus eigener Kraft jene Tugendtrias nicht für sich nutzbar zu machen vermochte. Andererseits war ihm auch klar, dass das Heilige Römische Reich, zu dem Nassau-Saarbrücken gehörte, seinem Land keinen Schutz gegen Frankreichs Expansionspolitik bieten konnte; aber gerade um die Abwehr der damit einhergehenden Zerstörungen ging es ihm. Allerdings sah er nicht nur eine pragmatische Anlehnung an Frankreich für unumgänglich, wie sie schon Ludwig Kraft Ende des 17. Jahrhunderts in Angriff genommen hatte, um Nassau-Saarbrücken vor französischen Verwüstungen zu schützen; vielmehr plante er eine programmatische Anlehnung, die ihm absolute Sicherheit zu versprechen schien: eine Art Imitation Ludwigs XIV., der ihm als mustergültiges Beispiel für das Zusammenkommen von Frieden, Stärke und Gerechtigkeit erschien. Der frühere französische König verkörperte für Wilhelm Heinrich Stärke, die dieser für die Herausbildung von Gerechtigkeit einsetzte, um damit letztlich allumfassenden Frieden zu bewirken. Wilhelm Heinrich strengte daher eine programmatische Verähnlichung mit dem Sonnenkönig an, die in seiner Residenzstadt sichtbar Ausdruck finden und besonders anschaulich in Form der Ludwigskirche als Himmlischem Jerusalem gipfeln sollte.

¹ Die in Latein gehaltene Inschrift lautet: *IVSTITIA PRVDENTIA PACIS ARTIBVS HEROS OMNI LAVDE MAIOR*; sie befindet sich auf der linken Schmalseite von Wilhelm Heinrichs Grabmal in der Schlosskirche; siehe Melcher, Ralph, *Saarbrücker Schlosskirche*, S. 161.

Das vorliegende Buch hat das Ziel, diesen Weg Wilhelm Heinrichs zum Sonnenkönig hin zu erläutern.

Zu Beginn soll das politische Umfeld von Nassau-Saarbrücken geschildert werden: Der strukturelle Aufbau des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation soll zeigen, dass dieses Reich in der Mitte Europas seit dem 17. Jahrhundert zu schwach war, um die einzelnen Reichsglieder, insbesondere die Länder im Südwesten, schützen zu können.² Der Expansionsdrang Frankreichs bedeutete eine immer größer werdende politische, diplomatische, wirtschaftliche und militärische Einflussnahme des westlichen Nachbarn auf das Alte Reich³. Es soll deutlich werden, wie es möglich war, dass der Fürst eines mindermächtigen Landes wie Nassau-Saarbrücken erklärter Gegner des Kaisers und damit des Reichszusammenhalts werden konnte und durfte, ohne befürchten zu müssen, vom Kaiser wegen seiner fehlenden Loyalität abgestraft zu werden.

Dem Alten Reich wird die Außen- und Sicherheitspolitik Frankreichs gegenübergestellt, die in den Augen der französischen Könige notwendig erschien, um die eigene Existenz zu verteidigen. Wichtige Etappen in Richtung Verteidigung des eigenen Landes war etwa die im Westfälischen Frieden ausgehandelte Festlegung, dass Frankreich zur Garantiemacht des Reiches aufsteigen sollte, sowie die bis ins 19. Jahrhundert reichende französische Rheinpolitik. Beide Punkte sind Beispiele für die Instrumente, die die Sprengung der habsburgischen Umklammerung Frankreichs bewirken sollten: Im Norden Frankreichs lagen die habsburgischen Niederlande, im Süden das habsburgische Spanien und im Osten das seit dem 15. Jahrhundert überwiegend von habsburgischen Kaisern regierte Heilige Römische Reich.

Der erste Teil des Buches (Abschnitt „Der Krieg“, Kapitel II bis IV) endet mit der Schilderung des Österreichischen Erbfolgekrieges in den 1740er Jahren, der in eine Zeit fiel, in der Fürst Wilhelm Heinrich in politischer und privater Hinsicht besonders aktiv, dynamisch und erfolgreich agierte. Die meisten nachhaltigen persönlichen Entwicklungen begannen in diesen Jahren (Abschnitt „Der Mensch“, Kapitel V): seine Beförderung zum General der französischen Armee, seine Anwesenheit in Frankfurt bei der Krönung Karl Albrechts von Bayern

² Gründe der Schwäche waren die Konfessionsspaltung mit den dadurch hervorgerufenen unterschiedlichen Interessen der Reichsstände, die langwierige Entscheidungsfindung des Reichstags in Fragen der Verteidigung und allgemein der Politik sowie schließlich die Demontage des Reiches durch Frankreich.

³ Die Bezeichnungen „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation“, „Altes Reich“ und „Reich“ werden im Folgenden synonym verwendet.

zum deutschen Kaiser Karl VII., für dessen Inthronisation er gekämpft und sein Leben in Gefahr gebracht hatte, die Heirat mit der gebildeten und klugen Sophie Erdmute von Erbach-Erbach, die er während der Krönungsfeierlichkeiten kennengelernt hatte, sowie der Beginn des umfangreichen, noch heute das Stadtbild Saarbrückens prägenden Schloss- und Stadtumbaus zu einer barocken Idealstadt (Abschnitt „Die Stadt“, Kapitel VI und VII). Es folgt die Schilderung der programmatischen Verähnlichung des Fürsten mit der Person Ludwigs XIV., die – wenn auch nur augenscheinlich – weithin bis zur künstlerischen Wiedergabe des Fürsten als römischer Held respektive mythologische Gottheit führte (Abschnitt „Der Frieden“, Kapitel VIII).

Das höchste Ziel, das ein Fürst erreichen konnte, war die Schaffung des Friedens. Es zeigt sich, dass Wilhelm Heinrich dieses Ziel mit Hilfe der französischen Könige erlangt hat: Ludwig XIV. gewährte ihm die Stärke, mit der er die Feinde seines Landes abwehren konnte, Ludwig XV. die Gerechtigkeit, mit deren Hilfe er die Grenze zu Frankreich ohne Streitigkeiten neu ordnen konnte (Reunion). Der Frieden, von außen durch Frankreich erwirkt, erreichte nun, vom Fürsten selbst angetrieben, auch sein eigenes Land: Er kommt in der idealen Umformung seiner Residenzstadt Saarbrücken zum Ausdruck, die von einer geometrischen, Ordnung stiftenden Raumgestaltung geprägt ist. Der Höhepunkt dieser Gestaltung findet sich im Ludwigsplatz und in der zahlenallegorisch bemerkenswerten Ludwigskirche, die mit ihren vielfältigen Bezügen zur Friedenssymbolik ein nicht nur kunsthistorisch herausragendes, sondern auch politisch-religiöses Denkmal darstellt, das in der Vorstellung des Himmlischen Jerusalems gipfelt. Mit dem Himmlischen Jerusalem realisiert sich schließlich die Zielvorstellung des Fürsten vom Sieg der durch Ludwig XIV. vorgebildeten Tugendtrias Frieden, Gerechtigkeit und Stärke über die Feinde der „Guten“ (Kapitel IX und X).

Wilhelm Heinrichs Friedensgedanken, der offenbar integraler Bestandteil seiner Persönlichkeit gewesen war, fasste seine Gattin Sophie Erdmute auf seinem Grabdenkmal in der Schlosskirche passend mit den Zeilen zusammen: „[...] in den Künsten des Friedens ein Held [...]“.

Das aus dieser Politik der Annäherung an Frankreich resultierende Dilemma für das Heilige Römische Reich und damit auch für die spätere Entwicklung Deutschlands sollte jedoch darüber nicht vergessen werden. Bei allem Verständnis für Wilhelm Heinrichs programmatische Erneuerung Nassau-Saarbrückens und sein Eintauchen in den „französischen Staat“, in dem die „Sonne“

Ludwigs XIV. schien, muss festgestellt werden, dass diese Politik natürlich absolut geeignet war, die Existenz des Alten Reiches aufzuweichen, in Frage zu stellen und letztlich auszulöschen. Frankreich nötigte die südwestlichen Staaten Deutschlands, sich kaiserfeindlich zu verhalten, was zur Folge hatte, dass sich andere Staaten wie etwa Preußen ebenso reichsfeindlich aufführten.

Nassau-Saarbrücken, dieses kleine mindermächtige, im 18. Jahrhundert vielleicht nur um die 30 000 Einwohner zählende Land des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ist daher ein beredtes Beispiel für die allumfassende Gefahr, der die im Westen des Reiches liegenden Territorien sowie überhaupt das gesamte Alte Reich seit dem Dreißigjährigen Krieg ausgesetzt waren. Diese Gefahr richtete sich gegen Leib und Leben, gegen Sachgüter und Ernten, gegen Städte, Dörfer und Höfe, letztlich gegen die Existenz ganzer Staaten, die nach und nach dem französischen Expansionshunger zum Opfer fielen. Nassau-Saarbrücken ist andererseits auch ein Beispiel dafür, wie sich die einzelnen Länder des Alten Reiches vor der Vernichtung zu schützen versuchten, indem sie aufhörten, sich gegen den westlichen Nachbarn zu erheben, und dafür Parteigänger französischer, antikaiserlicher Reichspolitik wurden. Während sie so für profranzösisches Wohlverhalten die Bewahrung vor der Zerstörung eintauschten, nahmen sie gleichzeitig auch eine politische Einflussnahme Frankreichs auf ihr eigenes Land sowie die Schwächung des Alten Reiches in Kauf.

Merkwürdig ist, dass es in der heutigen Medienwelt zu diesem Thema als selbstverständlich hingegenommen wird, dass ein Fürst des Heiligen Römischen Reiches wie Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als französischer Offizier in den Krieg zog. Er tat dies insbesondere während des Österreichischen Erbfolgekrieges, in dem Österreich, das seit Jahrhunderten die deutschen Kaiser stellte, um die eigene Existenz kämpfte. Nachdem Friedrich II. von Preußen 1740 in Schlesien eingefallen war, das bisher zu Habsburg gehört hatte, zielte Frankreich darauf ab, durch die Inthronisation des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern als Kaiser Karl VII. eine willfährige Marionette auf dem Kaiserstuhl zu installieren, um das Heilige Römische Reich zu führen und zu beherrschen beziehungsweise Habsburg zu zerschlagen. Als Begründung für die Teilnahme Wilhelm Heinrichs als französischer Offizier am Österreichischen Erbfolgekrieg wird angeführt, dass er nolens volens gezwungen gewesen sei, sich antikaiserlich und profranzösisch zu verhalten; eine andere Politik hätte schließlich, wie die Verheerung Saarbrückens 1677 durch die Franzosen zeigte, erneut in eine Katastrophe führen können. Gegen dieses Argument kann kaum etwas vorgebracht werden. Es zeigt nur die ständige existenzielle Gefahr, der das Alte Reich über Generationen hinweg durch Frankreich ausgesetzt war.

Trotz vieler positiver Eigenschaften des Reiches⁴ votierten Reichsglieder ganz offen gegen den Kaiser und schlugen sich auf die Seite Frankreichs. Letztlich waren sie für die französische Politik gegenüber dem Reich instrumentalisiert worden, deren Höhepunkt dann 1806 eintrat: der Untergang des Heiligen Römischen Reiches.

Daran war allerdings nicht nur die Französische Revolution schuld, die selbstverständlich auch in Deutschland viele Anhänger fand, sondern diejenigen Politiker, die wie Marat oder Robespierre die Revolution ab 1793 in eine staatsterroristische Richtung lenkten. Und es kam noch schlimmer: Nach der zweiten Phase der Französischen Revolution folgten die Erfahrungen der Napoleonischen Kriege, die sich weniger durch die Einführung des *Code Napoléon* respektive des *Code civil* freundlich und „zukunftsgerichtet“, sprich „progressiv“, äußerten, sondern durch Willkürherrschaft, Besatzung, Terror, Spitzelwesen, Zwangsrekrutierungen, Beschlagnahmungen, Einquartierungen, Tod, Mord, Hunger – kurz: durch das gesamte Instrumentarium eines furchtbaren Terrors sowie schließlich die Auflösung des Alten Reiches, die sich militärisch, aber eben auch politisch bereits viele Jahre vorher quälend über das Land ergoss. Die Gründung des Rheinbunds bedeutete die Auslöschung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die am 6. August 1806 mit der Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II. vollzogen wurde; Frankreich expandierte unterdessen bis Lübeck und erhielt so auch Zugang zur Ostsee. Für Napoleon war der Rheinbund „mehr und mehr ein bloßes Militärbündnis, das ihm im Bedarfsfall nach genau festgelegten Kontingenten Truppen zu stellen hatte. Im Krieg gegen Russland 1812 waren dies etwa 120 000 Mann.“⁵ Ein erheblicher Teil der Verluste der *Grande Armée* ging damals auf Kosten der Rheinbundtruppen.

Die Auflösung des Alten Reiches 1806 wurde in Deutschland als Höhepunkt schmerzhafter nationaler Kränkung nach den vielen Kränkungen der vorangegangenen Jahrhunderte empfunden: Nachdem Frankreich über zahlreiche Generationen hauptsächlich den Westen des Reiches mit Verwüstungen und Tod heimgesucht hatte, zwang es das Alte Reich schließlich, sich selbst aufzulösen. Neben diesen Faktoren, die die Bevölkerung demütigten und belasteten,

⁴ Das Alte Reich war selbstverständlich von Fehlern, Schwächen und Widersprüchen geprägt – hier sei insbesondere der Streit der Konfessionen genannt –, nicht aber von auffallenden desaströsen Fehlentwicklungen oder Fehlleistungen. Die historischen Wissenschaften in Deutschland und im angelsächsischen Raum sehen das Heilige Römische Reich seit einigen Jahrzehnten entgegen der veröffentlichten Meinung positiv. Siehe auch den Beitrag von Heun, Werner, „Alte Reich“.

⁵ Erbe, Michael, *Revolutionäre Erschütterungen*, S. 127.

gab es selbstverständlich auch Verbitterung über den Verlust der Heimat. Im Hintergrund all dieser Auflösungserscheinungen veranlasste der „Wille nach Selbstbehauptung [...] eine angestrenzte Suche nach dem, was man heute ‚deutsche Identität‘ nennt“.⁶ Die Revolutionskriege, die darauffolgenden Napoleonischen Kriege und die Auflösung des Alten Reiches führten zur Flucht in das Irreale und Irrationale der Romantik und in das autistische Biedermeier.

Der Historiker und Journalist Gustav Seibt schrieb auf die Zeit um 1800 in Deutschland bezogen, was Heimat bedeute, erfahre man erst, wenn man sie verlasse oder verliere, und fügte eine interessante Recherche an, die sich auf die Worthäufigkeitszählung im *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* bezieht.⁷ Dabei suchte er in „repräsentativ zusammengestellten Texten“ den Heimatbegriff pro eine Million Wörter: Bis 1800 lag die Häufigkeit des Begriffs im niedrigen einstelligen Bereich. Nach 1800 stieg sie auf 26, 1840 auf 53, um 1890 (obwohl es nunmehr das „Deutsche Reich“ gab) auf 70, und im 20. Jahrhundert sank die Zahl wieder auf 66 (1944).⁸ Die Auslöschung des Alten Reiches hat offenbar mehr Spuren hinterlassen, als heute vermutet wird.

Doch diese Auslöschung hatte Fürst Wilhelm Heinrich selbstverständlich nicht vor Augen gehabt, als er in die französische Armee eintrat und mit seinem nassauischen Regiment gegen Habsburg zog. Ohne es zu wissen, förderte aber auch er die stetig steigende Schwächung und letztlich die Auflösung des Alten Reiches durch Frankreich – ein Vorgang, der bis ins letzte Jahrhundert auf das Schicksal Europas Einfluss nehmen sollte.

⁶ Safranski, Rüdiger, *Romantik*, S.182. Zum Ende des Alten Reiches siehe auch den Beitrag von Burgdorf, Wolfgang, „Reichsende“.

⁷ Seibt, Gustav, „Ein gutes Gefühl“, Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung*, 23.12.2017 (SZ-Serie „Was ist Heimat?“).

⁸ Gustav Seibt (ebd.) verweist auf das *Digitale Wörterbuch* im Internet unter www.dwds.de.

II. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und Frankreich – zwei ungleiche Geschwister

Man sollte Frankreich zum Freund haben, nicht aber zum Nachbarn.
(Geflügeltes Wort)

Das Alte Reich zwischen Staatenbund und Bundesstaat

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation verstand sich seinem Wesen nach als staatliches Gebilde. Eine Auslegung, was genau im streng verfassungsrechtlichen Sinne hierunter zu verstehen sei, fiel allerdings auch bei zeitgenössischen Juristen unterschiedlich aus. Heute sind sich Verfassungsrechtler und Historiker weitestgehend einig, dass das Alte Reich eine Föderation darstellte, die mehr als ein reiner Staatenbund war, aber auch weniger als ein Bundesstaat.⁹

Nicht unwesentliche Standpunkte hierzu kommen aus Frankreich: Jean-Jacques Rousseau (zwar Schweizer, aber der französischen Philosophiegeschichte zuzurechnen) schrieb 1761, „das europäische Staatensystem habe eine Stütze, nämlich das Deutsche Reich, das vom Herzen Europas aus alle anderen Mächte im Zaume hält und vielleicht der Sicherheit der anderen noch mehr dienen kann als seiner eigenen, [...] ein achtungsgebietendes Reich, dessen Verfassung allen von Nutzen ist, [...] indem sie ihm die Mittel und den Willen zur Eroberung unterbindet und es zugleich zu einer Klippe der Eroberer macht.“¹⁰

Charles-Louis Montesquieu, der Deutschland letztlich mit viel Sympathie bereist hat, nahm es als Verbund einer Vielzahl kleinerer politischer Einheiten wahr. 1734 forderte er in *Réflexion sur la monarchie universelle en Europe*, dass sich ähnlich dem Heiligen Römischen Reich auch ganz Europa als „eine Nation“ sehen solle, die sich aus mehreren Staaten zusammensetzt.¹¹ 1748 veröf-

⁹ Erbe, Michael, *Revolutionäre Erschütterungen*, S. 122.

¹⁰ Rousseau, Jean-Jacques, zitiert nach Wrede, Martin, „Das Alte Reich“, S. 53f.

¹¹ Montesquieu, Charles-Louis, *Réflexion sur la monarchie universelle en Europe*, zitiert nach Overhoff, Jürgen, „Wie Montesquieu Deutschland bereiste“, S. 24.

fentlichte er seine Schrift *L'esprit des loix*, in der er die auf Krieg und Eroberung fixierten Monarchien den defensiv eingestellten, friedlichen Republiken gegenüberstellte.¹² Er entwarf einen Föderalismus, der die Gewaltenteilung als festen Bestandteil des „republikanischen“ Gemeinwesens betrachtete, und beschrieb das aus Staaten und Territorien zusammengesetzte Deutschland zutreffend als *république fédérative*. Daher nannte er das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in *Esprit des loix* „la république fédérative d'Allemagne“ (übersetzt: „Bundesstaat Deutschland“ oder etwas freier „Bundesrepublik Deutschland“).¹³ Für ein solches Gemeinwesen war eine strikte Trennung der Exekutive, der Legislative und der Judikative entscheidend. Montesquieu forderte, dass die vollziehende Staatsgewalt, die Gesetzgeber und das Gerichtswesen ihren Aufgaben unabhängig voneinander nachkommen müssten; ansonsten entstände Despotie. Dieses Prinzip der *Checks and Balances* (Gewaltenkontrolle) führte John Adams, der zweite Präsident der USA, 1787 in seiner Schrift *A Defence of the Constitutions of Government of the United States of America* aus, wobei er sich deutlich auf Montesquieu bezog. Im gleichen Jahr zitierten auch der amerikanische Finanzminister Alexander Hamilton und James Madison, der spätere vierte US-Präsident, die Ansichten Montesquieus über die Vorzüge einer föderativen Staatsform. Hamilton und Madison verwiesen immer wieder auf die Gewaltenteilung, nicht ohne auf die existierenden föderalen Staaten hinzuweisen: auf die nördlichen Niederlande, die Schweiz und auf das Heilige Römische Reich, das Madison nur „Deutschland“ nannte.¹⁴

Solch positive Einschätzungen hatten ihren Ursprung möglicherweise in der Tatsache, dass das Alte Reich seinen Gliedern – den Reichsständen – Raum zur Gestaltung ihrer „Libertät“ ließ, ohne dabei ein beachtliches Maß an „institutionellem wie auch mentalem Zusammenhalt“ zu verlieren.¹⁵ Der Begriff der Libertät ging in zwei Richtungen: nach oben in Richtung einer potenziellen Willkürherrschaft der Fürsten sowie nach unten in Richtung Herrschaft des Volkes; letzterer Punkt ließ jedoch „Partizipationsvorstellungen wenig Raum“.¹⁶ Dennoch: Das Heilige Römische Reich gab allen Ständen eine für damalige Zeit hohe Rechtssicherheit und barg in sich eine Streitkultur, die eine Austragung

¹² Overhoff, Jürgen, „Wie Montesquieu Deutschland bereiste“, S. 29.

¹³ Montesquieu, Charles-Louis, *Esprit des Loix*, nach Overhoff, Jürgen, „Wie Montesquieu Deutschland bereiste“, S. 30.

¹⁴ Overhoff, Jürgen, „Wie Montesquieu Deutschland bereiste“, S. 25–28.

¹⁵ Wrede, Martin, „Das Alte Reich“, S. 53.

¹⁶ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 352; siehe auch ders., *Grundgesetz*.

politischer und konfessioneller Auseinandersetzungen belastbar ermöglichte. Schließlich ging das Reich auch nicht an den gefährlichsten inneren Krisen wie dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648), den Türkenkriegen oder den Zerstörungsmotivationen Ludwigs XIV. zugrunde. Dass der Österreichische Erbfolgekrieg (1741–1748) und kurz darauf der Siebenjährige Krieg (1756–1763) das Ende des Reiches antizipierten, dass es infolge der Französischen Revolution (1789–1799), der letzten Krise, wirklich zur Auflösung des Alten Reiches kam, konnte in der Mitte des 18. Jahrhundert niemand voraussehen.

Ein Grund für den Untergang des Heiligen Römischen Reiches lag darin, dass es als defensives Staatesgebilde zu einer wirkungsvollen, auch „robusten“ Politik nach außen hin nur mit den allergrößten Schwierigkeiten in der Lage war. Wohlgermerkt: Einzelne Reichsglieder wie Österreich oder Preußen waren durchaus imstande, massiv Krieg zu führen, doch das Reich als Ganzes war defensiv, die Reichsarmee nur bedingt einsatzbereit, weshalb die Grenzen des Reiches immer wieder „erfolgreich“ verletzt werden konnten. Österreich, das sich in vielen Fällen als Schutzmacht für das gesamte Reich in der Verantwortung sah, musste, wenn möglich, alleine militärisch aushelfen. Das funktionierte jedoch nicht immer; im Falle des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688–1697) beispielsweise war die habsburgische Armee durch den türkischen Angriff auf Wien selbst gebunden.

Die habsburgischen Kaiser konnten sich daher nur auf ihr eigenes Land, auf Österreich mit seinen dazugehörigen Territorien, verlassen, nicht aber auf die übrigen Reichsstände. So war es ihnen nur selten möglich, gestärkt durch das Reich im Hintergrund als nennenswerte Kraft außenpolitischen oder konfessionellen Problemen entgegenzutreten. Österreich und damit der Kaiser war im Verhältnis zu seinen Gegnern wie Frankreich nicht nur schwach, sondern auch arm. Finanzielle Hilfe sah der Kaiser in Auslandsanleihen, für deren Sicherheit regelmäßig heimische Einnahmen (etwa der Steuerertrag einer Provinz oder die Einkünfte aus einem Bergwerk) verpfändet werden mussten. Den Schulden stand allerdings eine ehrgeizige Außen-, Bau-, Kultur- und Militärpolitik gegenüber, wodurch auch die Armee finanziell gefährdet war: Schlesien ging in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts praktisch auch wegen Geldmangel verloren.¹⁷

¹⁷ So gab es einen großen Widerspruch zwischen der österreichischen Großmachtspolitik und der Verantwortung gegenüber dem Reich, der den Zeitgenossen als irreversibel und als unauflösbar erschien. Dadurch traten auch in Wien Resignation und Enttäuschung zu Tage, sodass immer wieder die Idee aufkam, das Reich sich selbst zu überlassen. Insgesamt war auch die österreichische Außenpolitik im 18. Jahrhundert überwiegend defensiv und an der Erhaltung

Wenn die Kaiser auch keine robuste Außenpolitik betreiben konnten, so besaßen sie dennoch eine Art „soft power“: Sie waren im Besitz der *Dignitas* des Kaisertums, einer der wesentlichen Begleiterscheinungen der Kaiserwürde. „Mit seinem universalen Anspruch und religiösen Charakter hatte das Kaisertum auf der Basis der römischen Kaisertradition und der christlichen Vorstellung von göttlicher Einsetzung im weltlichen Bereich eine gleichsam absolute Gewalt und universale Geltung in der Christenheit erlangt.“¹⁸ Für das Selbstverständnis des Heiligen Römischen Reiches ist von entscheidender Wichtigkeit, dass dem Kaiser „im göttlichen Heilsplan eine Schlüsselrolle zugewiesen“ wurde. Der Kaiser stellte mit dem Papst den „sinnhaften“ Aufbau der Welt dar, „er war nächst Gott selbst die Quellen aller Legitimität, die sich hierarchisch, von oben nach unten, der gesamten Ordnung mitteilte. Kaiser und Reich besaßen einen sakralen Charakter, der durch rituelle Maßnahmen demonstriert wurde.“¹⁹ Auch wenn seit dem Spätmittelalter die *Dignitas* mit der Kaiserwürde verbunden blieb, so war später, insbesondere nach dem Dreißigjährigen Krieg, mit dem Kaiseramt keine Superiorität in der europäischen Staatenwelt mehr gekoppelt, weder *Potestas* noch *Auctoritas*.²⁰ Das Konzept der *Dignitas* war allerdings so vielversprechend und reizvoll, dass sich eine Vielzahl von Herrschern zum Teil ganz offen um die Kaiserkrone bemühte, wie Franz I., Heinrich II., Ludwig XIV. von Frankreich oder Heinrich VIII. von England. Selbst osmanische Herrscher wie Mehmed und Suleiman der Prächtige erhoben Anspruch auf die Krone.²¹

Der Eintritt des Heiligen Römischen Reiches in die Neuzeit

Wenn auch bereits 962 mit der Krönung Ottos I. zum römisch-deutschen Kaiser die Existenz Deutschlands begann, so erfolgte erst mit dem Wormser Reichstag von 1495 „die Geschichte deutscher Gesamtstaatlichkeit“. Mit „Worms“ trat Deutschland aus der „mittelalterlichen Verfasstheit“ des Heiligen Römischen

des Status quo interessiert; nur in Situationen, in denen sich das Land herausgefordert fühlte (Spanien, Schlesien) oder die eigenen Sicherheitsinteressen berührt wurden, waren revisionistische Tendenzen spürbar. Zu Österreich siehe Duchhardt, Heinz, *Balance of Power*, S. 116–128.

¹⁸ Kohler, Alfred, „Kaiseridee“, S. 33.

¹⁹ Stollberg-Rilinger, Barbara, *Verfassungsgeschichte*, S. 93–94.

²⁰ Kohler, Alfred, „Kaiseridee“, S. 33.

²¹ Simms, Brandan, *Vorherrschaft*, S. 48.

Reiches heraus²² und verordnete sich eine Reform, die eine Festigung der Institutionen zwischen Reich und Kaiser sowie eine Neuordnung und Verrechtlichung zum Ziel hatte. Mit der „Neueinrichtung des Reichskammergerichtes“ etwa ging „[...] ein wichtiger Bereich der Reichsjustiz in die Hände der Stände“ über. Außenverteidigung, Friedens- und Rechtswahrung wurden dagegen zur Domäne der Reichspolitik von beiden Instanzen, Kaiser und Ständen. Das Fehdeverbot, das insbesondere den ritterlichen Adel traf, ging ebenso in Richtung allgemeiner Staatswerdung wie die Verfolgung von Landfriedensbrechern, die durch die Exekutive verfolgt und verurteilt wurden. Auch wenn der sogenannte Ewige Landfriede nicht gleich nach der Verkündung 1495 überall realisiert werden konnte, war sein rechtliches Inkrafttreten bereits ein verfassungsrechtlicher Fortschritt.²³

Das Reich erzielte letztlich mit Blick auf die Staatswerdung eine förderliche institutionelle Verdichtung, Durchdringung und Organisation, zudem war der Reichstag die größte und funktionierende Ständeversammlung der damaligen Zeit. Mit den gesetzlichen Reformen und der Modernisierung ging auch eine dynamische technologische Innovation (Bergbau, Buchdruck) einher. Letztlich blieb allerdings der Reichstag ausgesprochen ständisch; nach Karl V. verlor die kaiserliche Macht stetig an Einfluss. An diesem schleichenden Machtverlust sollte sich bis 1806 nichts mehr ändern.²⁴

Drei Begriffe prägten das Heilige Römische Reich: der Reichs-Staat, die komplementäre Staatlichkeit und die Libertät.

Die Reichspublizistik bezeichnete im 17. und 18. Jahrhundert das Alte Reich in Analogie zum Fürstenstaat als „Reichs-Staat“. Dieser Begriff wurde verwendet, um das Alte Reich vom fortbestehenden mittelalterlichen Reichslehensverband abzugrenzen, zu dem auch noch Teile Oberitaliens, Burgunds und Böhmens gehörten.

Die auf der Verfassung basierende Staatlichkeit war keine aus einem Guss gefertigte Ordnung, sondern bestand aus verschiedenen Faktoren, die sich gegenseitig ergänzten und die die Ordnung erst zu einer Einheit verdichteten. Die in der frühen Neuzeit fehlende „einheitliche, umfassende Staatsgewalt“ wurde ersetzt durch unterschiedliche staatliche Ebenen wie Territorien, Kreise,

²² Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 348.

²³ Kohler, Alfred, „Kaiseridee“, S. 39–40.

²⁴ Kohler, Alfred, „Kaiseridee“, S. 40.

Bündnisse, Kaiser und Reich, die erst im Verbund ein zielgerichtetes und handlungsfähiges Staatsgebilde ergaben.²⁵

„Die auf dem Reichstag präsenten Stände, der dem Reichskammergericht unterworfenen und von den Reichskreisen umschriebenen Raum sowie der Wille, den Landfrieden dort flächendeckend durchzusetzen, markieren [...] staatsbildende Vorgänge, die mit der um 1500 einsetzenden Betonung einer ‚deutschen Nation‘ im Zusammenhang mit Gegenstand und Titulatur des Reiches auch in der Quellensprache“ zum Ausdruck kamen. „Im politischen Zentrum des Heiligen Römischen Reiches, in Deutschland, entstand so das System der komplementären Staatlichkeit.“²⁶ Unter diesen Bedingungen war das Reich durchaus effektiv, indem es nun auf sich ändernde Bedingungen oder Bedrohungen reagieren konnte. Die komplementäre Staatlichkeit führte dazu, dass dem Reich wegen der „strukturellen Nichtangriffstätigkeit“ zwar außenpolitische Schranken gesetzt waren, doch war es dem Kaiser durchaus möglich, nach innen militärischen Druck auszuüben, wie beispielsweise Karl V. im Schmalkaldischen Krieg (1546–1547). Die Türkengefahr wurde schließlich „zur gemeinsamen Aufgabe“ der Reichsstände „und zum mächtigen Integrationsfaktor des frühneuzeitlichen deutschen Staates.“²⁷

Ein wichtiges Band für die Reichsstände stellte die bereits erwähnte Libertät dar. War das Reich das politische Ordnungssystem, das der vor allem „auf Sprache, Kultur und Abstammung basierenden Gemeinschaft der Deutschen den Rückhalt gab, um eine nationale Identität herauszubilden, gewann nun – vergleichbar mit der Entwicklung der romanischen Länder, die sich mit ihrer lateinischen Vergangenheit identifizierten – der Begriff der Freiheit als Identifikationsbegriff für die deutschen Länder an Bedeutung, den die Deutschen durch die Abwehr der Romanisierung in der Antike für sich in Anspruch nahmen. Als ‚deutsche Freiheit‘ rangierte sie seit dem 16. Jahrhundert an der Spitze des Wertkanons, der die deutsche Nation als Gemeinschaft mobilisierte.“²⁸

Auch wenn dieser Freiheitsgedanke bei deutschen Fürsten immer wieder als Freiheit gegenüber dem Kaiser verstanden wurde, wurde er doch von deutschen Humanisten für das Reich eingefordert.

²⁵ Schmidt, Georg, „Protestantische Reichsstände“, www.regionalesgeschichte.net/bibliothek/texte/aufsaeetze/schmidt-g-beziehungen.html.

²⁶ Schmidt, Georg, „Protestantische Reichsstände“, www.regionalesgeschichte.net/bibliothek/texte/aufsaeetze/schmidt-g-beziehungen.html.

²⁷ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 348.

²⁸ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 349.

Eine Vielzahl von Schriften aus der Feder deutscher Gelehrter, Humanisten und Dichter (wie Conrad Celtis' Werk *Ludus Dianae*) beschworen die Gefahren für das Reich, die insbesondere von Frankreich und seinen Expansionsgelüsten ausgingen; gleichzeitig forderten sie die häufig fehlende Einigkeit der oft nur auf ihre eigenen Belange schauenden Landesfürsten, Städte und Untertanen des Reiches. Weitere mahnende Humanisten waren Heinrich Bebel, Jakob Wimpfeling, Sebastian Brant und Thomas Murner. Auch verpflichtete Kaiser Maximilian I. Genealogen wie Stabius, die Stammbäume mit dem Ziel ausarbeiteten, einen Anspruch – in Maximilians Fall den habsburgischen – auf Herrschaft zu rechtfertigen.²⁹

Die Staatsreformen in der Zeit um 1500, in denen „Kaiser und Stände ihr reichspolitisches Wollen festlegten“, sorgten dafür, dass Deutschland mehr war als eine geographische Bezeichnung.³⁰ Die komplementäre Staatlichkeit führte dazu, dass es zu keiner Machtkonzentration auf den Kaiser kam; es wurde nur geregelt, was zur Bestandserhaltung des „Reichs Deutscher Nation“ nötig war.

Der bis zum heutigen Tage immer wieder mit dem Charakter des Alten Reiches in Verbindung gebrachte Historiker und Staatsrechtler Samuel von Pufendorf schrieb in seinem 1667 herausgegebenen Werk *De statu imperii Germanici*: „Da ich nun von den bedeutsamen Ereignissen und von den vielen heftigen Schlachten las, wunderte ich mich, wie dieses Land so große Schäden überstehen konnte, obwohl 30 Jahre lang Einheimische und Fremde an seinem Untergang gearbeitet haben.“³¹ Pufendorf war in Heidelberg Professor für Naturrecht, ein Lehrstuhl, den der calvinistische Pfälzer Kurfürst eigens für ihn eingerichtet hatte. Später wurde er Hofrat in Berlin. Er war somit Teil der protestantischen Seite innerhalb des Reiches und damit antihabsburgisch und antikaiserlich, nicht aber gegen das Reich eingestellt. Er forderte eine grundlegende Reform des Reiches, das unabhängig vom Kaiser werden und eher einen Bund souveräner Staaten bilden sollte. Pufendorf, der das Reich mit einem „Monster“ verglich, glaubte zu erkennen, dass der Kaiser auf der einen Seite versuchte,

²⁹ Bildkünstlerisch setzte Maximilian I. zur Inszenierung seiner Kaiserwürde Holzschnitt-Werke ein, die vom Einblattdruck bis zu den großen Bilderreihen des *Weißkunjigs*, der *Ehrenpforte* und des *Triumphzugs* reichten; an diesen Werken wirkten die bedeutendsten Künstler seiner Zeit wie Albrecht Dürer, Hans Burgkmair, Leonhard Beck, Hans Springinklee, Hans Schäuffelin oder Albrecht Altdorfer mit. Von allergrößter Bedeutung ist neben jenen Künstlern auch der Baseler Rechtswissenschaftler Sebastian Brant. Siehe Wiesflecker, Hermann, *Maximilian I.*, S. 454–459.

³⁰ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 348.

³¹ Zitiert nach Schilling, Heinz, *Höfe*, S. 94.

die Monarchie wiederherzustellen, während die Stände nach absoluter Freiheit trachteten. Das Reich allerdings zur Monarchie zurückführen zu wollen hieße, es in totale „Verwirrung der Verhältnisse“ zu stürzen, wenn es sich doch ohne vergleichbare Turbulenzen wie von selbst zu einem Staatenbund, zu einem „Bund mehrerer Staaten“, zu einer „Föderation von Bundesgenossen ungleichen Rechts“ entwickeln würde.³²

Die Reichskriegsverfassung

Das Heilige Römische Reich sah theoretisch vor, dass seine Verteidigungsfähigkeit durch die Reichstruppen gewährleistet werden sollte. Dieser Aufgabe wurden die Truppen jedoch weder hinsichtlich Ausbildung, Mannschaftsstärke noch Ausrüstung gerecht. Das Reich war wegen der unterschiedlichen Landstände, ihrer häufig entgegengesetzten Interessensgebiete, der konfessionellen Gegensätze und des häufig trotzigen Festhaltens an der Libertät einzelner Reichsglieder weit von einem gemeinsamen, wirkungsvollen Auftreten entfernt. Diesem Missstand sollte 1681 die Reichskriegsverfassung entgegenwirken.

Die Reichskriegsverfassung war in erster Linie eine Rechts- und Friedensordnung, auch wenn sie – wie in den Fällen der „Wolfsnatur des französischen Macht- und absolutistischen Fürstenstaates“³³ oder angesichts der Türkeengefahr ab 1683 – das Führen von Kriegen durchaus ermöglichte. Das Reich, nicht einzelne Glieder des Reiches, trat im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) als Kriegsherr auf, im Polnischen Erbfolgekrieg (1733–1735), im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) sowie schließlich im Ersten und Zweiten Koalitionskrieg (1792–1797 beziehungsweise 1799–1802). „Die Reichsarmatur hatte das Kriegswesen und allgemein die Außenpolitik des Reiches noch stärker an die Zustimmung, ja Trägerschaft der Reichsstände gebunden, finanziell ebenso wie organisatorisch – vor allem an die Reichskreise, die mit ihren proportional zu ihrer Leistungskraft angesetzten Kontingenten das Reichsheer bildeten, aber auch an den Reichstag, der die Reichsgeneralität berief.“³⁴

Musste das Reich Krieg führen, so waren der Kaiser und die Stände gezwungen, in Regensburg nach langwierigen Verhandlungen die Verteidigung des Reiches zu beschließen und Truppen aufzustellen. Erst nach der zeitrauben-

³² Zitiert nach Schilling, Heinz, *Höfe*, S. 95.

³³ Schilling, Heinz, „Friedensorganisation“, S. 131.

³⁴ Schilling, Heinz, „Friedensorganisation“, S. 131.

den Klärung personeller, finanzieller und organisatorischer Voraussetzungen war die Reichsarmee einsatzfähig. Das Reich verfügte ja über kein stehendes gemeinsames Heer, und auch der Kaiser hatte keine eigene kaiserliche Armee, sondern nur die Truppen seines jeweils eigenen Landes (im Falle der Habsburger die Truppen des Erzherzogtums Österreich). Hier lag die strukturelle Schwäche des Reiches gegenüber einem dynastischen, absolutistischen Fürstenstaat, dessen stehende Armee sofort einsatzbereit war. Bis ins 17. Jahrhundert gab es keine Bestimmungen, wie Kriege im Inneren und Äußeren des Reiches hätten geführt werden können, da seit dem Wormser Reichstag von 1495 von der „grundsätzlichen Friedfertigkeit des Reiches“ ausgegangen wurde: Das Reich galt quasi als „kriegsuntauglich“.³⁵ Gottfried Wilhelm Leibniz formulierte die jederzeit mögliche Bedrohung des Reiches insbesondere durch Ludwig XIV., indem er feststellte, dass das Reich, „ganz blind, schläfrig, bloß, offen, zertheilt, unbewehrt, und nothwendig entweder des Feindes, oder weil wir bey ietziger anstalt solchem nicht gewachsen, des beschützers Raub seyn.“³⁶

Wegen seiner defensiven Struktur spielte das Alte Reich im 18. Jahrhundert, in der Zeit Fürst Wilhelm Heinrichs, im Konzert der Großmächte keine Rolle mehr. Die Reichskriegsverfassung von 1681 hatte zwar vorgesehen, dass zur Sicherheit des Territoriums in Friedenszeiten 40 000, zu Kriegszeiten 120 000 Mann für das Reichsheer gestellt werden mussten. Allerdings zeigten die „armierten“ (also bewaffneten) Stände wenig Bereitschaft, die Regularien mit Leben zu füllen. Während der Verteidigungskriege gegen Ludwig XIV. waren die im Westen des Alten Reiches gelegenen und daher am meisten bedrohten Vorderen Reichskreise deswegen zu einer rein defensiven Selbstorganisation übergegangen, den Kreisassoziationen. Diese Kreisassoziationen suchten etwa im Spanischen Erbfolgekrieg den Anschluss an auswärtige Mächte und blieben bis 1750 die eigentliche militärische Organisationsform des Reiches. In der Zeit zwischen 1720 und 1730 war die Assoziation sogar in der Lage, die Truppenstärke zu erhöhen und im Frieden beisammenzuhalten.³⁷

³⁵ Neuhaus, Helmut, „Militärische Exekutive“, S. 302–304. Maximilian I. bat die Reichsstände mehrfach um Unterstützung gegen die Reichsitalien betreffenden Angriffe Frankreichs, musste die Kriege allerdings stets selbst (also mit den Truppen seines Erzherzogtums Österreich) führen. Bei den Türkenkriegen vor Wien ließen die Reichsstände Österreich allerdings nicht im Stich.

³⁶ Leibniz, Gottfried Wilhelm, *Bedenken, Welchergestalt Securitas Publica* [...], 1. Teil, Politische Schriften, Bd. 1: 1667–1676, Ostberlin 1983, Nr. 5, S. 133–170, hier S. 134, Absatz 6, zitiert nach Neuhaus, Helmut, „Militärische Exekutive“, S. 306.

³⁷ Bei Fällen der sogenannten Reichsexekution (also Durchsetzung von Reichskammergerichts-

Das Alte Reich als parlamentarischer Staat

Der Reichstag, seit 1663 der „Immerwährende Reichstag“ in Regensburg, war eine ausgesprochen moderne Institution. Zwar wurden immer häufiger Probleme direkt zwischen den Höfen geregelt, doch Reichskriegserklärungen waren nur mit Zustimmung des Reichstages möglich. Auch war er von unschätzbarem Wert als Kommunikations- und Informationszentrum. Er war das hauptsächliche Problemlösungsorgan für alle reichspolitischen Fragen bis hin zu den „in Supplikationen bittend und beschwerend vorgebrachten Problemen der einzelnen Untertanen.“³⁸

„[Der] Reichstag und die Reichsgerichte waren Instanzen des Interessenausgleichs und der friedlichen Konfliktregulierung, die ungeachtet ihrer unbestreitbaren Mängel Beachtung als ein historisches Modell für die Schlichtung politischer und gesellschaftlicher Gegensätze verdienen. Am Reichstag, einer der vornehmsten europäischen Ständeversammlungen, entwickelten sich darüber hinaus [...] Formen der politischen Auseinandersetzung und Öffentlichkeit, die zwar ganz und gar alteuropäischen Charakters waren, aber dennoch zur Vorgeschichte des modernen Parlamentarismus gehören.“³⁹ Auch der parlamentsfeindliche Absolutismus konnte sich in Reinkultur nur in den großen Staaten wie Österreich und Preußen sowie in einigen mittelgroßen wie Hessen-Kassel und Bayern entwickeln. Anderenorts, etwa in den vielen geistlichen Territorien, in den Reichsstädten und Kreisen, existierten dagegen „im alteuropäischen Sinne republikanische Züge.“⁴⁰ Im Unterschied etwa zu den alteuropäischen Republiken wie Venedig, der Schweiz und den Niederlanden tagten allerdings in den Kreis- und Reichstagen die Regierungen, sprich die Fürsten, und nicht die Untertanen, die das republikanische Politikmodell trugen. Der Unterschied relativiert sich jedoch, wenn man bedenkt, dass es in den genannten Republiken gleichfalls keine demokratischen Strukturen im modernen Sin-

urteilen oder Bewahrung des Landfriedens) oder bei äußerer Bedrohung beschloss der Reichstag den Reichskrieg und ordnete die Aufstellung eines Reichsheeres an, das sich aus den von den Kreisen zu organisierenden Kreiskorps zusammensetzte. Der militärische Wert dieses Heeres war nie hoch gehandelt; es flankierte die kaiserliche Truppe oder war für Sicherungs- und Besatzungsaufgaben zuständig. Vollends deutlich wurde der mangelnde Wert des Reichsheeres, als es im Siebenjährigen Krieg die Reichsexekution gegen den landfriedensbrüchigen Friedrich II. durchführen sollte, aber stattdessen meuterte und Reißaus nahm. Siehe Duchhardt, Heinz, *Balance of Power*, S. 46.

³⁸ Neuhaus, Helmut, „Reichstag“, S. 51.

³⁹ Neuhaus, Helmut, „Reichstag“, S. 51.

⁴⁰ Schilling, Heinz, *Höfe*, S. 128.

ne gab. Übung im Diskutieren, Verhandeln, Abstimmen gab es in Deutschland allemal und allenthalben und zu jeder Zeit bis zum Ende des Alten Reiches.

Während sich neben dem Alten Reich auch einige andere europäische Länder wie Frankreich, Großbritannien oder die Niederlande im 16. und 17. Jahrhundert mit politisch begründeten Bürgerkriegen und konfessionellen Auseinandersetzungen quälten, wandelten sich jene Monarchien schließlich und schufen Staaten, an dessen Spitze der Souverän stand, der die letztgültige Staatsgewalt in den Händen hielt. Das Reich als ein staatenbündischer Organismus mit einer nur noch weitgehend repräsentativen monarchischen Spitze wurde dagegen mit den militärischen Unzulänglichkeiten anderer republikanischer Staatswesen wie Polen, Venedig oder der Schweiz verglichen,⁴¹ die – abgesehen von der Schweiz – bekanntlich im 18. Jahrhundert zu bestehen aufhörten. Wie bereits erwähnt, trat das Reich schon im 17. und 18. Jahrhundert im gesamteuropäischen Konzert in den Hintergrund, während sich Österreich und später Preußen als europäische Großmächte mit jeweils eigenen, reichsunabhängigen machtpolitischen Positionen etablierten. Von nun an kämpften zwei Systeme miteinander: hier die „Staatsräson einer europäischen Großmacht“ mit ihrer „aggressiven Expansionspolitik“ (Preußen), dort „die Staatsräson des Reichs“ (samt Österreich) mit seinem „Verfassungsgleichgewicht und [seiner] Machtkontrolle“.⁴²

Dass sich das Reich trotz der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges, des Westfälischen Friedens, der aggressiven Politik Frankreichs, der Türkengefahr, des Fehlens einer administrativen und machtpolitischen Konzentration, des differenzierten Föderalismus sowie der immer weiter auseinanderdriftenden Reichsglieder behaupten konnte, lag am Reichstag: Er war das einigende Band. Nachdem der Reichstag bei den Friedensschlüssen von Basel (1795) und Campo Formio (1797) im Ersten Koalitionskrieg in Wegfall geriet, ging wenig später 1806 unter Zutun Napoleons (und später Preußens in nachnapoleonischer Zeit) auch das Reich in seiner „republikanischen Form“ unter.⁴³

Der Zusammenhalt der Reichsglieder

Die in jener Zeit einflussreiche Lehre von Thomas Hobbes „*Homo homini lupus est*“ (dt.: „Der Mensch ist der Wolf des Menschen“) und die Erinnerungen an die

⁴¹ Duchhardt, Heinz, *Balance of Power*, S. 47.

⁴² Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 349.

⁴³ Neuhaus, Helmut, „Reichstag“, S. 51.

Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges fügte die einzelnen Glieder des Reiches, also die selbständigen Länder, immer fester zusammen.⁴⁴

Die Loyalität innerhalb des Reiches zeigte sich nicht nur in realer Gegenwehr, sondern auch in einem gewissen, identitätsstiftenden Reichspatriotismus: Das Schüren der Feindseligkeit gegen die Gegner des Reiches trug zur Herausbildung und Betonung seiner Eigenart und Charakteristik bei. Dieses Vorgehen bildete sich bereits während des Dreißigjährigen Krieges aus; gerade der Schwedisch-Französische Krieg seit 1635 befeuerte Feindseligkeiten gegen Frankreich und Schweden, wobei es bemerkenswert ist, dass protestantische Klageschriften die Schweden als Aggressoren unerwähnt ließen.⁴⁵ Zahlreiche Dichter und Publizisten wie Opitz, Rist, Czepko, Logau, Zesen oder Moscherosch gehen in dieser Zeit auf das Leid der Deutschen ein. Sie stellen aber andererseits auch fest, dass Deutschland selbst die Schuld daran trage, dass so viele ausländische Staaten es heimsuchten – schließlich habe Gott das so gewollt. In *Das Friedewünschende Teutschland* von Johann Rist aus dem Jahr 1647 heißt es entsprechend: „Bilde dir ja nicht ein Teutschland, daß diese ausländischen Völker aus eigener Bewegnisse dich dermahssen über haben zerhandelt [...] Gott hat es ihnen befohlen.“⁴⁶ Die Schuld der Deutschen bestand nach Meinung der Schreiber darin, dass sie in politischer, ethischer (Religion, Sitten- und Kulturverfall) und sprachlicher Hinsicht gefehlt hatten. Dazu zählte auch, dass immer mehr französische Moden wie Sprache, Verhalten und Kleidung übernommen wurden.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde die außenpolitische Beweglichkeit Deutschlands weiter eingeschränkt. Der ohnehin kaum zu stillende Expansionsdrang Frankreichs erhielt noch weiteren Anreiz dadurch, dass Spanien mit dem Verlust seiner Besitzungen in den Niederlanden und im späteren Belgien ein Vakuum im Reich hinterließ, das Frankreich zu füllen beabsichtigte. Nur mit allergrößten Anstrengungen konnte dieses Vorhaben zum Teil abgewendet werden, auch wenn große Teile Flanderns an Frankreich fielen.⁴⁷

1673 verlangte Kaiser Leopold I. von allen Reichsbürgern, -vasallen und -ländern, sie sollten die Aktivitäten und Dienste, die Einzelne von ihnen für Frankreich versahen, aufgeben und sich ihrer Verantwortung und Pflicht dem „Vaterland“ gegenüber bewusst werden. Gemeint war etwa Brandenburg, das

⁴⁴ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 173, siehe auch allgemein ders., „Kulturnation“.

⁴⁵ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 173.

⁴⁶ Zitiert nach Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 173.

⁴⁷ Simms, Brandan, *Vorherrschaft*, S. 81.

von seiner neuen frankreichtreuen Politik absehen sollte, die es betrieben hatte, seitdem das zu Brandenburg gehörende Kleve von den Franzosen erobert worden war. Zudem forderte der Kaiser alle Stände auf, die „Conservation des Heiligen Römischen Reichs, der Teutschen Nation Libertät, mithin eines jeden Standes selbst-eigene Convenientz und Wohlfahrt“ zu bewahren.⁴⁸ Dies konnte jedoch nicht verhindern, dass elsässische Städte wie Schlettstadt und Colmar von den Franzosen eingenommen wurden, und auch die Pfalz war gefährdet, sodass selbst der brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm Truppen mit 16 000 Mann zur Reichsverteidigung stellte.⁴⁹

Schließlich sollte aber nicht übersehen werden, dass nicht Krieg der Normalzustand zwischen den Reichsgliedern war (die Kämpfe zwischen protestantischen und katholischen Reichsständen im Dreißigjährigen Krieg bilden eine Ausnahme), sondern der Frieden. Wenn auch der Westfälische Frieden von 1648 die territoriale Staatsbildung einzelner Reichsglieder ausbaute, indem er den Reichsständen die Bündnisfreiheit untereinander und nach außen zusprach, hatte er das föderative Element der Reichsverfassung doch wesentlich verstärkt und dem Reich Züge einer Staatenföderation verliehen.

⁴⁸ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 218.

⁴⁹ Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 217.

III. Die französische Politik gegenüber dem Reich

*Sich zu vergrößern ist die angenehmste und würdigste Beschäftigung eines Souveräns.*⁵⁰

Der habsburgisch-französische Gegensatz

Territorialer Zugewinn war im Heiligen Römischen Reich lange Zeit nur durch den Erbfall denkbar; dabei konnten allerdings nur Reichsstände erben, wie etwa Österreich, nicht aber das Reich selbst. Hinreichend bekannt ist das auf Österreich bezogene Motto: „*Bella gerant alii, tu felix Austria nube/Nam quae Mars aliiis, dat tibi diva Venus*“ („Kriege lass andere führen, du, glückliches Österreich, heirate/Denn was den anderen Mars, Dir gibt's Venus, die Göttin.“). Selbstverständlich konnte der Erbfall auch in die „entgegengesetzte Richtung“ erfolgen, wie beim Österreichischen Erbfolgekrieg: Da wollten andere, etwa Bayern und Sachsen, Habsburg beerben.

Der Normalfall war jedoch, dass Austria heiratete und Landgewinn machte. Ein frühes Beispiel stellt das burgundische Erbe dar, das 1477 an das Haus Habsburg fiel, als Kaiser Maximilian I. Maria ehelichte, die rechtmäßige Erbin des Burgunds. Frankreich fühlte sich dadurch herausgefordert, denn nun standen die österreichischen Habsburger allenthalben den Franzosen gegenüber: im Burgund, in Spanien und im Reich, später über die spanischen Habsburger auch in Übersee. Frankreich fühlte sich von Habsburg umklammert und – das war wohl der entscheidende Punkt – an der weiteren Expansion erst einmal gehindert, denn wohin die Franzosen auch wollten, die Habsburger waren bereits dort. So kam es zum deutsch/habsburgisch-französischen Gegensatz (1516–1756), so wurde Europa seit dem späten 15. Jahrhundert vom „Kampf um die Suprematie“ beherrscht.⁵¹ Der Konflikt wurde in der Zeit Kaiser Maximilians insbesondere im erwähnten Burgund und in Oberitalien (Italienische Kriege) lange und blutig ausgefochten.

⁵⁰ Ludwig XIV. zu Marschall Villars, zitiert nach Jähns, Max, *Kriegswissenschaften*, S. 2333.

⁵¹ Kohler, Alfred, „Kaiseridee“, S. 41. Siehe allgemein auch Malettke, Klaus, *Hegemonie*.

Maximilian und einige deutsche Humanisten warnten mehrfach vor dem Expansionsdrang Frankreichs. Und in der Tat: Das Burgund, das durch Heirat an Habsburg gegangen war, wurde 1477 von Frankreich annektiert. Eine weitere Möglichkeit für Frankreich, das Reich respektive Habsburg nachhaltig zu schwächen, war neben dem Landgewinn auch die Komplizenschaft mit den nach Europa drängenden Osmanen – ein Verhalten, das Maximilian den Franzosen immer wieder und unumwunden vorwarf. Auch die Reichspublizistik hielt den Lesern vor Augen, dass die Franzosen die Kaiserkrone erlangen wollten, die allerdings – so Maximilian und sein Gelehrtenkreis – ein von Gott verliehenes Vorrecht der Deutschen sei.

Demgegenüber sah sich Frankreich nach dem siegreichen Ende des Hundertjährigen Krieges mit England (1338–1453) veranlasst, jene als bedrohlich empfundene Umklammerung abzuschütteln und die Landesgrenzen neu zu bestimmen, zu „arrondieren“ (was konkret auf ein Erweitern hinauslief). Später stellte Ludwig XIV. fest: „Sich zu vergrößern ist die angenehmste und würdigste Beschäftigung eines Souveräns.“⁵²

Der Dreißigjährige Krieg und der Westfälische Frieden

Bis zum Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) waren das Heilige Römische Reich und Frankreich im Großen und Ganzen ebenbürtig. Beide einte die gegenseitige Abneigung und die ständige Versuchung, dem anderen zu schaden. Das gelang mal dem einen, mal dem anderen mehr. Dieses fragile Gleichgewicht zwischen Frankreich und dem Alten Reich sollte sich im 17. Jahrhundert jedoch abrupt zugunsten Frankreichs ändern.

Dreizehn Jahre vor dem Westfälischen Frieden, der 1648 den Dreißigjährigen Krieg beendete, hätte der Krieg bereits überstanden sein können, da 1635 der Prager Frieden zwischen den protestantischen und katholischen Reichsständen geschlossen wurde.⁵³ Dieser Friedensschluss beinhaltete Folgendes:

- Die weltlichen Güter wurden nach dem Besitzstand von 1627 wiederhergestellt.

⁵² Ludwig XIV. zu Marschall Villars, zitiert nach Jähns, Max, *Kriegswissenschaften*, S. 2333.

⁵³ Ausnahmen waren Bernhard von Sachsen-Weimar und der Landgraf von Hessen-Kassel, die einem Frieden nicht zustimmten; die übrigen Landstände waren jedoch für Frieden.

III. Die französische Politik gegenüber dem Reich

- Den Reichsständen wurde verboten, Bündnisse untereinander und mit ausländischen Mächten einzugehen.
- Den Reichsständen, die gegen den Kaiser gekämpft hatten, wurde Amnestie gewährt.
- Der Kaiser sollte selbst Reichstruppen besitzen, die aus den Truppen aller Reichsstände rekrutiert werden sollten. Die Reichsfürsten durften zwar die Truppen befehligen, aber nur als kaiserliche Generäle. Diese Novelle der Reichskriegsverfassung hatte das Ziel, die fremden Truppen (Spanier, Dänen und Schweden) aus dem Reich zu vertreiben.
- Die wichtigste territoriale Veränderung war, dass Kur-sachsen die Nieder- und Oberlausitz erhielt. Dies galt als Begleichung der Schulden, die der Kaiser bei den Sachsen hatte.

Der Prager Frieden konnte jedoch Frankreich und Schweden nicht daran hindern, ihre eigenen Interessen auf dem Gebiet des Reiches kriegerisch weiterzuverfolgen. Fast parallel zum Friedensschluss erklärte Frankreich den spanischen Habsburgern den Krieg, woraufhin Kaiser Ferdinand II., der sich zur Unterstützung der Spanier verpflichtet fühlte, mit einer Kriegserklärung an Frankreich antwortete. Das katholische Frankreich verbündete sich nun mit den protestantischen Schweden. Ironie der Geschichte ist, dass sich somit in einem ursprünglichen Religionskrieg zwei konfessionelle „Feinde“ vereinten, um einen Dritten – hier das Heilige Römische Reich respektive Habsburg – zu schwächen oder gar auszulöschen. Doppelte Ironie ist, dass Richelieu die Protestanten im eigenen Land ausgemerzt hatte, worüber die Schweden wohl gnädig hinweggesehen haben dürften, denn mittlerweile ging es nicht mehr um Religion, sondern um Macht und Einfluss.

Frankreich trat also nicht aus konfessionellen Gründen in diesen Krieg ein, sondern eilte den schwächelnden Schweden im Kampf gegen den Kaiser zur Hilfe. Dadurch dauerte dieser das kollektive Gedächtnis der Deutschen für mehrere Jahrhunderte prägende Krieg weitaus länger, als wenn er ein deutsch-interner Konfessionskrieg geblieben wäre.⁵⁴ In der Koalition zwischen Frank-

⁵⁴ Natürlich war auch der Prager Fenstersturz – der Kleinsttropfen, der die Spannungen im Reich 1618 hatte explodieren lassen – ursprünglich ein Machtkampf gewesen, um zu klären, wer in Prag und Böhmen das Sagen hatte; zu einer konfessionellen Auseinandersetzung wurde er erst im weiteren Verlauf.

reich und Schweden gegen den Kaiser verschmolz der im Kern nach wie vor deutsche Konfessionskrieg zu einem europäischen Hegemonialkampf.⁵⁵

Der Erfolg der nunmehr gemeinsam kämpfenden Bündnispartner blieb nicht aus. Dem Kaiser (mittlerweile Ferdinand III.) wurde deutlich, dass ein Gesamtfrieden ohne Frankreich, Schweden und die mit ihnen verbündeten Reichsstände nicht möglich war. Nach zahlreichen verlorenen Schlachten bis 1645 war die Verwirklichung des Prager Friedens illusorisch, zumal immer mehr Kombattanten, wie die Brandenburger und Mainzer, vom Kaiser abfielen.

Die 1648 „auf beinahe die Hälfte ihrer Zahl vor 30 Jahren dezimierte Bevölkerung hatte Unsägliches, hatte Tod, Zerstörung und Angst in kaum vorstellbarem Ausmaß erlitten. Der Krieg mit seinen unzähligen Schlachten und Scharmützeln sowie die Durchzüge und die oft monatelangen Einquartierungen einer zunehmend verrohenden und zudem sich aus dem jeweiligen Landstrich ‚ernährenden‘ Soldateska hatte insbesondere im Laufe der letzten ein- einhalb Jahrzehnte, die erst von Frankreich initiiert wurden, ein flächenhaftes Morden, Misshandeln, Plündern und Brandschatzen entfesselt.“⁵⁶

Zwei Voraussetzungen für den in einem fünfjährigen Friedenskongress ausartierten und 1648 endlich geschlossenen Westfälischen Frieden waren die Restitution der den Reformierten entzogenen Territorien und die Entschädigung Frankreichs und Schwedens. Eine Schwächung von Kaiser und Reich bedeutete ferner die Wiedereinführung der ständischen Libertät.

Ziel Ferdinands III. war es gewesen, mit Frankreich und Schweden getrennt Frieden zu schließen und die Probleme der Reichsverfassung auszuklammern, doch scheiterte dieses Vorhaben am Veto der beiden siegreichen Fremdmächte.⁵⁷ Seit Beginn des 17. Jahrhunderts waren Verfassungsfragen im Reich in einer anschwellenden politologischen und staatsrechtlichen Literatur erörtert worden. Frankreich und Schweden schlossen sich der von den meisten protestantischen Reichsständen vertretenen Auffassung an, das Reich könne wegen seiner aristokratischen Struktur nur von Kaiser und Reichsständen gemeinsam vertreten werden. Schließlich sprachen sich die Reichsstände das Verhandlungs- und Stimmrecht selbst zu, und dem Kaiser blieb nichts anderes übrig, als dem zuzustimmen.

⁵⁵ Kotulla, Michael, *Verfassungsgeschichte*, S. 90.

⁵⁶ Kotulla, Michael, *Verfassungsgeschichte*, S. 91.

⁵⁷ Willoweit, Dietmar, *Verfassungsgeschichte*, S. 188.

Auch sollte der Friedensvertrag ein ewiges Reichsgesetz sein, gleich den anderen Reichsgrundgesetzen. Alle neu gewählten römischen Könige respektive Kaiser verpflichteten sich von nun an, den Westfälischen Frieden einzuhalten. Nicht mehr die „Heiligkeit“ des Reiches und nicht mehr das „Reichsherkommen“ allein legitimierten die neue Ordnung, sondern völkerrechtliche Bindungen, die auch wesentliche innerdeutsche Verhältnisse erfassten und die souveräne Rechtsmacht einschränkten.⁵⁸

Territorien des Alten Reiches durften laut Friedensvertrag Außenpolitik betreiben und daher Bündnisse schließen. Den Reichsständen wurde ein Stimmrecht in allen Beratungen über Reichsangelegenheiten eingeräumt; sie durften danach insbesondere beim Erlass oder bei der Auslegung von Reichsgesetzen, bei Entscheidungen über auswärtige Bündnisse, Festungsbauten oder Steuerausreibungen, letztlich somit in allen wichtigen Angelegenheiten der Reichspolitik mitwirken. Es muss dabei betont werden, dass dies ein Recht des Reichstages „als der Summe der dort vertretenen Reichsstände“ war und nicht das der einzelnen Staaten. Damit waren einige Majestätsrechte endgültig in die Zuständigkeit des Reichstages gebunden. Die Reichsstände durften nun untereinander und mit dem Ausland Bündnisse für ihre Erhaltung und Sicherheit abschließen (*ius foederis*), sofern diese nicht gegen Kaiser und Reich, nicht gegen geleistete Treueeide und den Landfrieden gerichtet waren. Damit erhielten die Stände – modern ausgedrückt – den „Status von Völkerrechtssubjekten mit einer gewissen Selbstständigkeit in ihrem politischen Handeln nach außen zugestanden. Andererseits durfte der Kaiser ohne Zustimmung der Landesstände keine Bündnisse eingehen.“⁵⁹

Garantiert wurden diese Rechte durch Frankreich und Schweden. Beide „Schutz- und Garantiemächte“ hatten jetzt Einfluss und Stimme im Reich.

Frankreich als Garantiemacht des Reiches

Nach dem Westfälischen Frieden beanspruchte Frankreich als Garantiemacht (und natürlich auch Schweden, solange es stark genug war) immer wieder das Recht, in die Belange des Alten Reiches einzugreifen. Französische Politiker wie Mazarin oder vorher schon Richelieu versuchten durch chirurgische Eingriffe das Heilige Römische Reich in ihrem Sinne zu lenken. „Leitmotiv fran-

⁵⁸ Willoweit, Dietmar, *Verfassungsgeschichte*, S. 189.

⁵⁹ Zur Frage der Außenpolitik siehe Kotulla, Michael, *Verfassungsgeschichte*, S. 103 f.

zösischer Reichspolitik [...] war das Verfassungswerk des Westfälischen Friedens samt seiner seit 1648 vorgenommenen Modifizierungen. Das durch ihn etablierte Gleichgewicht zwischen Kaiser und Reich galt als existentiell für das eigene [also französische] Sicherheitsbedürfnis und man betrachtete jegliche Verschiebung der Gewichte äußerst skeptisch.⁶⁰

Seinen Einfluss machte Frankreich unter anderem dadurch geltend, dass es die Regenten im Westen des Reiches zu Generälen der französischen Streitkräfte ernannte und sie durch Zahlung von Subsidien und die immanente Drohung der Reunionspolitik (das Sichwiedereinverleiben ehemals französischer Gebiete) gefügig machte.⁶¹ Duchhardt nennt diese Politik Frankreichs eine „egoistische Instrumentierung“ des Westfälischen Friedens mit dem Ziel der „territorialen Expansion“.⁶² Insbesondere Ludwig XIV. versuchte seine in Richtung Spanien und Niederlande zielenden Expansionen zu sichern und den Kaiser am Eingreifen zu hindern. Im Rahmen des Holländischen Krieges (1672–1678), in dem Ludwig seine aggressive Eroberungspolitik unter Beweis stellte, erklärte er beispielsweise, dass er jede militärische Unterstützung der Generalstaaten als Verstoß gegen den Westfälischen Friedensvertrag betrachte und sich genötigt sehe, Schweden als zweite Garantiemacht des Friedens zu bitten, mit Frankreich gegen alle vorzugehen, die die Niederländer unterstützten.⁶³ Die vorgebliche Wahrung des Westfälischen Friedens diene Ludwig also als bequemer Vorwand für quasi beliebiges militärisches Eingreifen. In seiner Funktion als Garantiemacht widersprach er damit jedoch dem Inhalt des Westfälischen Friedens, zumal er selbst an die Friedensartikel gebunden war.⁶⁴

In den grenznahen Ländern des Südwestens des Alten Reiches konnte Frankreich Partei gegen Habsburg ergreifen, antihabsburgische Koalitionen schmieden sowie Länder unterstützen, die nicht kaisertreu waren. Die Franzosen konnten sich dabei auf den Standpunkt stellen, die von ihnen unterstützten Wien-feindlichen Aktionen würden sich nicht gegen den Kaiser, sondern aus-

⁶⁰ Externbrink, Sven, *Friedrich der Große*, S. 345.

⁶¹ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 9–12. Die Reunionspolitik war selbstverständlich auch unter Ludwig XV., der sicher weitaus friedlicher auftrat als Ludwig XIV., von versteckten Drohungen geprägt. Das ursprünglich zu Nassau-Saarbrücken gehörende Kloster Wadgassen erklärte sich erst nach „heftigem Sträuben“ zur „Wiedereingliederung“ nach Frankreich bereit. Zur Reunionspolitik siehe auch Herrmann, Hans-Walter, „Königreich Frankreich“, S. 465.

⁶² Duchhardt, Heinz, „Westfälischer Friede“, S. 535.

⁶³ Externbrink, Sven, *Friedrich der Große*, S. 104.

⁶⁴ Die Garantiemacht musste zunächst offiziell von einem Reichsstand um Hilfe gebeten werden, erst dann durfte sie eingreifen; siehe Externbrink, Sven, *Friedrich der Große*, S. 102.

schließlich gegen Habsburg stellen. Die Garantiemacht Frankreich durfte gegen Habsburg Krieg führen und konnte hierfür Fremdeheere rekrutieren, die dem französischen König unterstanden und von deutschen Reichsständen gestellt wurden, ohne sich dabei verantworten zu müssen, da sich dieses Verhalten ja nicht gegen Kaiser und Reich richtete, sondern nur gegen Wien. Diese im Westfälischen Frieden ausgehandelten Rechte gereichten selbstverständlich nur Frankreich zum Vorteil, während sie zur Schwächung des Reiches beitrugen. Man fragt sich allerdings, wann denn der Tatbestand eines Verstoßes gegen Kaiser und Reich erfüllt gewesen wäre, da ja der habsburgische Kaiser und das Reich in Personalunion zusammengehörten.

Bitten der Reichsstände um Hilfe an die Garantiemacht Frankreich blieben wegen der von Jahr zu Jahr zunehmenden Aggressivität des Nachbarn sehr bald schon aus; Ludwig XIV. desavouierte sich insofern als Garantiemacht selbst. Zudem verlor Schweden in Gesamteuropa an Macht wie auch an Einfluss und fiel quasi als weiterer „Mitspieler“ an der Seite Frankreichs aus.

Spätere Bestrebungen, die Aggressionspolitik Ludwigs XIV. fortzusetzen, scheiterten allerdings – sowohl das Modell Ludwigs XV., durch einen von Frankreich abhängigen Kaiser (wie im Falle des Bayern Karl VII.) mittelbaren Einfluss auf das Reich zu gewinnen, als auch der Versuch, das Kaisertum ganz abzuschaffen und das Reich nach Schweizer und niederländischem Modell in eine Föderation zu verwandeln.⁶⁵

Die Rheinpolitik I

Die französischen Herrscher hingen jahrhundertlang der Überzeugung an, die „gottgegebene“ natürliche Ostgrenze ihres Staates sei der Rhein. Als Grund wurde angeführt, dass schließlich auch das antike Gallien bis zum Rhein gereicht habe. Da sich die Franzosen als Nachfolger der Gallier (= Kelten) verstanden, die Grenze aber mittlerweile weit westlich des Rheins verlief, erhoben sie eben auch Ansprüche gegen ihre östlichen Nachbarn, gegen das Ostfränkische Reich respektive das Heilige Römische Reich. Den Höhepunkt dieser Art Rheinpolitik stellte der Grenzverlauf in napoleonischer Zeit dar, da der Rhein von Basel bis zur Mündung in den Niederlanden die Landesgrenze bildete. Eine Generation später versuchte die französische Regierung abermals, den Rheinverlauf als Grenze zu realisieren, was Victor Hugo leidenschaftlich unterstützte;

⁶⁵ Aretin, Karl Ottmar von, *Das Alte Reich*, S. 28–29.

schließlich wurde Kaiser Napoleon III. 1870 nochmals in dieser Angelegenheit tätig, was zum Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) führte.

Die Rheinpolitik II

Armand-Jean du Plessis, besser bekannt als Kardinal Richelieu, legte in seiner Amtszeit als Erster Minister König Ludwigs XIII. von Frankreich allergrößten Wert auf seine „Protektions- und Passagepolitik“, die vorsah, die für Spanien wichtige Nord-Süd-Achse zwischen den Niederlanden und Oberitalien, wo Spanien ausgedehnte Besitzungen besaß, durch eine West-Ost-Ausrichtung zu stören, zu unterbinden und langfristig aufzulösen. Diese West-Ost-Ausrichtung richtete sich insbesondere gegen Habsburg, das den französischen Staat geradezu umzingelt zu haben schien.⁶⁶ Für Frankreich war entscheidend, dass einflussreiche, am Rhein liegende Reichsstände wie Kurköln, Kurtrier oder auch Münster in einer Art Rheinallianz vereint wurden. Auf Grundlage der westfälischen Friedensgarantien sollte hier eine frankreichtreuer „Wall“ entstehen, der es dem Kaiser nahezu unmöglich machen würde, die Spanier in den Niederlanden zu unterstützen.⁶⁷ Eine derartige Rheinpolitik sollte zudem ein schnelles und damit wirksames militärisches Eingreifen Frankreichs erlauben. Die Gefahr einer habsburgischen Universalmonarchie, die allerdings nach Malettke insbesondere durch Spanien drohte⁶⁸, wurde in Frankreich auch in einem habsburgischen Verbleib der Kaiserwürde gesehen: Frankreich beschrieb das drohende Schreckgespenst, dass mit dem Verbleib der Krone in Wien gleichzeitig auch der Einfluss Spaniens auf das Reich steigen und ein Krieg unweigerlich die Folge sein würde, insbesondere am Rhein. Mit diesem Schreckensszenario versuchte Frankreich die rheinischen Fürsten, insbesondere aber die rheinischen Kurfürsten in seinem Sinne zu beeinflussen.⁶⁹

Mit der Politik Ludwigs XIV., insbesondere mit dem vom Zaun gebrochenen Holländischen Krieg (1672–1678) und dem sich anschließenden Pfälzischen Erb-

⁶⁶ Zur Passagepolitik: „Laut Richelieu habe sich Frankreich [...] an allen Grenzen, Ausfalltore, Passagen, zu verschaffen, um sich damit Möglichkeiten der Intervention zum Schutz der kleineren Mächte in Italien und der Reichsstände zu eröffnen“; siehe Malettke, Klaus, „Frankreichs Reichspolitik“, S. 182. An der Ostgrenze zum Alten Reich sollten daher Einflusszonen gebildet und festgelegt werden, die Stützpunkte und Übergänge etwa über Flüsse wie den Rhein sichern und Sperren gegenüber kaiserlichen Angriffen bieten sollten.

⁶⁷ Weber, Hermann, „Französische Rheinpolitik“, S. 76–77.

⁶⁸ Malettke, Klaus, „Frankreichs Reichspolitik“, S. 182.

⁶⁹ Weber, Hermann, „Französische Rheinpolitik“, S. 77.

folgekrieg (1688–1697), veränderte sich auch bei den Ländern der Rheinallianz das Gefühl, dass Frankreich Hüter und Schiedsrichter der westfälischen Friedensordnung sei. In der Folge wurde der Einfluss Frankreichs auf die rheinischen Reichsstände immer geringer, auch wenn er in den 1740er Jahren wegen des Österreichischen Erbfolgekrieges noch einmal zunehmen sollte. Mit dem Jahr 1756, in dem Preußen mit England koalierte und Frankreich mit Österreich, endete schließlich der habsburgisch-französische Gegensatz und wurde wieder vom englisch-französischen Gegensatz abgelöst.⁷⁰

Die Reunionspolitik

Grenzen waren in der Vormoderne aufgrund der sich überlappenden und miteinander verfilzten lehensrechtlichen Beziehungen nicht eindeutig zu ziehen. Das konnte nicht nur, sondern musste fast zwangsläufig – wie die Situationen vor allem an Frankreichs Nord- und Ostgrenze belegen – zu Konflikten führen. Im Zuge der Rationalisierung von Politik drängten die Verantwortlichen darauf, potenzielle Konfliktherde mit völkerrechtlichen Mitteln zu beseitigen. Frankreich, dessen Grenzen diese Konfliktherde vor allem betrafen, ging hier nach dem Tod Ludwigs XIV. 1715 mittels Kommissionen und Grenzregulierungsverträgen voran. Es schloss Verträge mit Savoyen (1718), Genf (1749), Württemberg (1752), Sardinien (1760), Nassau-Saarbrücken (1766), der Regierung der Österreichischen Niederlande (1769), dem Fürstbistum Basel (1770) und dem Fürstbistum Lüttich (1772).⁷¹ Diese Tendenz zu territorialer Geschlossenheit und Eindeutigkeit von Grenzen wurde im Völkerrecht als positiv betrachtet.⁷² Und natürlich ist eine belastbare Festlegung von Grenzen durchaus gut und sinnvoll, doch sollte sie – anders als damals geschehen – in beiderseitigem Einvernehmen und ohne Druck oder verdeckte Androhung von Gewalt erfolgen. Bedenkt man nämlich, dass im Hintergrund der Vertragsschlüsse die stärkste Landstreitmacht (nämlich die französische) zum Einsatz bereitstand, eine Streitmacht, die ihrer Stärke und Wirksamkeit immer wieder an der Westgrenze des Alten Reiches Ausdruck verliehen hatte, dann erscheint die positive völkerrechtliche Bewertung doch etwas zynisch. Es muss allerdings hervorgehoben werden, dass sich die Reunionspolitik nach der Gründung der Allianz zwischen Frankreich und Habsburg im Jahre 1756 änderte, da nun die Grenz-

⁷⁰ Weber, Hermann, „Französische Rheinpolitik“, S. 82–86.

⁷¹ Willoweit, Dietmar, *Verfassungsgeschichte*, S. 76.

⁷² Willoweit, Dietmar, *Verfassungsgeschichte*, S. 77.

ziehung auf friedlicher und vertraglicher Ebene verhandelt wurde. Dass der Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg durch das sogenannte *renversement des alliances* eingestellt wurde, bedeutete allerdings nicht, dass Frankreich im Alten Reich nun nicht mehr als Problem und Gefahr betrachtet wurde; von nun an fühlten sich lediglich andere Reichsstände als bisher vom westlichen Nachbarn bedrängt und bedroht – etwa die, die propreußisch waren. Ein erhellendes Beispiel hierfür liefert Goethe in *Dichtung und Wahrheit*, wo er schildert, wie Franzosen die Reichsstadt Frankfurt besetzten und Goethes preußenfreundlicher Vater voller Missmut den politischen Kopf der Besatzer, General Thoranc, in seinem Haus erdulden musste.⁷³

Die französischen Fundamentalgesetze

Nach den Vorstellungen französischer Politiker wie Richelieu, Mazarin und insbesondere Ludwig XIV. gehörte zu den Pflichten eines französischen Königs, die ihm durch die „Fundamentalgesetze“ auferlegt waren, jedoch nicht primär die friedliche Klärung von Grenzen, sondern vor allem die Verteidigung des Staates und seine territoriale Ausdehnung. Grundlage hierfür war der Grundsatz der Unveräußerlichkeit des Krongutes, der königlichen Domäne, und der Unverjährbarkeit aller Ansprüche des Königs auf sie. Dieser Grundsatz war im Mittelalter von den Juristen formuliert worden, um allen Ansprüchen auf alle Teile der Monarchie zu begegnen. Unter Richelieu und Ludwig XIV. wurde die Praxis der *lois fondamentales* auch Richtung Ausland und auswärtige Fürsten gerichtet, um eigene Ansprüche und Rechte zu begründen. Alles, was jemals zu Frankreich gehört hatte oder was Frankreich glaubte besessen zu haben, galt nun als rechtsgültiger Besitz der Domäne. Diese Rechtspraxis schloss den Erwerb auch mit militärischen Mitteln ein, sie war legitim und legal. Der Devolutionskrieg 1667–1668 gegen die Spanischen Niederlande, die Reunionspolitik und der Spanische Erbfolgekrieg 1701–1714 wurden damit begründet und legitimiert.⁷⁴

Bemerkenswert ist, dass Ludwig sich auch ohne die Fundamentalgesetze – wie im Falle des Holländischen Krieges und des Pfälzischen Erbfolgekrieges – nicht scheute, als Aggressor gegenüber anderen Staaten aufzutreten. Die Machtexpansion wurde in diesen Fällen von Seiten der französischen Krone mit Sicherheitsinteressen begründet und legitimiert.

⁷³ Goethe, Johann Wolfgang von, *Dichtung und Wahrheit*, 1. Teil, 3. Buch, S. 77–78.

⁷⁴ Zu den Fundamentalgesetzen siehe Malettke, Klaus, „Frankreichs Reichspolitik“, S. 130.

Das Sicherheitsbedürfnis Frankreichs als Grund seiner Kriege

Die zahlreichen Kriege, die Frankreich seit Beginn der Neuzeit führte, wurden mit seinen bedrohten Sicherheitsverhältnissen begründet. In Wirklichkeit jedoch war – spätestens seit dem Pyrenäenfrieden, der 1659 den Französisch-Spanischen Krieg mit einem Sieg Frankreichs und mit Gebietsabtretungen der Spanischen Niederlande beendete – Habsburg auf dem Rückzug;⁷⁵ insbesondere auch durch den Dreißigjährigen Krieg waren das Heilige Römische Reich und damit auch der Kaiser erheblich geschwächt worden.

Je enger sich nun die übrigen Staaten zusammenschlossen und miteinander koalierten, desto größer wurde das „Sicherheitsbedürfnis“ der Franzosen und desto brutaler wurde Ludwig XIV. Verschärft wurde die Situation dadurch, dass sich neben dem habsburgisch-französischen Gegensatz der mittlerweile bedeutendere englisch-französische Gegensatz, insbesondere in Nordamerika, entwickelte.

Nach den Friedensschlüssen von Nimwegen (1678–1679), die den Holländischen Krieg beendeten, verlor der von Frankreich erhobene Anspruch, eine „auf Frieden und Gleichgewicht und Sicherheit der Ordnung des Westfälischen Friedens orientierte Politik zu betreiben, in den Augen der europäischen Öffentlichkeit vollends seine Glaubwürdigkeit.“⁷⁶

Wie realitätsfern eine Gefährdung Frankreichs durch seine Nachbarn letztlich war, zeigte sich im Pfälzischen Erbfolgekrieg, denn die Nachbarn befürchteten ihrerseits neuerliche französische Aggressionen. Kaiser Leopold I. wollte aus diesem Grund auch die 1682 geschlossene Laxenburger Allianz (ein Bündnis zum Schutz der Reichsgrenzen) nach Ablauf der dreijährigen Frist im Jahre 1685 erneuern, indem er die Augsburger Assoziation gründete. Sie umfasste die Reichskreise Bayern, Franken, Burgund und Oberrhein sowie die thüringischen Herzogtümer. Hinzu kamen Schweden und Spanien, allerdings nur mit ihren dem Reich zuzuordnenden Ländereien. Einige Zeit später folgten Großbritannien und die Niederlande. Wie die Laxenburger Allianz war auch die Augsburger Assoziation rein defensiv ausgerichtet. Obwohl eine Armee geplant war, wurde nie eine aufgestellt; die von Österreich und Bayern zugesagten Truppen waren in Ungarn gegen die Osmanen im Einsatz und daher für die Verteidigung im Westen nicht verfügbar. Die Augsburger Assoziation war also

⁷⁵ Malettke, Klaus, „Frankreichs Reichspolitik“, S. 131.

⁷⁶ Malettke, Klaus, „Frankreichs Reichspolitik“, S. 133–134.

nur ein politisch-symbolisches Signal der Solidarität, provozierte Ludwig XIV. aber dennoch.

Als dann auch die französische Politik scheiterte, für die Vakanz des Kölner Kurfürsten einen von Frankreich vorgeschlagenen Kandidaten durchzusetzen, der dann das Kurfürstenkolleg im Sinne Frankreichs hätte stören können, brach Ludwig wegen angeblich auch urkundlich belegbarer Erbensprüche 1688 den Pfälzischen Erbfolgekrieg vom Zaune und verwüstete Südwestdeutschland bis hoch zu den Niederlanden (Brüssel 1695). Gleichzeitig förderte er den Anspruch von James II. auf den britischen Thron und fiel in Italien ein, um die spanisch-habsburgische Herrschaft in Mailand zu stürzen.⁷⁷ So legte der französische König im Westen die Lunte an, während die Reichstruppen zur gleichen Zeit auch Wien respektive Süddeutschland und Österreich vor dem Zugriff des Osmanischen Reiches retten mussten.

Erwähnenswert ist, dass die armierten Fürsten sowie die Reichskreise bis zuletzt zusammenhielten; keiner scherte aus der von Habsburg geführten Koalition aus.⁷⁸

Die *balance of power* Großbritanniens

Bereits 1648 im Westfälischen Frieden und ergänzend im Pyrenäenfrieden von 1659 war eine internationale Friedensordnung festgelegt worden, die innerhalb des pluralistischen Systems Europas den einzelnen Gliedern ihre Souveränität zuerkannte. Diese Regelung wurde jedoch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch das von Richelieu und Mazarin eingeleitete und von Ludwig XIV. mit Waffengewalt fortgesetzte Bestreben, die *monarchie universelle* durchzusetzen, in Frage gestellt. Zwar hatten sich die Seemächte, England und die Vereinigten Niederlande, mit Kaiser Leopold I. schon 1689 im Pfälzischen Erbfolgekrieg zur Abwehr der französischen Suprematie zusammengeschlossen, doch taten sie das nicht mit allerletzter Konsequenz. Erst die an der Schwelle zum 18. Jahrhundert eskalierende spanische Erbfrage und damit die drohende bourbonische Vorherrschaft vereinigte im Jahr 1701 erfolgreich England (ab 1707 Königreich Großbritannien) und die Niederlande mit Österreich zur Großen Allianz.

⁷⁷ Whaley, Joachim, *Heilige Römische Reich*, S. 65–66.

⁷⁸ Whaley, Joachim, *Heilige Römische Reich*, S. 68.

Hintergrund des Streits um die spanische Thronfolge, der Europa nicht zur Ruhe kommen ließ, war Folgendes: Der kinderlose spanisch-habsburgische König Karl II. hatte kurz vor seinem Tod im Jahr 1700 Philipp von Anjou, den Enkel Ludwigs XIV., testamentarisch als Thronnachfolger eingesetzt. Neben Frankreich hatte auch Kaiser Leopold I. Erbansprüche auf den spanischen Thron erhoben; sowohl er als auch Ludwig XIV. waren mit einer Schwester Karls II. verheiratet und begründeten ihre Ansprüche mit diesen Ehen. Maria Teresa hatte zwar bei ihrer Heirat mit Ludwig XIV. auf ihr Erbe verzichtet, der Verzicht wurde aber nicht anerkannt, da die damit gekoppelte Mitgift an Frankreich nie ausgezahlt worden war. Bei Kaiser Leopold kam zudem der Wunsch hinzu, die Einheit des Hauses Habsburg aufrechtzuerhalten. Zunächst tolerierten die europäischen Mächte jedoch die testamentarische Verfügung König Karls, und Philipp von Anjou bestieg 1701 als Philipp V. den spanischen Thron. Als Ludwig XIV. aber versuchte, die spanische Krone mit der französischen zu vereinen, brach Protest aus, da Karl diesen Zusammenschluss testamentarisch ausgeschlossen hatte. Es kam zu kriegerischen Aktionen Frankreichs gegen die Spanischen Niederlande und gegen Mailand, zudem erkannte Ludwig den in Frankreich im Exil lebenden Jakob III. Stuart als legitimen Erben des englischen Throns an. Damit war es Ludwig gelungen, fast alle europäischen Staaten zu düpieren und zu provozieren.

Es folgte 1701 der Zusammenschluss der Großen Allianz gegen Frankreich. Dazu gehörten England und Holland, die sich um das europäische Gleichgewicht sorgten, sowie Kaiser Leopold, der Verluste in Italien (Mailand, Neapel, Sizilien und die Spanischen Niederlande) befürchtete.⁷⁹ Kurz vor dem Tod des für Europa tragisch lange amtierenden Sonnenkönigs wurde schließlich 1713 in Utrecht und 1714 in Rastatt sowie Baden das jahrelange Ringen der europäischen Großmächte um das Erbe des spanischen Königs Karl II. beendet. Die Friedensschlüsse markierten zwar nicht das Ende der weltweiten Kämpfe, schufen jedoch ein neues Prinzip der Weltordnung: die *balance of power*.

Im Verlauf des zwölfjährigen Krieges hatte sich das Bemühen um eine europäische Staatenordnung verstärkt, die der Kriegsgefahr entgegenwirken sollte, die seit 1667 vom Hegemoniestreben Frankreichs ausging.⁸⁰ Nach Kriegsende sprach vieles für die Konstruktion eines europäischen Gleichgewichtssystems.

⁷⁹ Auch Friedrich I. von Preußen schloss sich der „Großen Allianz“ an, und der Reichstag erklärte Frankreich 1702 den Krieg. Auf Seiten Frankreichs schlugen sich dagegen Bayern, das von Frankreich die Königswürde erhalten sollte, das von Wittelsbachern regierte Köln sowie Braunschweig-Wolfenbüttel. Siehe Schmidt, Georg, *Geschichte*, S. 228–230.

⁸⁰ Handrick, Wolfgang, *Pragmatische Armee*, S. 7.

Zur Durchsetzung erschien es notwendig, die Idee einer französischen Universalmonarchie einzudämmen sowie anstelle zweier kontinentaler Großmächte ein Konzept vieler Mächte anzustreben. Der zwar nicht machtpolitisch und kräfte­mäßig bestehende, aber ideelle universale Anspruch des Heiligen Römischen Reiches trat zurück zugunsten der Idee eines vernunftbestimmten Gleichgewichts unter den Territorialstaaten Europas.⁸¹

Um ein solches Gleichgewicht unter den Staaten zu gewährleisten, suchte man eine Macht außerhalb der kontinentalen Gruppierungen um die Groß­mächte Frankreich und Habsburg, die kraft ihres wirtschaftlichen, demographischen und politischen Gewichtes als Regulativ fungieren konnte: Das war Großbritannien.⁸²

Als 1733 die beiden bourbonischen Staaten Frankreich und Spanien den „Ersten bourbonischen Familientraktat“ mit seiner antibritischen und anti­österreichischen Tendenz unterzeichneten, schieden sie de jure aus dem Utrechter Balancesystem aus. De facto hatten sie das bereits im selben Jahr durch ihre Kriegserklärung getan, die zum Polnischen Erbfolgekrieg führte.⁸³ Um das Gleichgewicht der Kräfte und somit den Frieden von Utrecht zu retten, erklärte Großbritanniens Georg II., dass er für die *balance of power* und die *liberties of Europe* eintreten werde.⁸⁴

Die auf dem Westfälischen Friedenskongress entwickelten Regularien für das Nebeneinander großer und kleiner Staaten mündeten im 18. Jahrhundert zwar in das Prinzip der *balance of power*, es scheint jedoch, dass nach 1648

⁸¹ Handrick, Wolfgang, *Pragmatische Armee*, S. 8.

⁸² Neben Großbritannien, den Niederlanden und dem Reich wurden noch weitere Staaten in den ideellen Raum des ausbalancierten Staatensystems aufgenommen: Schweden und Dänemark, insbesondere jedoch Russland, dem nach seiner westlichen Öffnung allergrößte Bedeutung zugemessen werden musste. Polen fiel irgendwie aus diesem ideellen nordeuropäischen Raum heraus und verschwand von der europäischen Bühne. All dies war der „Geist von Utrecht“. Siehe Handrick, Wolfgang, *Pragmatische Armee*, S. 9–11.

⁸³ Handrick, Wolfgang, *Pragmatische Armee*, S. 13.

⁸⁴ Nach Heinz Duchhardt (*Balance of Power*, S. 85) existierten im 18. Jahrhundert fünf Gruppen von Staaten, die machtpolitisch jeweils unterschiedliche Positionen einnahmen. Zu dieser Pentarchie, wie Duchhardt diese Staatengruppe nennt, gehörten Großbritannien (seit der Union mit Schottland 1703, vorher einfach nur England), Österreich, Frankreich, Russland und Preußen. Die Staaten, die in dieser Zeit an Macht und Einfluss verloren, waren: Spanien, Schweden, die Niederlande und Polen; die „Schwellenländer“: das Osmanische Reich, Savoyen, Dänemark; die kleinen und passiven Länder: Portugal, die Schweiz, einige deutsche Staaten wie Kursachsen, Kurbayern oder Hessen-Kassel und schließlich einige italienische Staaten wie Venedig, Genua oder der Kirchenstaat. Großbritannien war bemüht, diese Staaten, die mal stärker, mal weniger stark und einflussreich waren, im machtpolitischen Gleichgewicht zu halten, damit kein Land glaubte, es wäre den anderen überlegen, was unweigerlich Krieg bedeutet hätte.

eher mehr als weniger Kriege stattfanden: Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien dauerte bis 1659, England sowie Frankreich erlebten schwerste innere Konflikte, in den Niederlanden scheiterte Wilhelm II. von Oranien als Statthalter, 1652 begann der Englisch-Holländische Seekrieg, 1654 der Russisch-Polnische Krieg und 1655 der Nordische Krieg. Es folgten der Devolutionskrieg (1667–1668), der Holländische Krieg (1672–1678), der Spanische Erbfolgekrieg (1701–1714), der Russisch-Österreichische Türkenkrieg (1736–1739), der Österreichische Erbfolgekrieg (1741–1748; in Zusammenhang damit der Erste und Zweite Schlesische Krieg (1740–1742 beziehungsweise 1744–1745), der Siebenjährige Krieg (auch Dritter Schlesischer Krieg; 1756–1763), die französischen Revolutionskriege (1792–1802) und zuletzt die Napoleonischen Kriege (1800–1814).

Mit wenigen Ausnahmen nahmen diese Kriege – das muss *sine ira et studio* festgestellt werden – von Frankreich aus ihren Anfang. Es bestimmten also weiterhin Hegemonialbestrebungen, Türkengefahr und Erbfolgekriege den Kontinent. Die Eroberungskriege Ludwigs XIV. erzeugten in den Niederlanden und am Oberrhein nationalistische Stimmungen, die sich in hasserfüllten Flugschriften gegen den Aggressor entluden. Das europäische Gleichgewicht blieb erst einmal ein pragmatisches, eher theoretisches Sicherheitskonzept.

IV. Der Österreichische Erbfolgekrieg

... der Teufel soll ihn holen ...⁸⁵

Das Zustandekommen des Krieges

Kriege wurden zeitlebens aus den unterschiedlichsten Gründen geführt. War es nicht der Handel, der zu Krieg führte, gefährdeten die Regenten aus egoistischen Gründen die Wohlfahrt und das Leben ihrer Untertanen.

Bereits die dem Absolutismus innewohnende Wirtschaftsform des Merkantilismus stellte einen latenten und stetigen Kriegsgrund dar, da man versuchte, alles Notwendige im eigenen Staat herzustellen. Importe galten als schlecht, weil sie abhängig machten. Je größer das eigene Staatsgebiet, desto günstiger waren die Voraussetzungen für die heimische Wirtschaft. Daher setzte man viel daran, das Staatsgebiet zu vergrößern, um mehr Handel und Industrie im eigenen Land anzusiedeln und den Handel der anderen zu stören. Diese Strategie wurde von dem britischen Ökonomen Adam Smith zwar schon im 18. Jahrhundert scharf verurteilt, war aber sehr zählebig.⁸⁶

Eine selbstsüchtige Begründung gab Friedrich II. von Preußen für seine Kriege: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, der Durst nach Ruhm, ja sogar die Neugier und ein geheimer Trieb haben mich der süßen Ruhe, die ich genoß [sic], entrissen; die Genugtuung darüber, meinen Namen in der Zeitung zu lesen und später im Buche der Geschichte zu wissen, hat mich verführt.“⁸⁷

Ein dritter Kriegsgrund war der Kampf um die Erbfolge. Der Österreichische Erbfolgekrieg (1741–1748) ist ein klassisches Beispiel für einen Krieg, in dem

⁸⁵ Friedrich II. von Preußen am 3. Juli 1743 über Georg II. nach dessen Sieg bei Dettingen über die Franzosen; Friedrich II. von Preußen, *Geschichte meiner Zeit*, 1775, zitiert nach Spies, Hans-Bernd, „Friedrich der Große“, S. 160. Im Rahmen des Österreichischen Erbfolgekriegs fand 1743 bei Dettingen eine Schlacht zwischen Großbritannien mit seinen Verbündeten und Frankreich statt. Friedrich II. war zunächst betroffen über den Sieg der Engländer, kam dann aber zu der Erkenntnis, dass die Schlacht keine tiefgreifenden Folgen habe und dass der Sieg Georgs II. übertrieben gefeiert werde. Ebd., S. 167.

⁸⁶ Jung, Jakob, „Schlacht bei Dettingen“, S. 28.

⁸⁷ Friedrich II., Brief an Jordan, 3. März 1741, zitiert nach Jung, Jakob, „Schlacht bei Dettingen“, S. 27.

dynastische Motive die entscheidende Rolle spielen.⁸⁸ Der einen Seite – Bayern und Sachsen – ging es um den Erwerb der Kaiserkrone, der anderen Seite – Frankreich – um den unmittelbaren Einfluss auf das Alte Reich, während Preußen unter Friedrich II. einen Parallelkrieg vom Zaun brach und damit den preußisch-habsburgischen Gegensatz begründete: Mit dem Ersten (1740–1742) und Zweiten Schlesischen Krieg (1744–1745) sowie dem späteren Siebenjährigen Krieg (1756–1763) begann die Vormachtstellung Preußens gegenüber Österreich, was auch als Menetekel für den Untergang des Heiligen Römischen Reiches 1806, etwas mehr als sechzig Jahre später, betrachtet werden kann.

An diesem weltgeschichtlich bedeutenden Krieg, der sich an der habsburgischen Erbfolge entzündet hatte, nahmen nicht nur Nassau-Saarbrücker Regimenter, sondern auch Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken persönlich teil: Er führte – wenn vielleicht auch nicht aus reiner Ruhmessucht, so doch auf Druck Frankreichs – Krieg gegen die Dynastie, die seit Jahrhunderten die deutschen Kaiser stellte: die Habsburger.

Ein derartiges Verhalten erscheint zunächst unbotmäßig, auch wenn andere Reichsstände vergleichbar handelten: Der Westfälische Frieden erlaubte zwar, dass Reichsglieder mit nicht-reichsständischen Staaten Außenpolitik betrieben, doch durfte sich diese Politik nie gegen Kaiser und Reich richten. Die Frage, wann sich die Außenpolitik eines Landes sowie eines Reichsstandes gegen den Kaiser oder doch nur gegen die Person – im Fall des 18. Jahrhunderts also gegen den Regenten respektive die Regentin des Erzherzogtums Österreichs, sprich gegen Habsburg – richtete, ist allerdings kaum beantwortbar, da durch die Personalunion jeder Angriff gegen Habsburg auch als Angriff gegen den Kaiser verstanden werden konnte (auch wenn zu Beginn dieses Krieges die Sedisvakanz, also die kaiserlose Zeit nach dem Tode Karls VI., den eigentlichen Anstoß für den Österreichischen Erbfolgekrieg gegeben hatte). Bei der entsprechenden Passage des Westfälischen Friedens handelte sich daher um einen äußerst vielseitig auslegbaren und reichsfeindlichen Artikel, der schließlich nur durch die Schutz- und Garantiemächte, also Frankreich und Schweden, entschieden werden durfte.

Ausgangspunkt für den Österreichischen Erbfolgekrieg war die Pragmatische Sanktion Kaiser Karls VI. aus dem Jahre 1713, das Staatsgrundgesetz, das die Erbfolge der österreichischen Linie Habsburgs regelte.

⁸⁸ Fiedler, Siegfried, *Kriegswesen und Kriegsführung*, S. 27–28.

Legt man die dynastischen Erbgesetze des Alten Reiches sachlich aus, so erhielt im Heiligen Römischen Reich der Nachfolger eines verstorbenen Fürsten sein Lehen vom Kaiser. Das bedeutete rein formal, dass auch „die Habsburger ihre Kernländer in Österreich vom Kaiser des Heiligen Römischen Reiches“⁸⁹ erhielten. Man könnte also sagen, dass ein römisch-deutscher Kaiser, der der Habsburgerdynastie entstammte, sich selbst belehnte. Nun wurde in Wien in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sorgenvoll in die Zukunft geblickt, da es keinen männlichen Erben für das Erzherzogtum gab, der dieses Erbe zumindest hätte antreten können. Und sollte kein Habsburger der nächste Kaiser werden, würden die österreichischen Gebiete möglicherweise einer anderen Dynastie als Lehen überantwortet werden.

Hier griff nun die Pragmatische Sanktion, die es ermöglichte, dass auch Frauen die zu Österreich gehörenden Länder wie das Erzherzogtum selbst, Böhmen, Ungarn, Kroatien, Slowenien, die Österreichischen Niederlande (= Belgien), Gebiete in Oberitalien oder auch Schlesien erben konnten.⁹⁰ Die Pragmatische Sanktion legte darüber hinaus fest, dass dieses Konglomerat von Ländern – die gar nicht alle zum Alten Reich gehörten – unteilbar und untrennbar war und eine politische Einheit bildete. Habsburg wurde so immer stärker mit dem „Haus Österreich“ gleichgesetzt und weniger mit der Dynastie, die dem Alten Reich vorstand, was der Verselbständigung Österreichs langsam Vorschub leistete.⁹¹

Die Pragmatische Sanktion wurde nach und nach von den Ständen der einzelnen Länder der Habsburgermonarchie anerkannt. Prinz Eugen von Savoyen warnte zwar, dass nur eine tüchtige Armee und eine volle Staatskasse die Pragmatische Sanktion garantieren könne; Karl schlug die Warnung jedoch wegen Finanzproblemen in den Wind.

⁸⁹ Judson, Pieter M., *Habsburg*, S. 42.

⁹⁰ Zur habsburgischen Monarchie gehörten 1740 mehrere Territorien, die seit Langem Teil des Heiligen Römischen Reiches waren: Vorderösterreich mit dem Breisgau und der Hauptstadt Freiburg, Tirol, Innerösterreich mit der Steiermark, das eigentliche Erzherzogtum Österreich sowie das Königreich Böhmen mit den Nebeländern, der Markgrafschaft Mähren und dem Herzogtum Schlesien. Dazu kamen große Gebiete außerhalb des Alten Reiches: das Königreich Ungarn, die Österreichischen Niederlande und Territorien in Italien (Mailand, Toskana u. a.); diese waren erst in den Türkenkriegen und im Spanischen Erbfolgekrieg Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts habsburgisch geworden. Dadurch hatte sich die Monarchie zur wirklichen Großmacht entwickelt, wodurch sich Frankreich in seiner europäischen Führungsrolle als traditioneller Rivale Habsburgs bedroht fühlte. Auch andere Staaten sahen mit Missgunst auf Habsburg. Siehe Judson, Pieter M., *Habsburg*, S. 41 f.

⁹¹ Judson, Pieter M., *Habsburg*, S. 42–43.

Als nun Kaiser Karl VI. 1740 tatsächlich ohne männliche Nachkommen verstarb, blieb der Kaiserthron bis 1742 vakant; Karls habsburgisches Erbe trat gemäß der Pragmatischen Sanktion seine Tochter Maria Theresia an. Ihre Inthronisation als österreichische Erzherzogin ist insofern weltgeschichtlich bedeutungsvoll, als sie – neben der bereits erwähnten Identifizierung Habsburgs mit Österreich und weniger allgemein mit Deutschland – zur unmerklichen Herauslösung Habsburgs aus dem Reichssystem beitrug: Maria Theresia war zwar die Erbin der umfangreichen österreichischen Länder und somit auch Königin von Ungarn und Böhmen, doch Kaiser des Heiligen Römischen Reiches – eine Würde, die einer Frau nicht übertragen werden durfte – wurde 1745 (als Nachfolger des Wittelsbachers Karl VII.) ihr Mann, Franz I. Stephan von Habsburg-Lothringen.

Doch zurück zum Erbfolgekrieg. Drei Monarchen, die das Erbe Karls VI. für sich in Anspruch nahmen, protestierten gegen die Inthronisation Maria Theresias:⁹²

- der bayerische Kurfürst Karl Albrecht, der Teile Österreichs im Namen seiner Gemahlin Maria Amalia beanspruchte, der jüngeren Tochter Kaiser Josephs I. (des Vorgängers von Karl VI.); Maria Amalia hatte allerdings bei der Heirat 1722 auf ihre Thronansprüche verzichtet;
- der Bourbonne Philipp V., der im Spanischen Erbfolgekrieg den letzten Habsburger in Spanien, Karl II., beerbt und 1714 Gebiete in den Niederlanden und Italien an Wien verloren hatte;
- Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, seit 1733 als August III. auch König von Polen, verheiratet mit Maria Josepha, der älteren Tochter von Kaiser Joseph I.⁹³

⁹² Hartmann, Peter Claus, „Militärische Lage“, S. 9.

⁹³ Kaiser Leopold I. hatte 1703 mit seinen Söhnen Joseph und Karl den geheimen *pactum mutuae successionis* geschlossen, der die männliche vor der weiblichen Erbfolge festlegte; falls es keine männlichen Erben gab, sollten die Töchter Josephs denen Karls vorangehen. Von daher wäre es der ältesten Tochter von Joseph, Maria Josepha (verheiratet mit Friedrich August, Kurfürst von Sachsen) durchaus möglich gewesen, gegenüber ihrer jüngeren Schwester Maria Amalia (verheiratet mit Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern) die Pragmatische Sanktion anzufechten, wenn sie nicht 1719 auf ihren Anspruch verzichtet hätte – eine Verzichtserklärung, die Maria Amalia drei Jahre später ebenfalls vollzog; siehe Fiedler, Siegfried, *Kriegswesen und Kriegsführung*, S. 33–35.

Aus dieser verwirrenden Ausgangslage sollte sich 1741 der Österreichische Erbfolgekrieg entwickeln. Gegner Österreichs waren Bayern, Frankreich, Spanien, Sachsen, Schweden, Neapel, Kurpfalz und Kurköln; zur österreichischen Allianz gehörten Großbritannien und die Niederlande, die im Mai 1742 in den Krieg eintraten.

Doch bevor im Sommer 1741 die eigentlichen Kampfhandlungen begannen, schaltete sich König Friedrich II. von Preußen unvorhergesehen und absolut überraschend in das Szenario ein und verkomplizierte den Konflikt damit erheblich. Friedrich, der noch als Kronprinz das aufgeklärte Werk *Antimachiavel* entworfen hatte, begann nun, ganz im Gegensatz zu seinen dort geäußerten Gedanken, eine ausgesprochene Eroberungspolitik. Hilfreich war, dass ihm sein Vater, Friedrich Wilhelm I., volle Kassen und ein funktionstüchtiges, schlagkräftiges Heer hinterlassen hatte.

Zur Überraschung aller marschierte Friedrich II. also im Dezember 1740 in der ungemein wohlhabenden, wirtschaftlich potenten österreichischen Provinz Schlesien ein,⁹⁴ was umso verblüffender war, als Preußen bisher keine Ansprüche auf Schlesien geltend gemacht hatte und sein Verhältnis zu Habsburg weitestgehend unbelastet war.⁹⁵ Dennoch war die Einnahme Schlesiens für Preußen vorteilhaft: Schlesien galt mit einer Bevölkerung von rund einer Million Menschen als bevölkerungsreiches Land, es gab viele Städte mit großer protestantischer Bevölkerung und die Agrar- und Textilindustrie prosperierte. In Friedrichs Gesamtscenario floss wohl auch die strategische Überlegung mit ein, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis Sachsen sich Schlesiens bemächtigen würde, um direkten Zugang zu Polen zu gewinnen, wo die sächsischen Kurfürsten als Könige herrschten. Mit dem Einmarsch in Schlesien gelang es Friedrich, sowohl Polen als auch Sachsen zu schwächen.

⁹⁴ Wenn überhaupt, hätte man einen Angriff auf Jülich und Berg am Niederrhein erwarten können, da Preußen bereits einige Jahrzehnte zuvor Anspruch auf die beiden im Besitz der pfälzischen Wittelsbacher befindlichen Herzogtümer erhoben hatte. Dieser Anspruch war von den Großmächten jedoch abgelehnt worden, insbesondere vom deutschen Kaiser, der die Preußen von der dortigen Erbfolge rechtsgültig ausgeschlossen hatte. Später, in den Jahren 1741 und 1763, leistete Preußen dann gänzlich Verzicht auf die niederrheinischen Herzogtümer.

⁹⁵ Christopher Clark stellt zu Beginn seiner Schilderung des Österreichischen Erbfolgekrieges die rhetorische Frage, weshalb Friedrich II. 1740 denn gerade in Schlesien eingefallen sei. Die Antwort gibt er gleich selbst: Weil Friedrich es konnte. Russland war mit Fragen der Zarenfolge beschäftigt, England führte 1739 gegen Spanien Krieg in Übersee, und Frankreich war ebenfalls in Übersee mit England im Krieg. Friedrich dagegen hatte 80 000 von seinem Vater bestens ausgebildete Soldaten und volle Kriegskassen, während das gegnerische Habsburg durch den Krieg gegen die Türken (1737–1739) und die Niederlage im Polnischen Erbfolgekrieg (1733–1738) ausgeblutet war. Siehe Christopher Clark, *Preußen*, S. 228.

Maria Theresia, seit gerade einmal zwei Monaten Herrscherin eines Landes, das weder politisch, militärisch noch infrastrukturell auf einen solchen Konflikt vorbereitet war, war trotz ihrer rund 70 000 Soldaten unfähig, auf diesen Coup angemessen zu reagieren; hinzu kam, dass in Schlesien selbst nur 8 000 Soldaten stationiert waren.⁹⁶ Der preußische Einmarsch war am 16. Dezember erfolgt, und schon vor dem 1. Januar 1741 befand sich der größte Teil des Herzogtums in preußischer Hand. Am 10. April siegte Friedrich schließlich in der Schlacht bei Mollwitz über das überrumpelte habsburgische Verteidigungsheer.⁹⁷

Erst jetzt, nach dem preußischen Husarenstück, kam der Österreichische Erbfolgekrieg ins Rollen. Nun eröffnete auch Spanien den Krieg gegen Österreich, da es hoffte, die 1714 verloren gegangenen Gebiete in Italien und den Niederlanden zurückzuerobern.⁹⁸ Frankreich – mittlerweile unter Ludwig XV. – sah gleichfalls die Gelegenheit, in den Konflikt einzugreifen, um Habsburg zu zerschlagen und Europa nach französischen Leitlinien neu zu ordnen. Die Franzosen war nunmehr bereit, Bayern reichlich Unterstützung zukommen zu lassen, was es Karl Albrecht ermöglichte, gegen Habsburg zu marschieren. Französische Truppen beteiligten sich an den direkten Angriffen Bayerns und Sachsens auf die habsburgischen Erblande und vergaßen dabei auch ihre weit gesteckten Expansionsziele nicht, die insbesondere die Österreichischen Niederlande betrafen. Das Ziel Ludwigs XV. war die absolute Schwächung Österreichs, der vollständige Einfluss auf das Heilige Römische Reich; daher rang er gemeinsam mit dem bayerischen Kurfürsten Karl Albrecht um die deutsche Kaiserwürde, um mit ihm als Marionette Einfluss auf das Reich zu gewinnen.

Wenngleich Maria Theresia auf ihr Herrscheramt und ihre Rolle als Erbin des gewaltigen Länderkomplexes schlecht vorbereitet war, blieb ihr nichts übrig, als trotz der militärischen und finanziellen Schwäche ihres Staates auf das „Spiel“ einzugehen und ihre Territorien gegen die Ansprüche von Spanien, Sachsen und Bayern zu verteidigen.⁹⁹

Im Sommer 1741 war Kurbayern so weit, den Feldzug mit der Besetzung Passaus zu beginnen. Linz konnte Karl Albrecht problemlos erobern, wo er sich als Erzherzog von Oberösterreich huldigen ließ. Als die französischen Hilfstruppen vollständig versammelt waren, ging es weiter in Richtung Wien. Obwohl Friedrich II. riet, die österreichische Hauptstadt einzunehmen, schwenkte Karl Albrecht mit seinen bayerischen und französischen Truppen erst einmal nach

⁹⁶ Duchhardt, Heinz, *Balance of Power*, S. 305. Zur Stationierung der 8 000 Soldaten siehe ebd., S. 230.

⁹⁷ Hartmann, Peter Claus, „Militärische Lage“, S. 12.

⁹⁸ Hartmann, Peter Claus, „Militärische Lage“, S. 11.

⁹⁹ Hartmann, Peter Claus, „Militärische Lage“, S. 9–10.

Norden in Richtung Prag, da er glaubte, für einen Angriff auf Wien nicht genug Artillerie zur Verfügung zu haben.¹⁰⁰ Die Eroberung Prags war mit Frankreich abgesprochen, und die französischen Generäle bestanden auf dieser Route; Karl Albrecht, von den französischen Subsidien abhängig, konnte sich gegen Frankreich nicht durchsetzen. Ludwig XV. lag nämlich nichts daran, den mächtigen habsburgischen Kaiser durch einen mächtigen bayerischen auszutauschen; er wollte die österreichischen Kerngebiete aufteilen und klein halten.

Ein eindrückliches Bild der Zeit vermitteln die zahlreichen spöttischen Karikaturen, die Hohn, Spott und Erniedrigung über die militärisch unterlegene Maria Theresia ausschütteten. Die Erniedrigung wurde in Kupferstichen deutlich, die die Erzherzogin nackt, ihrer Kleider beraubt, zeigten. Das war selbstverständlich ein Hinweis auf die räuberischen Staaten Preußen, Bayern und Sachsen, die von Friedrich II., Karl Albrecht und Friedrich August II. angeführt wurden: „Die schöne, junge Erbtöchter sieht sich ihrer Kleider, ihrer Ehre und ihrer Länder beraubt.“¹⁰¹ Auf einem niederländischen Einblattdruck ist Maria Theresia zu erkennen, wie sie zwar noch angezogen, aber breitbeinig und offenherzig mit verrutschter Bluse auf dem Boden liegt, während ein Mann auf sie zustürmt, die Arme in Richtung ihres Schoßes ausgestreckt. Hier vermengt sich der Hohn über das ihr geraubte Schlesien mit der Vorstellung einer Vergewaltigung, sodass zusätzlich eine pejorativ-sexuelle Konnotation beabsichtigt wird. „Die Metapher der militärischen Eroberung“ zu Beginn des Erbfolgekrieges korreliert mit der „Überwältigung der schwachen Frau durch die starken Männer.“ Doch im Hintergrund erscheinen schon die Retter der Regentin, die die Räuber in die Flucht schlagen.¹⁰²

Der weitere Verlauf des Österreichischen Erbfolgekrieges mit seinen militärischen beziehungsweise politischen Details soll hier keine Rolle spielen. Entscheidend für unsere Zusammenhänge ist, dass es Ludwig XV. im Jahr 1742 gelang, den Wittelsbacher Karl Albrecht von Bayern als Karl VII. zum Kaiser wählen zu lassen und damit einen nichthabsburgischen Kaiser als frankreichhörige Marionette zu installieren, die ihm eine Einflussnahme auf das Reich ermöglichte. Ludwigs Triumph war allerdings von kurzer Dauer: Bereits 1745 starb Karl VII., und die Kaiserkrone ging wieder auf einen Habsburger über – auf Maria Theresias Gatten Franz I. Stephan von Habsburg-Lothringen.

¹⁰⁰ Hartmann, Peter Claus, „Militärische Lage“, S. 14. Zur Eroberung Prags siehe die von der Direction des k. und k. Kriegs-Archivs herausgegebene ausführliche Schilderung *Oesterreichischer Erbfolge-Krieg*, S. 40–56, im Internet unter https://archive.org/stream/sterreichischere05aust/sterreichischere05aust_djvu.txt.

¹⁰¹ Stollberg-Rilinger, Barbara, *Maria Theresia*, S. 96–100.

¹⁰² Stollberg-Rilinger, Barbara, *Maria Theresia*, S. 99.

Das Besondere dabei war, dass nun erstmals in der Geschichte des deutsch-römischen Reiches die Einheit zwischen kaiserlichem Amt und (in diesem Fall weiblicher) Herrschaft des Hauses Habsburg aufgehoben war. Im Rückblick lassen sich in der neu gewonnenen Einheit Österreichs, gepaart mit der Tatsache, dass dieses sehr groß und mächtig gewordene Land mit weiten Besitzungen außerhalb der Reichsgrenzen unabhängig vom Kaiser regiert wurde, bereits erste Zeichen der späteren Trennung von Österreich und Altem Reich erkennen, die sich hier anbahnt – und das umso mehr, als Maria Theresia als Königin und Erzherzogin ganz eindeutig das Sagen hatte, obwohl ihr Gemahl den ehrwürdigsten Titel trug, der in Europa zu vergeben war.

Es ist dabei höchst interessant, dass Maria Theresia gar nicht regierende Kaiserin hätte werden wollen. Sie schlug sogar das formelle Recht aus, als Gattin Franz' I. Stephan gleichfalls zur Kaiserin gekrönt zu werden, obwohl Franz sie darum gebeten hatte. Damit hätte sie jedoch ihre dynastische Position als Erbin Österreichs relativiert und wäre in der Hierarchie unter ihren Ehemann gefallen. So aber konnte sie ihm zumindest auf Augenhöhe gegenüberstehen, ganz zu schweigen von ihrer Macht und ihrem Einfluss, von dem ihr Gatte letztlich nur träumen konnte. Es wurde deutlich, „dass in ihrer Wertehierarchie die Dynastie ganz einfach vor dem Reichsverband rangierte.“¹⁰³ Zuerst kamen die Erbländer, erst danach das Reich. Dennoch wurden Kupferstiche in Umlauf gebracht, die die Erzherzogin mit über ihr schwebender Kaiserkrone zeigten. Wären Maria Theresia und Franz I. Stephan nicht durch eine spürbare große Zuneigung miteinander verbunden gewesen, hätte man diesen Blättern auch einen durchaus usurpatorischen Charakter unterstellen können.¹⁰⁴

Die Stellung, die die Kaiserwürde für Maria Theresia hatte, zeigte sich laut Goethe in *Dichtung und Wahrheit* auch während des Krönungszeremoniells selbst. Nachdem Franz I. Stephan gekrönt worden war, verließ er den Dom in Richtung Römer. Dabei sei er „wie ein Gespenst Karls des Großen“ erschienen; als würde er sich einen Scherz leisten, habe er Zepter und Reichsapfel in den viel zu großen „wundersamen“ Handschuhen gehalten, worüber Maria Theresia in „unendliches Lachen“ ausgebrochen sei. In dieser Anekdote wird deutlich, wie wenig Respekt beide der Kaiserwürde entgegengebracht haben sollen. Zumindest zielte Maria Theresia darauf ab, ihre Position als Königin durch die Erhebung ihres Mannes zum Kaiser nicht in Frage zu stellen.¹⁰⁵

¹⁰³ Stollberg-Rilinger, Barbara, *Maria Theresia*, S. 148.

¹⁰⁴ Stollberg-Rilinger, Barbara, *Maria Theresia*, S. 146–149, Abb. 17.

¹⁰⁵ Goethe, Johann Wolfgang von, *Dichtung und Wahrheit*, 1. Teil, 5. Buch, S. 181–182; siehe hierzu Stollberg-Rilinger, Barbara, *Maria Theresia*, S. 147.

Europäische Gegensätze

Der Österreichische Erbfolgekrieg sollte nicht nur wegen der in der Pragmatischen Sanktion sich unmerklich anbahnenden späteren Herauslösung Österreichs aus dem Reichszusammenhang in einem größtmöglichen Kontext gesehen werden: nämlich vor dem Hintergrund der Antagonismen zwischen England und Frankreich sowie Frankreich und Habsburg, des nunmehr entzündeten Konflikts zwischen Preußen und Habsburg und schließlich des Konflikts zwischen Bayern und Habsburg. Wobei der letztgenannte Dualismus im Vergleich zu den übrigen eigentlich von geringer Bedeutung für Europa war; trotzdem soll er hier kurz umrissen werden.

Der bayerisch-österreichische Gegensatz

Ein immer wieder im Heiligen Römischen Reich aufflammender Gegensatz herrschte zwischen Bayern und Österreich. Von Jahrhundert zu Jahrhundert änderte sich das Kräfteverhältnis zwischen beiden Ländern, bis Österreich eindeutig die Oberhand gewann, spätestens, seitdem die Habsburger im 15. Jahrhundert die Kaiserkrone übernommen hatten – und das für lange Zeit. Nach dem Sieg über die Türken im Jahre 1699 erstarkte Habsburg, das nach Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) doch sehr an Einfluss und Macht verloren hatte, erneut. Damit hatte Bayern einen bedrohlichen, starken und selbstbewussten Nachbarn, mit dem es in ständigem Wettbewerb um Herrschaft und Ansehen stand. In dieser Situation sah Bayern die Notwendigkeit, sich Ländern wie Frankreich und Preußen anzudienen, die stets bereit waren, ihre schützenden Hände über Bayern zu legen.¹⁰⁶ Kurfürst Ferdinand Maria von Bayern hatte Österreich zwar in den 1660er Jahren in den Türkenkriegen unterstützt, doch ab 1670 richtete sich sein politisches Interesse immer mehr in Richtung Frankreich. In diesem Jahr schloss er sogar einen Vertrag mit Ludwig XIV., in dem er sich verpflichtete, die französischen Ansprüche auf das spanisch-habsburgische Erbe zu unterstützen beziehungsweise beim Tod Kaiser Leopolds I. die Wahl Ludwigs zum Kaiser zu fördern. Dafür stellte Ludwig in Aussicht, Ferdinand Maria mit dem Rang eines „römischen Königs“ zu belohnen, und zahlte ihm Hilfgelder zur Aufstellung eines bayerischen Heeres. Zudem sollten die bayerische und die französische Dynastie durch Heirat verbunden werden.¹⁰⁷

¹⁰⁶ Kramer, Ferdinand, „Nachbarn“, S. 3–6.

¹⁰⁷ Kramer, Ferdinand, „Nachbarn“, S. 3–4.

Ein zusätzlicher Grund für die immerwährende Unsicherheit Bayerns gegenüber Österreich war, dass Bayern, obwohl das Herzogtum seit 1180 erblich in den Händen der Wittelsbacher lag, ein Reichslehen war (und bis 1805 bleiben sollte). Das bedeutete, dass jeder neue Landesherr (in der Regel die Wittelsbacher) das Land vom Kaiser als Lehen erhielt. Zweimal war es jedoch vorgekommen – im Spanischen Erbfolgekrieg mit der Reichsacht für den bayerischen Kurfürsten Max Emanuel 1706 bis 1715 und beim Aussterben der Münchener Linie der Wittelsbacher 1777 –, dass der Kaiser einem bayerischen Herzog ganz oder teilweise die Reichslehen entzogen hatte.

Die Beziehungen beider Länder zueinander waren stets ambivalent. Einerseits brauchten die Österreicher bei der Kaiserwahl die Stimmen der Wittelsbacher in Köln, der Pfalz und Bayern, andererseits konnten sich die Bayern nie vor Gebietsverlusten an Österreich sicher fühlen: Im 16. Jahrhundert verloren sie Kitzbühel und Kufstein an den überlegenen Nachbarn, danach folgte die österreichische Besetzung Bayerns im Spanischen sowie im Österreichischen Erbfolgekrieg und schließlich die Vereinnahmung des Innviertels im Bayerischen Erbfolgekrieg 1777.¹⁰⁸

Der britisch-französische Gegensatz

Der Österreichische Erbfolgekrieg stand auch mit einem 150 Jahre dauernden britisch-französischen Gegensatz in Zusammenhang, der mit Ludwig XIV. begonnen hatte und letztlich erst mit Napoleon endete. In diesem Gegensatz rivalisierte die stärkste Seemacht mit der stärksten Landstreitmacht. England und Frankreich waren die einzigen europäischen Staaten, die eine selbständige Politik betreiben konnten. Die Mächte der zweiten Ordnung wie Spanien, die Niederlande, Österreich und Preußen waren von ihnen abhängig. Dass der Erste Schlesische Krieg über den Tod Kaiser Karls VII. im Jahr 1745 sowie über den Sieg der Allianz Österreich-Großbritannien über die französisch-bayerischen Truppen hinaus noch bis 1748 andauern sollte, lag an dem überseeischen Konflikt zwischen England und Frankreich. Zumindest darf festgehalten werden, dass 1745 die bayerischen Hoffnungen auf eine Großmachtstellung hinfällig geworden waren und nach Karls Tod Maria Theresias Ehemann Franz I. Stephan als Franz I. zum römisch-deutschen Kaiser gewählt wurde. Die oben erwähnten militärischen Erfolge Preußens und der britische Druck veranlassten Maria

¹⁰⁸ Kramer, Ferdinand, „Nachbarn“, S. 3.

Theresia im selben Jahr, Schlesien im Friedensvertrag von Dresden endgültig an Preußen abzutreten.

Nach diesem Friedensschluss und der Beilegung der innerdeutschen Konflikte nahm der Krieg den Charakter eines Ringens um beziehungsweise gegen die bourbonische Hegemonie in Europa an. Er verlagerte sich auch nach Italien und in die Österreichischen Niederlande. Die Auseinandersetzungen spitzten sich zu, als Frankreich versuchte, auf der britischen Insel zu landen. Schlagwort der innerbritischen Diskussion war jetzt das Überleben der Nation; damit wollte man den Krieg in Europa und Amerika legitimieren. Verständlicherweise konzentrierte sich Großbritannien auf den Krieg gegen Frankreich: In Amerika konnten die Briten sehr erfolgreich gegen Frankreich agieren. Österreichische und savoyische Truppen vertrieben die Franzosen aus Norditalien, wurden aber von den Engländern daran gehindert, in die Provence einzufallen.¹⁰⁹

Viele europäische Staaten begannen allmählich kriegsmüde zu werden. Daher versuchte Großbritannien 1746 nach dem Tod Philipps V. mit Spanien einen Separatfrieden auszuhandeln. Demgegenüber erstarkte Frankreich dank der Fortune des in französischen Diensten stehenden Feldmarschalls Moritz von Sachsen: Dieser überrannte die südlichen Niederlande und stand 1747 vor der Republik der Niederlande. Erstaunlicherweise machten die Habsburger keine Anstalten, die südlichen Niederlande zurückzuerobern, während sich die Generalstaaten in Neutralität übten.

Da mittlerweile alle Kriegsteilnehmer finanziell, kräftemäßig und militärisch erschöpft waren, endete 1748 nach langen Jahren der Krieg mit dem Friedensvertrag von Aachen. Dieser Friedensschluss barg allerdings den Keim für weitere kriegerische Auseinandersetzungen, zumal Frankreich nicht als Sieger oder Teilsieger hervortrat. Die eroberten Gebiete mussten wieder zurückgegeben werden, sodass die österreichischen Niederlande wieder an Habsburg fielen. Die Pragmatische Sanktion wurde nun allseits bestätigt, aber auch der endgültige Verlust Schlesiens an Preußen.

¹⁰⁹ Duchhardt, Heinz, *Balance of Power*, S. 310.

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken – die Geschichte seiner Residenzstadt und die Familie des Fürsten

*[...] daß wir einen Fürsten verliehen, dessen Name bey der Nachwelt unsterblich sein wird [...]*¹¹⁰

Nassau-Saarbrücken im Schlepptau der europäischen Großmächte

Die wechselvolle Geschichte Nassau-Saarbrückens

Saarbrücken, eine 999 gegründete Burg auf dem „Saarbrocken“, erhielt im Jahre 1321 das Stadtrecht. Sechzig Jahre später, 1381, wurde die dortige Herrschaft entsprechend der neuen Familie, die sich hier niedergelassen hatte, auch als Grafschaft Nassau-Saarbrücken bezeichnet. Nachdem es innerhalb dieser Dynastie in Saarbrücken über mehrere Jahrhunderte hinweg immer wieder zu Zusammenschlüssen respektive Abspaltungen gekommen war, fiel die gesamte Grafschaft schließlich 1728 an die Linie Nassau-Usingen, die 1688 den Fürstentitel hatte erwerben können.

Seit der Usinger Herrschaftsübernahme im Frühjahr 1728 durften sich die Saarbrücker Grafen zwar ebenfalls Fürsten nennen, waren jedoch lediglich gefürstete Grafen und keine Reichsfürsten im verfassungsrechtlichen Sinne. Daher hatten sie auch keine Stimme und keinen Sitz im Reichsfürstenrat, sondern saßen im Reichstag weiterhin auf der Grafenbank und hatten nur innerhalb des Wetterauer Grafenkollegs Anteil an einer der vier Kuriatstimmen (diese standen im Gegensatz zu den sogenannten Virilstimmen nicht einzelnen Fürsten, sondern vier regionalen Kollegiengemeinschaften von Grafen und Herren zu).¹¹¹

¹¹⁰ Maximilian Hieronymus von Günderrode, publizierte Trauerrede vom 28. August 1768, zitiert nach Herrmann, Hans-Walter, „Trauerrede“, S. 184–186.

¹¹¹ Ries, Klaus, *Obrigkeit und Untertan*, S. 21. Zu den einzelnen Grafen, aus denen sich das Wetterauer Kolleg zusammensetzte, siehe Köbler, Gerhard, *Historisches Lexikon*, Bd. III, Lemma „Reichsstände“.

Die wechselhafte Geschichte von Nassau-Saarbrücken war mehr von Niederlagen und Tragödien geplagt, als dass ihr glückliche Momente beschieden waren. Insbesondere im 17. Jahrhundert war der kleine Staat – so wie andere Gegenden Südwestdeutschlands auch – wegen unzähliger französischer Heimsuchungen durch Krieg, Hunger und Tod belastet. Das führte nicht nur zu dramatischen Zerstörungen von Stadt, Land und Äckern, sondern allenthalben auch zu einer apokalyptischen Bevölkerungsabnahme.¹¹² Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648), später der von Ludwig XIV. initiierte Holländische Krieg (1672–1678), in dessen Verlauf Saarbrücken 1677 durch einen verheerenden Brand bis auf wenige Häuser zerstört wurde, sowie der Pfälzische Erbfolgekrieg (1688–1697), der das Ziel hatte, das Gebiet zwischen Freiburg im Breisgau und Koblenz komplett zu entvölkern und in ein gigantisches unbewohnbares Glacis¹¹³ zu verwandeln, wirkten auch auf Saarbrücken verheerend.

Als Ludwig XIV. im Frühjahr 1672 den Holländischen Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden vom Zaune brach, schloss Kaiser Leopold I. mit Friedrich Wilhelm, dem Kurfürsten von Brandenburg, ein Bündnis zum Schutz des Reiches, dessen Grenzen am Niederrhein verletzt worden waren. Da die verbündeten Armeen die Truppen des französischen Königs erfolgreich banden, änderte dieser seinen ursprünglichen Plan und marschierte im Südwesten mit Stoßrichtung Rhein gegen das Reich. Ludwigs Truppen zerstörten die Rheinbrücke in Straßburg, annektierten die zehn elsässischen Reichsstädte und besetzten schließlich Trier. Auch die Saargegend und somit Saarbrücken und St. Johann wurden in die Kriegshandlungen miteinbezogen: 1672 orderte Frankreich eine kleine Besatzung nach Saarbrücken, das seit 1660 unter der Regierung des Grafen Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken stand. Die Besatzer überwand den Widerstand, arretierten ihn schließlich und brachten ihn nach Metz. Saarbrücken wurde in der Folge als Durchmarsch- und Einquartierungsstätte ein wichtiger Standort für die französischen Truppen.

Angesichts der immer weiter nach Westen vorrückenden Reichstruppen überlegten die Franzosen, wie die Saarstädte verteidigt werden konnten.¹¹⁴ Karl IV., der Herzog des ebenfalls von Frankreich besetzten Lothringen, machte im Dienste Kaiser Leopolds trotz aller Rückschläge, Niederlagen und Demütigungen die allergrößten Anstrengungen, um einen Sieg gegen Ludwig XIV. zu er-

¹¹² Herrmann, Hans-Walter, „Saarbrücken und St. Johann“, S. 238.

¹¹³ Glacis = zum Feind hin leicht abfallendes offenes Gelände vor einer Festungsanlage, das keine Deckung bietet.

¹¹⁴ Herrmann, Hans-Walter, „Französische Festung“, S. 201.

kämpfen. Eine empfindliche Niederlage brachte er den Franzosen im August 1675 bei Trier bei, verstarb allerdings kurz danach, wodurch die verbündeten Truppen zur Untätigkeit gezwungen waren. Diesen Leerlauf nutzten die Franzosen und beratschlagten, in Saarbrücken die Saarbrücke zu zerstören, die Befestigung zu schleifen, das Schloss selbst aber bei einem gegnerischen Angriff zu halten. Strategisch sollte die neu geplante Festung einmal das Einfallstor gegen die Pfalz darstellen, zum anderen als Sperrfort für Lothringen dienen. Nach vielen Überprüfungen durch das französische Militär, Architekten, den Festungsbaumeister Marschall Vauban und andere Fachleute wurde wegen der topographischen Beschaffenheit jedoch Abstand von der Idee genommen, Saarbrücken als Festung auszubauen.¹¹⁵

Der französische Kriegsminister François Michel Le Tellier, Marquis de Louvois, setzte die Verwüstung ganzer Landstriche und ihrer Siedlungen als strategisches Mittel gegen das Reich ein. Die Zerstörungen hatten – wie später im Pfälzischen Erbfolgekrieg – das Ziel, dem Gegner die Möglichkeit zu nehmen, sich bei der Bevölkerung mit Proviant zu versorgen, und so einen eventuellen Vormarsch zu verhindern. Derartige Übergriffe fanden im Unterelsass statt, im Westrich und im Hunsrück; am 6. Februar 1677 brannte Merzig, am 10. Februar St. Wendel, am 13. Februar wurden in Zweibrücken die Mauern, Türme und Tore geschleift und danach die Stadt in Brand gesetzt. Um die 80 Ortschaften des zugehörigen Oberamtes teilten das gleiche Schicksal. Erfolgreich hatte Kriegsminister Louvois mit der Politik der „verbrannten Erde“ nicht, denn schon im Sommer erreichten kaiserliche Truppen die Region. Am 16./17. Mai wurde Alt-Saarbrücken, von Kaiserlichen belagert, durch die eingeschlossenen Franzosen in Brand gesetzt, danach von den Deutschen beschossen und von ihren kroatischen Verbündeten schließlich niedergemetzelt. Unzerstört blieben nur fünf bis sechs Häuser.¹¹⁶

Die Ereignisse der 1670er Jahre bildeten allerdings nur einen Vorgeschmack auf das, was Südwestdeutschland in den 80er und 90er Jahren während des Pfälzischen Erbfolgekrieges blühen sollte: die Vernichtung eines Gebietes mit rund 400 Siedlungen.

Zynisch stellte der französische Festungsbaumeister Vauban 1680 bei der Besichtigung Saarbrückens fest, es sei „eine für diesen Landstrich hübsche kleine Stadt, wenn sie nicht abgebrannt wäre.“¹¹⁷ Erst der Friede von Rijswijk 1697, der

¹¹⁵ Herrmann, Hans-Walter, „Französische Festung“, S. 206.

¹¹⁶ Herrmann, Hans-Walter, „Grundlinien“, S. 509–511.

¹¹⁷ Thomes, Paul, „Weg zur absolutistischen Residenz“, S. 340; zur Zerstörung Saarbrückens in dieser Zeit siehe ebd., S. 302–305.

den Pfälzischen Erbfolgekrieg beendete, setzte das Nassau-Saarbrücker Grafengeschlecht mit Ludwig Kraft wieder in seine Herrschaft ein und gab die Grafschaft Saarbrücken somit an das Heilige Römische Reich zurück. Letztlich gab es bis zur Regierungszeit von Fürst Wilhelm Heinrich wechselvolle Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Ottweiler, Idsteiner und Weilburger Linien des Hauses Nassau, in denen es ebenfalls zu unruhigen Zuständen kam.¹¹⁸

Aufgrund der machtpolitischen und militärischen Bedeutungslosigkeit der Grafschaft Saarbrücken bei gleichzeitiger territorialer Angrenzung an den expansionslüsternen westlichen Nachbarn suchten seit Ende der Reunionszeit – also seit Ende des 17. Jahrhunderts – alle Nassau-Saarbrücker Grafen eine politische Anlehnung an Frankreich. Um die Städte Saarbrücken und St. Johann vor weiteren Kriegseinwirkungen zu schützen, traten ihre Landesherren in die militärischen Dienste der französischen Krone. So standen von 1682 an verschiedene Regimenter unter dem Oberbefehl des mächtigen Nachbarn, zunächst kommandiert von Graf Ludwig Kraft (reg. 1697–1713), dann von Fürst Wilhelm Heinrich (reg. 1741–1768) und schließlich von dessen Sohn Fürst Ludwig (reg. 1768–1793). Dieser diplomatische Schachzug führte zwar dazu, dass die Grafschaft Saarbrücken in keine unmittelbaren kriegerischen Auseinandersetzungen involviert wurde; er bedeutete allerdings im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, als es noch zerstörerische Kriege in Südwestdeutschland wie den Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) und den Polnischen Erbfolgekrieg (1733–1735) gab, auch ständige Einquartierungen, Truppeneinmärsche, zeitweise Besetzungen, Kontributionszahlungen und Zwangsrekrutierungen. Eine vernünftige Erholung und Erneuerung des Landes war daher erst unter Wilhelm Heinrichs Regentschaft ab 1741 möglich.

Die Anlehnung an Frankreich äußerte sich durch die Übernahme französischer Kriegsdienste, in der Bereitstellung von Fremddregimentern, in verschiedenen Subsidienvetragten mit Frankreich und in persönlichen Verbindungen zum französischen Hof. Klaus Ries zufolge stand jedoch andererseits die Reichstreue der Nassau-Saarbrücker Landesherren außer Frage,¹¹⁹ was selbstverständlich widersprüchlich klingt. Es wird sich noch zeigen, dass bei Wilhelm Heinrich von einer Reichstreue kaum gesprochen werden kann. Als Unterstützung für seine These erwähnt Ries einige evangelische oberrheinische Fürsten, die im späten 17. Jahrhundert die Nähe zum katholischen Wien suchten, wie die Kurpfalz, Baden-Durlach oder Hessen-Darmstadt.¹²⁰ Solche Beispiele führen aller-

¹¹⁸ Thomes, Paul, „Weg zur absolutistischen Residenz“, S. 304.

¹¹⁹ Ries, Klaus, *Obrigkeit und Untertan*, S. 21.

¹²⁰ Press, Volker, „Die Oberrheinlande“, S. 9.

dings mit Blick auf Nassau-Saarbrücken nicht weiter, auch wenn der kleine Staat durchaus seinen Verpflichtungen nachkam, dem Oberrheinischen Reichskreis Soldaten zu stellen. Denn obgleich die von Ries als Beispiel genannten Reichsstände eine andere Konfession hatten als der deutsche Kaiser in Wien, waren sie doch loyal zum Kaiser, was man von Wilhelm Heinrich nicht sagen kann.

Insgesamt war das Heilige Römische Reich auch im 18. Jahrhundert von zahllosen Kriegen geprägt, die insbesondere von Frankreich, später aber auch von Preußen ausgingen. Dennoch sollte in den Ländern des Alten Reiches eine Phase des Prosperierens eintreten. Auch mit dem kleinen Land Saarbrücken ging das 18. Jahrhundert allmählich gnädiger um. 1741 trat ein eben volljährig gewordener junger Mann aus Usingen, Fürst Wilhelm Heinrich, sein Erbe in Form des verheerten Saarbrücken an und sah sich einem maroden Schloss (Abb. 1), einer heruntergekommenen, entvölkerten Stadt und einer daniederliegenden Wirtschaft gegenüber. Wilhelm Heinrich ließ sich jedoch von dem Elend, das er sah, nicht beirren; er stemmte sich mit aller Kraft, viel Elan, Ideen und Taten-drang dagegen, hielt den finanziellen und städtebaulichen Verfall auf und bewirkte so ein allseits um sich greifendes Prosperieren und einen Bevölkerungsanstieg.

Während Saarbrücken 1628 rund 2 700 Einwohner besessen hatte, waren es sieben Jahre später durch den Dreißigjährigen Krieg nur noch 70. Ende des 17. Jahrhunderts gab es um die 300 Einwohner, in den nächsten Jahrzehnten stieg ihre Zahl auf immerhin 1 400 an. Ausdruck dieses Zuwachses war die Gründung der außerhalb der Stadtmauer liegenden Vorstadt entlang des Trillers in Richtung Metzger Straße. Ab den 1740er Jahren stieg die Einwohnerzahl weiter an, bis sie um 1790 mit annähernd 3 000 Menschen wieder den Stand von vor 160 Jahren erreicht hatte. Dieses Bevölkerungswachstum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist zweifelsfrei der Politik Wilhelm Heinrichs zu verdanken, der durch intelligente Wirtschaftsförderung die „Demographie dynamisierte“.¹²¹

Als Grundlage für den Reichtum eines Landes wurden zur damaligen Zeit seine Naturschätze betrachtet – in Nassau-Saarbrücken waren dies Kohle und Holz –, aber auch die Anzahl der im Land ansässigen Menschen. Infolgedessen betrieben Fürst Wilhelm Heinrich und später sein Sohn Ludwig eine Politik der Ansiedlungsförderung. Insbesondere die Realisierung des Schlossneubaus, des

¹²¹ Jung, Michael, „Saarbrücken während der Fürstenzeit“, S. 364.

Umbaus der gesamten Stadt und letztlich auch die Stadterweiterung förderten die Bevölkerungszunahme, da es hierfür zahlreicher Arbeitsbranchen bedurfte, um die Bedürfnisse der Einwohner wie auch der Zugereisten zu befriedigen. Für Alt-Saarbrücken lassen sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts verschiedene solcher Berufszweige nachweisen: Bekleidungs-, Nahrungsmittel-, Haus-, Arbeitsbedarfs-, Luxus-, Kultur-, Gesundheits- und Dienstleistungsindustrie.¹²² Es gab also natürliche Synergieeffekte, die das Stadtwesen vergrößerten.

Die Stadtentwicklung und somit das Aufblühen Saarbrückens verlief im 18. Jahrhundert in drei Phasen: Zuerst erfolgte der Neubau des Schlosses (Abb. 2) samt Umgestaltung des Marktplatzes, anschließend die Stadterweiterung durch die Wilhelm-Heinrich-Straße und schließlich der Bau der Ludwigskirche. Architekt dieser drei Bauphasen war der aus Zerbst stammende Nassau-Saarbrücker Generalbaudirektor und Kammerrat Friedrich Joachim Stengel (1693/94–1787). Stengel hat das Erscheinungsbild der Stadt Saarbrücken bis zum heutigen Tage – allen Zerstörungen zum Trotz – nachhaltig geprägt. Mit dem Umbau der Städte Alt-Saarbrücken und St. Johann schuf er ein barockes Gesamtkunstwerk, das die beiden von der Saar getrennten Stadtteile zu einer eindrucksvollen Barockresidenz zusammenwachsen ließ. Stengel durchzog die Stadt – der Vorliebe barocker Urbanität entsprechend – mit zahlreichen Sichtachsen, die die beiden Schwesterstädte miteinander verbinden sollten.¹²³

Die Geschichte des Landes hätte sich unter diesen positiven Aspekten des allgemeinen Prosperierens wohl noch lange weitererzählen lassen, wenn nicht mit der Französischen Revolution das jähe Ende des Herrschaftssystems eingetreten wäre, wodurch das kleine Nassau-Saarbrücken mit in den Untergang gerissen wurde.

Am 13. Mai 1793 brach die jahrhundertealte Herrschaft der Grafen und Fürsten zu Nassau-Saarbrücken unwiderruflich zusammen. An diesem Tage floh Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken, der nach dem Tod seines Vaters 1768 die Regierung übernommen hatte, mit Teilen seiner Familie vor den französischen Revolutionstruppen ins Exil nach Aschaffenburg, in den unbesetzten Teil des in Auflösung befindlichen Heiligen Römischen Reiches; zwei Tage vorher war ein Haftbefehl gegen ihn ausgestellt worden. Bedenkt man, dass vier Monate zuvor in Paris Ludwig XVI. hingerichtet wurde, wird deutlich, in welcher Gefahr sich der Fürst befand. Der 13. Mai 1793 war gleichzeitig auch ein Menete-

¹²² Jung, Michael, „Saarbrücken während der Fürstenzeit“, S. 385.

¹²³ Zu Stengel siehe Götz, Wolfgang, „Friedrich Joachim Stengel“, sowie Lohmeyer, Karl, *Friedrich Joachim Stengel*.

kel für das Schicksal des Saarbrücker Residenzschlosses, das am 7. Oktober um 19 Uhr in Brand geriet. Obwohl Bürger aus beiden Stadthälften Tag und Nacht zu löschen versuchten, hielt der Brand bis zum 11. Oktober an. Der Nordflügel und das *Corps de Logis* brannten bis auf die Umfassungsmauern herunter. Es heißt, dass die ganze Zeit über Südwestwind herrschte, der die Feuerfunken glücklicherweise über die Saar trieb, sodass Alt-Saarbrücken unbeschädigt blieb.

Die Ursache des Schlossbrandes ist nicht geklärt. Er wurde von beiden Seiten für propagandistische Zwecke instrumentalisiert. Die Franzosen machten preußische Truppen verantwortlich, die zu diesem Zeitpunkt auf dem Halberg und nördlich von St. Johann stationiert waren und angeblich auf Anweisung des Erbprinzen Heinrich die Zerstörung des Schlosses betrieben hatten, was allerdings kaum vorstellbar ist. Die Deutschen gingen selbstverständlich davon aus, dass die Franzosen das Schloss in Brand gesteckt hatten, wie sie es schließlich auch in anderen Fällen – etwa bei den übrigen Nassau-Saarbrücker Schlössern oder bei Schloss Karlsberg in Pfalz-Zweibrücken – getan hatten. Überliefert ist, dass sich im Schlosshof ein Munitionswagen befand, dessen Explosion die ganze Stadt – und somit auch die französischen Soldaten selbst – hätte gefährden können. Auch diente der Nordflügel als Lazarett für französische Soldaten. Überzeugender erscheint somit, dass das Feuer aufgrund mangelnder Disziplin der Soldaten aus Unachtsamkeit und Leichtsinn entstanden ist.¹²⁴

Der preußische König Friedrich Wilhelm II. sprach bereits 1793 davon, dass dem Fürsten zu Nassau-Saarbrücken das Land restituiert und die durch die Kriegswirren entstandenen Schäden ausgeglichen werden müssten. Daher wurden noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts Akten angelegt, in denen der jeweilige Schaden und die entsprechende Wiedergutmachung aufgelistet waren. Die Entschädigung für das Residenzschloss sowie die Jagd- und Lustschlösser wurde mit 2 500 000 Rheinischen Gulden veranschlagt, die „weggenommenen fürstlichen Mobilien an Silber, Bettung und Getüch, Kupfer und Messing, Eisen und Blech, Gewehr, Chaisen und Pferden, Spiegel und Commoden und Schranken, Canapéés, Fauteuils und Stühlen, Uhren [...] [seien] wenigstens werth gewesen 800 000.“ Insgesamt wurde eine Summe in Höhe von 8 000 000 Rheinischen Gulden errechnet.¹²⁵

¹²⁴ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 53.

¹²⁵ Horstmann, Philipp Bernhard, „Vorläufige Darstellung“, S. 50–57; ders., „Aktenstücke zur Entschädigungsfrage“, S. 58–71; ders., „Verzeichniß der Schäden“, S. 72–87. Das Verdienst von Horstmann war es, diese Akten, die es zu seiner Zeit noch gegeben zu haben scheint, gesichtet und publiziert zu haben.

Der Schlossbrand von 1793 wurde zwischen 1795 und 1798 von Johann Friedrich Dryander (1756–1812) in einem Gemälde festgehalten (Abb. 3) – ein Werk, das also nicht nur gewissermaßen etwas „verspätet“, sondern auch über einen sehr langen Zeitraum entstand. Es ist daher anzunehmen, dass es sich nicht um ein Auftragswerk handelte. Der breite Vorplatz auf der St. Johanner Seite, der mit erstaunlich gleichmütigen und gelassenen, im Widerschein des Feuers schattenhaft wirkenden Menschen gefüllt ist, stellt den Ausgangspunkt für die betonte Schräge der Saarbrücke dar. Auch auf ihr sind Menschen zu sehen, die mit ihrer Feuerspritze eher bedächtig in Richtung Brandort ziehen.

Dryanders Darstellung des Schlossbrandes unterscheidet sich in einigen Punkten von einem Gemälde desselben Ereignisses von Georg Heinrich Pitz (1788–1814). Zum einen rückt Dryander das Schloss als „Hauptbeteiligten“ in den Bildmittelpunkt, zum anderen bevölkert er die Szenerie mit Menschen, die sich von der St. Johanner Seite über die Brücke in Richtung Alt-Saarbrücken aufmachen. Dryander schildert die Situation, wie sie am Abend des 7. Oktober tatsächlich stattgefunden haben mag und weniger wie eine allgemeingültige Menschheitskatastrophe, die im Pitz’schen Bild über die Saarbrücker hereingebrochen zu sein scheint.¹²⁶

1798 beziehungsweise 1801 wurde schließlich das gesamte linke Rheinufer und somit auch Nassau-Saarbrücken in den französischen Staat eingegliedert. Unmittelbare Nachkommen Wilhelm Heinrichs und Ludwigs leben noch heute in Südwestfrankreich auf Château La Grave in Bonzac nahe Bordeaux.

Die Länder Nassaus und ihre Erhebung in den Reichsfürstenstand

Als die nassauischen Besitztümer im Jahr 1255 aufgrund von Streitigkeiten der Brüder Otto und Walram in eine ottonische und eine walramische Linie aufgeteilt wurden, war dies der Beginn einer Spaltung, die die einzelnen nassauischen Reichsstände immer weiter voneinander entfremden sollte. Die hessische Lahn bildete sowohl die ungefähre geographische wie auch eine konfessionelle Grenze zwischen beiden Linien; nördlich der Lahn lagen die katholischen Länder der ottonischen Linie, südlich der Lahn die protestantischen Länder der walramischen Linie.

¹²⁶ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 117–118. Kopien von Dryanders Schlossbrand gibt es von Johann Ludwig Lex (1803) und Alwin Ziehme (1895, verschollen); siehe Wolf, Eva, „Kopien und Reproduktionen“, S. 44–46.

Nicht nur in der unterschiedlichen Konfession kam die Zwietracht zwischen den Linien zum Ausdruck. Allergrößten Ärger in der walramischen Linie bereitete immer wieder der Umstand, dass ihre ottonischen Vettern den unter den nassauischen Regenten zu höchsten Ehren gekommenen Adolf von Nassau in ihre eigene Ahnenreihe aufnahmen und instrumentalisieren, obwohl er aus dem walramischen Hause von Nassau-Wiesbaden-Idstein kam. Dieser Adolf war 1292 zum deutschen König aufgestiegen, wodurch sich die walramische Linie besonders nobilitiert fühlte.

Der Familienzweist eskalierte im 17. Jahrhundert während der konfessionellen Auseinandersetzungen des Dreißigjährigen Krieges, als die ottonisch-katholischen Länder Nassau-Siegen und Nassau-Hadamar die walramischen Besitzungen zu übernehmen hofften. Diese waren konfisziert worden, nachdem ihre walramisch-protestantischen Landesherren wegen Parteinahme für den schwedischen König Gustav Adolf bei Kaiser Ferdinand II. in Ungnade gefallen waren.¹²⁷ Wilhelm Ludwig von Nassau-Saarbrücken musste als Parteigänger Gustav Adolfs 1635 mit seiner Familie sogar ins französische Exil nach Metz fliehen. Kurzfristig übernahm Nassau-Hadamar 1637 den Besitz von Nassau-Usingen, den es jedoch 1648 nach dem Westfälischen Frieden wieder abgeben musste.

Zur Verteidigung der walramischen Linie muss angeführt werden, dass sie im 17. und 18. Jahrhundert zumindest gegen den Expansionsdrang Frankreichs reichstreu und prokaiserlich kämpfte.

Es ist zu bedenken, dass sich im Heiligen Römischen Reich bei den Abstimmungen im Reichstag eine Vielzahl kleinster Reichsstände im Grafenkolleg erst zu einer gemeinsamen Meinung durchringen mussten, bis sie abstimmungsfähig waren. Die Bedeutung dieser Reichsstände war in der Reichspolitik entsprechend gering, zumal sie auch keine militärische Macht besaßen. Um sich einen größeren Einfluss zu sichern, war es nötig, die Gunst des Kaisers zu erlangen, da allein dieser zu einer Nobilitierung befugt war.

Da die ottonischen Nassauer katholisch und kaisertreu-habsburgisch waren, wurden sie vom Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben¹²⁸ und erhielten jeweils eine Virilstimme. Die walramische Linie wurde dagegen quasi zu einem zweitrangigen Zweig mit geringer Macht und geringer Reputation degradiert. Da sich die walramischen Nassauer während der konfessionellen

¹²⁷ Brachthäuser, Christian, *Principatus Nassoviae*, S. 12–13.

¹²⁸ Die einzelnen Reichsstände der ottonischen Linie wurden wie folgt nobilitiert: 1650 Nassau-Hadamar, 1652 Nassau-Siegen, 1652 Nassau-Dillenburg, 1654 (mit Rückwirkung zum Jahr 1652) Nassau-Dietz; siehe Brachthäuser, Christian, *Principatus Nassoviae*, S. 144–165.

Streitigkeiten des Dreißigjährigen Krieges zum schwedisch-protestantischen Heilbronner Bund (und somit gegen den Kaiser) bekannt hatten, blieb eine Nobilitierung zunächst aus. Im Jahre 1688 erfolgte sie dann doch, vermutlich weil die walramischen Nassauer im Pfälzischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich gekämpft hatten. Johann Ernst von Nassau-Weilburg verweigerte allerdings aus vorgeblich „finanziellen Gründen“ den Fürstentitel; dahinter stand wohl eher die Kränkung angesichts der Bevorzugung der ottonischen Nassauer durch den Kaiser. Diese Bevorzugung war in den Augen von Johann Ernst nicht gerechtfertigt, zumal die walramische Linie die Fürstenwürde bereits 1366 von Kaiser Karl IV. erhalten hatte; sie hätte allerdings durch den aktuellen Kaiser, Leopold I., bestätigt werden müssen.¹²⁹

Letztlich blieben unter den walramisch-nassauischen Fürstlichkeiten einzig die Regenten von Nassau-Saarbrücken gefürstete Grafen mit nur einer Stimme im Wetterauer Grafenkolleg.

Die Intensivierung einer gemeinsamen nassauischen Hauspolitik wurde erst 1736 mit der Erbvereinigung aller ottonischen und walramischen Linien in die Wege geleitet. In dem 14 Artikel starken Vertrag wurde der gegenseitige Schutz vereinbart sowie bestätigt, dass bei Erlöschen einer Linie die jeweils andere Linie als Universalerbe eintreten sollte, sodass Gesamt-Nassau nicht Gefahr lief, geschwächt zu werden. Nach Beseitigung einiger Streitpunkte wurde der Vertrag allerdings erst 1783 ratifiziert und in Den Haag, Kirchheim, Biebrich sowie am 30. Juni in Saarbrücken von allen Parteien, also auch von Fürst Ludwig, unterzeichnet.¹³⁰

Die Familie des Fürsten Wilhelm Heinrich

Die Ahnen des Fürsten

Großvater von Wilhelm Heinrich war **Walrad von Nassau-Usingen** (1635 bis 1702), der 1659 das Gebiet um die Stadt Usingen im Taunus erhalten hatte. Er errichtete in seiner Residenzstadt ein Barockschloss (das heute nicht mehr existiert) sowie eine reformierte Kirche und siedelte hugenottische Flüchtlinge im

¹²⁹ Brachthäuser, Christian, *Principatus Nassoviae*, S. 22–23.

¹³⁰ Brachthäuser, Christian, *Principatus Nassoviae*, S. 14–15.

Usinger Land an.¹³¹ Ein verheerender Stadtbrand im Jahr 1692 war Anlass dazu, Usingen nach geometrischen Regeln mit geraden Straßen und Blockbebauung wieder neu aufzubauen. Seit 1664 war Walrad als Oberst der oberrheinischen Reichskreis-Kavallerie in Ungarn gegen die Türken tätig, ab 1666 in den niederländischen Generalstaaten. 1688 erhob Leopold I. ihn in den Fürstenstand, zwei Jahre später wurde er kaiserlicher und niederländischer Generalfeldmarschall.

Walrads Bruder **Gustav Adolf** (1632–1677) hatte 1640 Nassau-Saarbrücken geerbt. Als französischer Offizier kämpfte er in den Spanischen Niederlanden, für die Schweden in Dänemark und schließlich für Kaiser Leopold I. gegen die Türken. Gegen die Reunionspolitik König Ludwigs XIV., dem er keinen Lehenseid leisten wollte, und gegen dessen Besetzung Saarbrückens im Jahr 1672 wehrte sich Gustav Adolf jedoch vergeblich. Er geriet – wie bereits erwähnt – in französische Gefangenschaft, wurde nach Metz gebracht und durfte auch nach seiner Freilassung nicht nach Saarbrücken zurückkehren. Im Herbst 1677, einige Monate nach der Zerstörung Saarbrückens durch den Brand, wurde Gustav Adolf in der Schlacht am Kochersberg bei Straßburg verwundet und erlag kurz darauf seinen Verletzungen. Sein mumifizierter Leichnam wurde in der Straßburger Thomaskirche in einem Sarg mit gläsernem Deckel zur Schau gestellt. Dieser traurige Zustand hielt bis ins 20. Jahrhundert an: Erst 1998 wurden seine sterblichen Überreste in der Saarbrücker Schlosskirche bestattet. Nassau-Saarbrücken blieb bis 1697 französisch und wurde erst mit dem Friedensschluss von Rijswijk wieder Reichslehen.¹³²

Graf Ludwig Kraft (1663–1713; Abb. 4), der Sohn von Gustav Adolf, erbte 1677 bei dessen Tod die Grafschaft Saarbrücken, die jedoch zunächst unter französischer Besatzung stand. Ludwig Kraft trat als *maréchal de camp* in französische Dienste und erhielt aufgrund seiner Erfahrung und Tapferkeit von Ludwig XIV. das *Régiment Royal-Allemand cavalerie*. Nach dem Frieden von Rijswijk übernahm er 1697 die Regentschaft in Saarbrücken, kämpfte im Spanischen Erbfolgekrieg jedoch nochmals auf Seiten Frankreichs. Liselotte von der Pfalz würdigte ihn als einen „wackeren, ehrlichen Herrn“, der „von jedermann sehr estimiert wird“.¹³³ Ludwig Kraft verstarb ohne männliche Nachkommen.

¹³¹ Zu Walrad siehe Even, Pierre, *Haus Nassau*, S. 20. Siehe allgemein auch der Beitrag von Hoppstädter, Kurt, „Ahnen“.

¹³² Zu Gustav Adolf siehe Even, Pierre, *Haus Nassau*, S. 19. Siehe allgemein auch die Beiträge von Heydt, Horst, *Schlosskirche* sowie Volkelt, Peter, „Grabdenkmal“.

¹³³ Even, Pierre, *Haus Nassau*, S. 19.

Das Erbe ging auf seinen Bruder **Graf Karl Ludwig** (1665–1723; Abb. 5) über, den Liselotte von der Pfalz als eher schüchtern und ungeschickt beschrieb.¹³⁴ Er zeichnete sich allerdings als kaiserlicher Offizier im Großen Türkenkrieg (1683–1699) aus. Nach dem Spanischen Erbfolgekrieg konnte er 1714 Homburg von den Franzosen zurückgewinnen und erbt 1721 Nassau-Wiesbaden-Idstein. Er hatte keine männlichen Nachkommen, wie auch sein Schwiegervater Friedrich Ludwig von Nassau-Ottweiler, an den sein Erbe fiel.

Vater unseres Jubilars Wilhelm Heinrich II. war **Fürst Wilhelm Heinrich I. von Nassau-Usingen** (1684–1718), ein Sohn Walrads von Nassau-Usingen; seinen eigenen Sohn lernte er allerdings nie kennen, da er wenige Wochen vor dessen Geburt starb. Wilhelm Heinrich I. wurde in London und Versailles erzogen und erlernte das Kriegshandwerk von seinem Vater Walrad. Er förderte Industrie und Gewerbe – hier vor allem die Textilindustrie – und ließ zahlreiche Dörfer für Tausende reformierte Flüchtlinge gründen. Nach seinem Tod 1718 übernahm wieder einmal die Gattin eines zu früh verstorbenen nassauischen Regenten vormundschaftlich die Regierungsgeschäfte für ihre Söhne: **Fürstin Charlotte Amalie** (1680–1738), geb. Gräfin von Nassau-Dillenburg, regierte bis zu ihrem Tod 1738 das Land Nassau-Usingen, dem 1721 und 1728 die Länder Wiesbaden-Idstein, Ottweiler und Saarbrücken zufielen. Charlotte Amalie reformierte das Verwaltungswesen, gründete 1728 im Idsteiner Schloss ein Landesarchiv, 1730 im Usinger Schloss eine Bibliothek und setzte im gleichen Jahr mit großem Elan das Schloss Biebrich am Rhein nahe Wiesbaden in Stand, unter Mitarbeit des Baumeisters Friedrich Joachim Stengel. 1735 teilten ihre Söhne **Karl** (1712–1775) und **Wilhelm Heinrich II.** (1718–1768) ihr Erbe: Karl erhielt die reichen rechtsrheinischen Gebiete mit Usingen, Wiesbaden, Idstein und Lahr, Wilhelm Heinrich II. die linksrheinischen mit Saarbrücken, Ottweiler, Jungenheim, Wöllstein und Rosenthal sowie Saarwerden und Homburg mit Weilburg. In der Zeit zwischen dem Tod der Mutter Charlotte Amalie und der Volljährigkeit von Wilhelm Heinrich übernahm Karl für seinen Bruder die Regierungsgeschäfte; mit 21 Jahren wurde Wilhelm Heinrich 1741 Fürst von Nassau-Saarbrücken.¹³⁵

Für die walramische Linie der Nassauer von erheblicher Bedeutung war die Tochter Ludwig Krafts, **Karoline von Nassau-Saarbrücken** (gest. 1774). Durch ihre Heirat mit Christian III. von Pfalz-Zweibrücken – einem Angehörigen der Linie Pfalz-Birkenfeld-Bischweiler der Wittelsbacher und somit eines der bedeutendsten Hochadelsgeschlechter Europas – führte sie die nassauische

¹³⁴ Even, Pierre, *Haus Nassau*, S. 19.

¹³⁵ Even, Pierre, *Haus Nassau*, S. 21.

Linie zu allerhöchsten dynastischen Würden. Die Tochter der beiden, Caroline Henriette, konnte nach Hessen-Darmstadt verheiratet werden, wo sie als „Große Landgräfin“ bekannt wurde und sich als eine der gebildetsten und geistreichsten Fürstinnen Deutschlands einen unsterblichen Namen machte. Caroline Henriette wurde eine gute Freundin von Sophie Erdmute, der Gattin Wilhelm Heinrichs II.

Die Linien Hessen-Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken waren insbesondere im 19. Jahrhundert eingebunden und auf das engste verwandt mit den englischen, niederländischen, schwedischen, preußischen und auch bayerischen Königshäusern sowie den russischen und österreichischen Kaiserhäusern.

Auch Wilhelm Heinrich II. war über Gustav Adolf von Nassau-Saarbrücken, den Bruder seines Großvaters, in die allerhöchsten europäischen Adelskreise eingebunden und damit unter anderem direkt verwandt mit den Großherzögen von Luxemburg.¹³⁶

Wilhelm Heinrich und seine unmittelbare Familie

Fürst Wilhelm Heinrich II. von Nassau-Saarbrücken (1718–1768)

Wilhelm Heinrich wurde am 6. März 1718 in Usingen als zweiter Sohn des (kurz zuvor verstorbenen) Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Usingen und seiner Frau Charlotte Amalie von Nassau-Dillenburg geboren. Wie bereits erwähnt, trat er nach Erreichen seiner Volljährigkeit im Jahre 1741 die Regentschaft des mindermächtigen Fürstentums Nassau-Saarbrücken an mitsamt seiner darniederliegenden Wirtschaft, seiner verheerten und entvölkerten Residenzstadt sowie seinem maroden, Instandsetzung anmahnenden Herrschaftssitz. Durch immense Tatkraft hielt Wilhelm Heinrich den finanziellen und städtebaulichen Verfall auf und bewirkte ein allseits um sich greifendes Aufblühen. Er förderte den Bergbau, die Kohleverhüttung, die Glasherstellung und die Holzwirtschaft (sogenanntes „Holländerholz“ wurde zum Schiffbau in die Niederlande gebracht); aus dem Schlossneubau entstanden Synergieeffekte, die den Bedarf an alltäglichen Gerätschaften, Lebensmitteln oder auch Gastwirtschaften für die am Bau beteiligten Personen mit ihren Familien erhöhten und ganz allgemein die Wirtschaft in Schwung brachten. Gleichzeitig war Wilhelm Heinrich häufig außer Landes, da er als französischer Offizier an den europäischen Kriegen

¹³⁶ Zu den Grafen Gustav Adolf, Ludwig Kraft und Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken siehe den Aufsatz „Jaques Pierrard de Coraille“ von Christof Trepesch, der sich ausführlich mit ihnen beschäftigt, sowie Melcher, Ralph, *Saarbrücker Schlosskirche*, S. 109–116, 125–139 und 140–147.

teilnahm. Die Leistung dieses Regenten spiegelt sich auch darin, dass er trotz seines Militärdienstes die Stadtplanung, die Stadterweiterung und die Wirtschaftsförderung nie aus den Augen verlor.

Wilhelm Heinrich besaß eine hohe Stirn und eine starke Nase mit ausdrucksstarkem, leicht knöchigem Nasenrücken. Hinzu kam ein Doppelkinn, das er offenbar schon in der Jugend gehabt haben muss. Seine Augen waren blau, die Augenbrauen braun, woraus man auch auf seine Haarfarbe schließen dürfte (auf Gemälden sieht man den Fürsten mit weiß gepudelter Perücke). Seine Statur war klein und dick; die geringe Körpergröße wurde durch medizinische Untersuchungen seines Leichnams ermittelt, seine Leibesfülle ist aus Beschreibungen seines Försters Bühler bekannt.¹³⁷

Die kleine Statur erkennt man auch bei einem unbeholfenen Porträt von unbekannter Hand, das sich in der Alten Sammlung des Saarlandmuseums befindet und den Fürsten in einem merkwürdigen Größenverhältnis vor einem Zelt zeigt.

Alles andere als unbeholfen wird Wilhelm Heinrich in zwei anderen Porträts als Obrist dargestellt. Das eine befindet sich im Saarlandmuseum (Abb. 6), das andere im Besitz des Duc Decazes auf Château La Grave nahe Bordeaux (Abb. 7). Beide Bilder zeigen den Fürsten in der hellen Felduniform mit Bärenfellmütze (mehr dazu im Kapitel „Fürst Wilhelm Heinrich als französischer Offizier“).

Die dem Fürsten innewohnenden Wesenszüge sind treffend in einem Porträt dargestellt, von dem das Saarlandmuseum nur eine Kopie besitzt (Abb. 8).¹³⁸ Das von einem unbekanntem Künstler geschaffene Original befindet sich wohl im Schloss Erbach im Odenwald, von wo Wilhelm Heinrichs Gattin, Sophie Christiane Erdmute, stammte. Mit festem Blick in Dreiviertelansicht einen idealen Betrachter anblickend, stützt der Fürst die Linke entspannt auf seinen Degen. Die Rüstung und der darüberliegende kostbar verbrämte Gehrock, die gut sitzende, weiß gepuderte Perücke, vor allem aber jener hoheitsvolle Blick und die edlen, aber auch gütigen Gesichtszüge verleihen ihm eine durch und durch vornehm-aristokratische Anmutung. Hier präsentiert sich ein Fürst, der bestimmt und entschlossen zur Tat schreiten kann, der aber auch seine Rolle als Landesvater einzunehmen in der Lage ist, um dem Fürstentum die besten

¹³⁷ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 17. Zu Wilhelm Heinrich und der Fürstenzeit allgemein siehe auch Labouvie, Eva, *Adel an der Grenze*.

¹³⁸ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 144–145.

Voraussetzungen für die Zukunft zu ermöglichen.¹³⁹ Und das war nicht einfach, da das kleine Nassau-Saarbrücken fortwährend geschickt zwischen der Zugehörigkeit zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und dem Appetit des hungrigen Nachbarn Frankreich auf eben dieses Reich lavieren musste. Wilhelm Heinrich entschied sich, da der „Feind im Nacken“ näher war und daher verderblicher sein konnte als der mahrende Kaiser in Wien, wie erwähnt für eine enge Bindung an Frankreich.

Im Museum Wiesbaden befindet sich ein Porträt des Fürsten gleichfalls als Generalleutnant (Abb. 9), das ihn weicher und auch „fleischiger“ zeigt als andere Darstellungen, in denen eher der knochige Typus dominiert. In dem 1767/68, kurz vor Wilhelm Heinrichs Tod entstandenen Pastell sieht man einen Fürsten mit breitem, doch schmallippigem Mund und einem etwas weichen Gesicht, der einen Orden, Ordensschärpe, *Justaucorps* und eine gestickte Weste trägt.¹⁴⁰

Es gibt allerdings nicht nur Gemälde, die den Fürsten wiedergeben, sondern auch reliefartige Darstellungen; beispielsweise ein Medaillon in dem Amortissement auf der Balustrade über dem Nordeingang der Ludwigskirche (Abb. 10), das der Saarbrücker Bildhauer Johann Philipp Mihm 1767 schuf, sowie das Relief auf dem Grabmal des Fürsten in der Schlosskirche (Abb. 11), das ebenfalls von Mihm stammen dürfte.

Wilhelm Heinrich starb am 24. Juli 1768 infolge eines Schlaganfalls.¹⁴¹ Da die Ludwigskirche, die er als Grablege vorgesehen hatte, zu diesem Zeitpunkt noch nicht fertiggestellt war, setzte man ihn in der Saarbrücker Schlosskirche in der Krypta der Apsis bei.

Fürstin Sophie Christiane Erdmute, geb. Gräfin von Erbach-Erbach

Sophie Christiane Erdmute (1725–1795; Abb. 12) war 1725 in der Grafschaft Erbach im Odenwald als Tochter von Graf Georg Wilhelm von Erbach (1686–1757) und seiner Gattin Sophie Charlotte geb. Gräfin von Bothmer, verwitwete Gräfin von Plauen, zur Welt gekommen.¹⁴² Im Februar 1742 lernte sie während der Krönung Kaiser Karls VII. in Frankfurt den Fürsten Wilhelm Heinrich kennen, der sie nur

¹³⁹ Varianten von diesem Gemälde befinden sich im Besitz der Grafen von Erbach auf Schloss Erbach und im Besitz der Familie Rodenbusch in Harskirchen (Dép. Bas-Rhin); siehe Koch, Arwed Ulrich, „Kostümkundliche Untersuchung“, S. 248–261.

¹⁴⁰ Siehe Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 16, Tafel 5.

¹⁴¹ Herrmann, Hans-Walter, „Trauerrede“, S. 183; siehe auch den Beitrag von Bernard, Christel und Selmer, Jan, „Grufbestattung“.

¹⁴² Ludwig, Heidrun, *Gemälde des 18. Jahrhunderts*, S. 52.

zwei Wochen später ehelichte.¹⁴³ Die beiden ergänzten sich gut, da Sophie Erdmüte – ähnlich wie Wilhelm Heinrich als regierender Fürst – ganz dem Bild einer aufgeklärten Regentin entsprach und wohl selbstbewusst genug war, die Mätressen ihres Mannes als lästige, aber irrelevante Nebenbeschäftigung abzutun.

Als nach dem Tod von Wilhelm Heinrich 1768 ihr Sohn Ludwig als neuer Fürst von Nassau-Saarbrücken die Regentschaft übernahm, zog Sophie Erdmüte zunächst nach Schloss Ottweiler und lebte dann bis 1793 auf Schloss Lorenzen im Elsass, dem Witwensitz der Gräfinnen von Nassau-Saarbrücken¹⁴⁴.

Erstaunlich und gleichzeitig seltsam war der Konfessionswechsel, den die gebürtige Protestantin Sophie Erdmüte im Jahr 1779 vollzog. Ihr Übertritt zum Katholizismus erfolgte in Gegenwart des Pariser Erzbischofs im Benediktinerinnenkloster *Mariae Conceptionis* von Conflans nahe Paris. Die Gründe hierfür liegen im Dunklen. Vermutet wird, dass sie sich aus finanziellen Überlegungen für diesen Schritt entschieden hat.¹⁴⁵

Als 1793 die Revolutionstruppen Lorenzen im Elsass erreichten, floh Sophie Erdmüte zunächst nach Neuwied und schließlich nach Aschaffenburg, wo Fürst Ludwig bereits mit seiner Familie Zuflucht gefunden hatte. Dort starb sie 1795, ein Jahr nach Ludwig.¹⁴⁶ Beide wurden in der dortigen Stiftskirche beigesetzt, wo Sophie Erdmüte bis heute ruht.

Sophie Erdmütes Enkelin Luise von Ottweiler, die Tochter von Fürst Ludwig und Katharina Kest, der späteren Reichsgräfin von Ottweiler¹⁴⁷, beschreibt ihre Großmutter in ihren 1819 verfassten Memoiren etwas maliziös: „Diese junge Fürstin war von einem höchst männlichen Geiste beseelt, der, durch eine sehr energische Erziehung noch erhöht, mit Widerwillen die Fesseln der Ehe betrachtete.“ 1788 berichtet sie von einem Aufenthalt in Lorenzen, dem Alterssitz Sophie Erdmütes: „(...) ich brachte die Zeit bei der Fürstin in Lorenzen sehr trübselig zu, denn hier war sie ganz anders wie in Saarbrücken beim ersten Empfang; so klein ich war, merkte ich das recht gut – gar oft kam ich in Ungnade, wenn ich leise Anspielungen auf meine Mutter kindisch heftig widerlegte.“ Von Luise stammt allerdings auch eine positive Bemerkung, wonach Sophie Erdmüte „die schönste alte Dame“ ist, die sie „jemals gesehen habe; ihr geistvolles Auge, ihre durchaus ungebeugte, sehr edle Gestalt, ein Fuß, auf den

¹⁴³ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 145–146.

¹⁴⁴ Hotz, Walter, *Kunstdenkmäler*, S. 117.

¹⁴⁵ Müller-Blattau, Wendelin, *Zarte Liebe*, S. 21.

¹⁴⁶ Müller-Blattau, Wendelin, *Zarte Liebe*, S. 21.

¹⁴⁷ Näheres zu Katharina Kest und ihrem Verhältnis zu Ludwig siehe unten in den Abschnitten „Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken“ bzw. „Katharina Kest, Reichsgräfin von Ottweiler“.

sie mit Recht noch sehr eitel war, ließen nicht ihr Alter verraten, und bloß ihre Haare deuteten auf ihre 64 Jahre hin.“¹⁴⁸

Nach der Flucht vor den französischen Revolutionstruppen 1793 kam Luises jüngere Schwester Luise Katharina bei Sophie Erdmute in Trarbach unter. Sie schreibt über ihre Großmutter: „Ich wusste, dass sie [Sophie Erdmute] mich nicht sonderlich liebte, und ich mich von jeher vor ihr gefürchtet habe. Sie war so erschreckend vornehm und stolz, man konnte nie recht freundlich mit ihr sein.“ Sich selbst beschreibt sie während ihres Trarbacher Aufenthalts „als Sklavin der unerträglichsten Etikette“.¹⁴⁹

Das in der Alten Sammlung des Saarlandmuseums befindliche Gemälde von Sophie Erdmute aus dem Jahre 1765, das Pendant zu dem im gleichen Jahr entstandenen Bildnis ihres Gatten Wilhelm Heinrich, lässt manche Eigenschaften erkennen, die in den Zitaten erwähnt wurden. Ihre Haltung zeugt durchaus von einem unbeugsamen Stolz, ihr Antlitz ist von einer gewissen eisernen Strenge und auch Hochmut geprägt. Insofern unterscheidet sich Sophie Erdmutes Porträt von dem ihres Mannes, aus welchem gleichfalls ein hoffärtig-fürstliches Moment spricht, das jedoch durch einen freundlichen, offenen und wohlmeinenden Blick relativiert wird.

Im Erbacher Schloss befindet sich ein Jugendbildnis von Sophie Erdmute, das auffallende Übereinstimmungen mit dem Saarbrücker Gemälde aufweist. Auch dort ist sie in Dreiviertelansicht wiedergegeben und nimmt die gleiche Stellung im Bildraum ein. Abgesehen von der Kleidung und der fehlenden Kopfbedeckung beim Saarbrücker Bildnis sind die Gesichtszüge in beiden Darstellungen vollkommen identisch; auf dem Saarbrücker Gemälde ist Sophie Erdmutes Gesicht nur etwas fülliger und die Haut nicht ganz so glatt. Das Altersbild erscheint wie eine Kopie des Erbacher Porträts, ergänzt um altersbedingte Merkmale; selbst die Kette scheint dieselbe zu sein. Es stellt sich daher die Frage, ob der Künstler des späteren Werks überhaupt die Fürstin vor Ort porträtiert oder lediglich das Jugendbildnis kopiert hat.

Wenige originale Porträts von Nassau-Saarbrücker Fürsten haben bis heute überdauert. Ein seltenes Beispiel aus jener Zeit stellt ein Bild der dreijährigen Gräfin Sophie Erdmute dar, ein Werk des Hessen-Darmstädter Hofmalers Johann Christian Fiedler, der zu seiner Zeit ein bekannter und viel beschäftigter Maler war.¹⁵⁰

¹⁴⁸ Ottweiler, Luise von, *Memoiren*, S. 301.

¹⁴⁹ Ottweiler, Katharina von, *Denkwürdigkeiten*, S. 272.

¹⁵⁰ Ludwig, Heidrun, *Gemälde des 18. Jahrhunderts*, S. 52–55.

Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken (1745–1794)

Ludwig, das zweite Kind von Wilhelm Heinrich und Sophie Erdmute, sollte der letzte regierende Fürst von Nassau-Saarbrücken werden. Er wurde 1766 mit Wilhelmine Sophie Eleonore von Schwarzburg-Rudolstadt verheiratet, die er auf einer seiner Kavaliertouren kennengelernt hatte. Der von den Eltern aus dynastischen Gründen arrangierten Ehe war jedoch kein Glück beschieden; Wilhelmine gebar zwar pflichtgetreu 1768 den kleinen Erbprinzen Heinrich als Stammhalter, zog sich jedoch schon zwei Jahre später angesichts der Mätressen ihres Gatten mit dem Kind auf Schloss Monplaisir auf dem Halberg zurück.

Nachdem Wilhelm Heinrich im Juli 1768 gestorben war (die Geburt seines Enkels im März hatte er noch erlebt), übernahm Ludwig die Regierungsgeschäfte.

Das Porträt des Fürsten Ludwig von Johann Ludwig Lucius (Abb. 13) stellt neben dem weiter unten beschriebenen Bildnis, das ihn stilistisch ähnlich als Schottenmeister wiedergibt, das einzige erhaltene repräsentative Staatsporträt des Fürsten dar.¹⁵¹ Es zeigt ihn in herrschaftlicher Pose in Dreiviertelansicht, den Betrachter dabei fest im Auge behaltend. Haltung und Lichtführung präsentieren die mit Orden geschmückte Brust, die Linke ist bequem auf den – nicht sichtbaren – Degenknäuf gestützt. Gekleidet ist Ludwig in der Uniform des Regiments Nassau im Dienstrang eines Generalleutnants mit zwei goldenen Sternen. Er trägt den Orden *Pour le Mérite militaire* mit blauer, gestickter Schärpe sowie den Bayerischen Hubertusorden.¹⁵²

Das Pendant zu diesem Bild ist das Porträt seiner Gattin Fürstin Wilhelmine. Eigentümlicherweise blicken beide in dieselbe Richtung nach rechts. Üblich wäre, dass sie in die jeweils entgegengesetzte Richtung blicken, sodass sie sich anschauen oder zumindest eine Beziehung zueinander aufbauen können. Da beide Porträts auch die gleichen Maße besitzen, ist eine „nachbarliche“ Hängung zunächst denkbar, letztlich jedoch eher auszuschließen. Oder sie treten als Paar auf und stehen gemeinsam mit einem weiteren Paar in Bezug.¹⁵³

Bei seiner Mätresse Freifrau Frederike Amalie von Dorsberg lernte Ludwig schließlich die junge Katharina Kest kennen, verliebte sich in sie und schloss

¹⁵¹ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 85–86; ders., *Katharina Kest*, S. 30–46; ders., *Johann Friedrich Dryander*, S. 25–38. Zu dem Künstler Johann Ludwig Lucius ist der Kunstgeschichte nichts bekannt.

¹⁵² Laut Mitteilung von Hans-Joachim Kühn an Christof Trepesch vom 19. Juni 1997; die Korrespondenz befindet sich im Archiv der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz.

¹⁵³ Von diesen Gemälden gibt es jeweils eine Variante, die sich heute im Sitzungssaal des Landratsamtes Ottweiler befindet; siehe Koch, Arwed Ulrich, „Kostümkundliche Untersuchung“, S. 252, Tafel 2.

1774 eine morganatische Ehe mit ihr. 1787, sieben Jahre nach dem Tod seiner ersten Frau Wilhelmine, heiratete Ludwig die mittlerweile zur Reichsgräfin von Ottweiler erhobene Katharina dann offiziell. Aus dieser Verbindung gingen sechs Kinder hervor. (Näheres zu Katharina Kest siehe unten im Abschnitt „Katharina Kest, Reichsgräfin von Ottweiler“.)

Ist von dem kleinen Fürstentum Nassau-Saarbrücken die Rede, so denkt man unweigerlich an Wilhelm Heinrich, der den Umbau der Stadt veranlasste und ihr wieder Wohlstand zuführte. Dennoch waren auch die Verdienste von Fürst Ludwig für Nassau-Saarbrücken nicht gering. Er glied die großen Schulden seines Vaters aus, vollendete den Bau der Ludwigskirche und setzte die von Wilhelm Heinrich begonnenen Wirtschaftsförderungen fort: bei den Kohlegruben, den Glas- und Eisenhütten, den chemischen Fabriken und bei der Land- und Forstwirtschaft. Er begann das in den einzelnen Landesteilen geltende Recht zu vereinheitlichen; eine 1778 erlassene Kanzlei- und Prozessordnung diente der verbesserten Landesaufteilung sowie einem modernen Verfahrensrecht. Schließlich humanisierte er den Strafvollzug, indem er die Folter und grausame Todesstrafen wie Rädern oder Vierteilen abschaffte.¹⁵⁴

Im Jahr 1779 ließ sich Fürst Ludwig von Johann Friedrich Dryander als Gründer der freimaurerischen St.-Heinrichs-Loge porträtieren, auf die die Initialen am Altarrand hinweisen. Nicht nur der vergoldete Originalrahmen mit dem Wappen von Nassau-Saarbrücken lässt das Gemälde in einem repräsentativen, „staatstragenden“ Licht erscheinen; hierfür spricht auch die den Fürsten würdig hinterfangende kannelierte Säule und der seitlich eingeschlagene Vorhang, stets ein herrschaftsikonographischer Hinweis auf fürstliche Macht. Der uniformierte Fürst hält in seiner Rechten einen Hammer mit der Aufschrift „Bienfaisant“ (Wohltäter), der ihn als Stuhlmeister (Vorsitzenden) der Großloge ausweist. In der Linken hält er einen Degen als Zeichen der Verteidigungsbereitschaft freimaurerischer Ideale. Der Zirkel – Symbol der Werkmaurer – steht für Maßhaltung und Rechtschaffenheit. Die Bibel auf dem Tisch verweist auf den christlichen Kontext der Freimaurer, während der Ständer mit den drei brennenden Kerzen Stärke, Schönheit und Weisheit als zentrale Ideen der Freimaurer versinnbildlicht. (Das Licht gilt gemeinhin als Zeichen der Weisheit.) Der Fürst trägt eine blaue Schärpe mit Sonnensymbol und Winkel, die den Träger als Großmeister ausweisen. Um den Hals schließlich hat Ludwig den Bijou der St.-Heinrichs-Loge gelegt.

¹⁵⁴ Herrmann, Hans-Walter, „Ludwig von Nassau-Saarbrücken“, S. 94–95, sowie auch Bleymehl, Helmut, *Aufklärung in Nassau-Saarbrücken*, S. 15–21.

Das Bild zeigt beispielhaft, dass Dryander zu einer größeren technischen Sicherheit gelangte, wenn er sich eines Vorbilds bedienen konnte, also Kopien anfertigte. Das ist bei seinen Pastellen zu erkennen, noch deutlicher allerdings bei den Ölgemälden. Die Übergabe des Gemäldes an die Loge erfolgte gemäß des 52. Konzeptkorrespondenzbuches der St.-Heinrichs-Loge am 19. Juni 1779. Damals war Dryander erst 23 Jahre alt und zudem gar nicht mehr in Saarbrücken ansässig, da er 1774 nach Darmstadt gezogen war, um dort die Malerei zu erlernen. Umso schwerer ist es vorstellbar, dass der Fürst den in Darmstadt weilenden, gewissermaßen noch in der Lehre befindlichen Dryander aus Darmstadt zurückberief, um sich von diesem noch allzu unerfahrenen Maler ein wichtiges, repräsentatives und politisch aussagekräftiges Porträt als Freimaurer anfertigen zu lassen. Im Verhältnis zu den sicher Dryander zugeschriebenen Ölgemälden ist das Schottenmeister-Porträt für den zukünftigen Saarbrücker Hofmaler einfach zu gut. Vergleicht man das Schottenmeister-Bild allerdings mit den Darstellungen Fürst Ludwigs von Johann Ludwig Lucius, so sind mehrere stilistische Übereinstimmungen in Ausdruck, Pose und Farbgebung offenkundig. Es stellt sich daher die Frage, ob es sich nicht um die Kopie eines verloren gegangenen Originals von Lucius handelt, die Dryander für sich selbst angefertigt hat. Das war für Dryander nicht ungewöhnlich, da er laut Tagebuch häufig für sich selbst Gemälde in Öl gemalt hat. Es scheint, als habe Dryander das Staatsporträt von Lucius als Vorlage verwendet und Ludwig schlicht einen Hut aufgesetzt, so ähnlich und übereinstimmend sind die Kopfhaltung, der eindringliche Blick, die hochgezogenen Brauen, der Mund und die Kinnpartien bis hin zum Doppelkinn. Dass Lucius hingegen selbst als Künstler des Schottenmeister-Gemäldes in Frage kommt, ist eher unwahrscheinlich, zeigt es doch an Dryander gemahnende technische Unsicherheiten wie den sackförmigen, schulterlosen Körper des Dargestellten.¹⁵⁵

Ein weiteres Verdienst von Fürst Ludwig war zumindest der Versuch, sich gegen die Gefahren zu wappnen, die von der Französischen Revolution für sein kleines Land ausgingen. (Da er jedoch – wie wahrscheinlich alle Monarchen jener Jahre – die Urgewalt der Revolution unterschätzte, waren seine Bemühungen letztendlich zum Scheitern verurteilt.) Aus pragmatischen Gründen überlegte er, eine militärische Verbindung mit dem Herzogtum Pfalz-Zweibrücken einzugehen.

¹⁵⁵ Best, Wilhelm, *Fürstenloge von Saarbrücken*, S.21–24. Abgesehen davon wurde Dryander zum Pastell-, Miniatur- und Silhouettenmaler ausgebildet und nicht zum Maler von Ölgemälden; hierzu siehe Heinlein, Stefan, *Johann Friedrich Dryander*, S.28–29.

Der Saarbrücker Hofmaler Johann Friedrich Dryander hat eine entsprechende Szene in einem Gemälde festgehalten, das Fürst Ludwig im Heerlager nahe St. Arnual zeigt (Abb. 14).¹⁵⁶ Dryander erwähnt das Bild Ende November 1792 in seinem Arbeitsbuch: „Ein militärisches Gemälde in Ölfarben von 16 Figuren vor den Fürst zu Saarbrücken verfertigt.“ Elke Fegert geht jedoch davon aus, dass es sich bei dem im Arbeitsbuch erwähnten Gemälde wohl nicht um das hier abgebildete Gemälde handeln kann, da hier nur dreizehn Soldaten und der Fürst gezeigt werden.¹⁵⁷

Fürst Ludwig steht in der Bildmitte vor dem Militärzelt; er trägt ein beiges Kollett (eine Uniformjacke), darüber einen Brustpanzer mit roter Ordensschärpe. Um seine Taille ist eine blau-silberne Offiziersschärpe gebunden. Seinen Hut schmücken Straußenfedern. Ein Zweibrücker Obrist tritt von links an den Fürsten heran, erkennbar an den Epauletten mit drei Sternen. Sein Rock ist königsblau, die Rabatten sind grün mit silbernen Litzen. Auf seinem Brustschild sind die Initialen C. A. zu sehen, die für Herzog Karl II. August von Pfalz-Zweibrücken stehen. Der Obrist rechts von Fürst Ludwig hat ebenfalls einen blauen Rock, aber rote Rabatten und rote Ärmelaufschläge; Rot und Blau sind die Farben von Pfalz-Zweibrücken. Die Grenadiere sind an den Bärenfellmützen zu erkennen, die Ulanen an Tschapka und kürzerem Rock.

Bei dem Gemälde handelt es sich um das figurenreichste, das uns von Dryander bekannt ist. Die Dargestellten wirken hölzern, steif und ungelenk, das gesamte Bild – insbesondere das Zelt – ist flächig, wenig räumlich. Die Soldaten, die wie kleine, schwächliche und ausdruckslose Zinnsoldaten aneinandergereiht sind, erinnern an den in Darmstadt lebenden Maler Johann Michael Petzinger; das Zelt könnte Dryander bereits bei Johann Heinrich Schmidt, ge-

¹⁵⁶ Das Gemälde hat eine bewegte Geschichte, die Dryander im Juli 1805 in seinem Arbeitsbuch schildert: „Den Fürsten Ludwig von Saarbrücken vor einem Zelt mit mehreren Obristen stehend, welches ich im November 1792 vor den Fürst verfertigt, und nach her wieder von Chirur: Laroche gekauft, an Hl: Mandel in Saarbrücken erlassen um 44 fl.“ Das Gemälde wurde demnach 1792 für den Fürsten gemalt, gelangte dann in den Besitz eines Chirurgen mit Namen La Roche, den Dryander 1794 porträtiert hatte, wurde danach von Dryander dem Herrn La Roche abgekauft, und schließlich verkaufte Dryander das Gemälde 1805 weiter an Herrn von Mandel. Siehe Fegert, Elke, *Johann Friedrich Dryander*, S. 148.

¹⁵⁷ Fegert, Elke, *Johann Friedrich Dryander*, S. 148 f. Dryander legte 1791 ein Arbeitsbuch an, das er bis zu seinem Tode 1812 führte und in dem er 836 Werke verzeichnete. Wenn er Reiter erwähnt, gibt er stets die reitende Person sowie das Pferd an. Im Mai 1792 ist von einer Skizze für ein 14-figuriges Gemälde die Rede; da Dryander keine Personen nennt, sondern allgemein von Figuren spricht, ist zu vermuten, dass er die Pferde mit einbezieht, sodass es in der Tat 16 Figuren sind. Falls das stimmt, hat er in der Mai-Skizze entweder zwei Fußsoldaten weniger dargestellt oder die Pferde weggelassen. Siehe hierzu auch Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 47–48.

nannt Fornaro, in der Darstellung „Das Lustlager bei Groß-Gerau“ aus dem Jahre 1782 gesehen haben.

Viel interessanter ist jedoch die Frage, um welche Begebenheit es sich handelt. Das Gemälde wurde unter zahlreichen Titeln geführt: „Die Übergabe von Soldaten an den Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken“, „Fürst Ludwig von Saarbrücken mit 13 Uniformierten vor der St. Arnualer Stiftskirche“ oder einfach „Fürst Ludwig im Feldlager; Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken begrüßt Herzog Karl II. August von Pfalz-Zweibrücken mit Soldaten“. Es scheint, dass es bis heute keine eindeutig auf das dargestellte Geschehen beziehbare Quellen gibt. Auch wenn der genaue Anlass nicht mehr rekonstruierbar ist, so lässt sich doch ein möglicher Kontext denken: Er könnte in der erwähnten freundschaftlichen Wiederannäherung Fürst Ludwigs an das Haus Pfalz-Zweibrücken bestehen, nachdem die Beziehung beider Länder darunter gelitten hatte, dass Pfalz-Zweibrücken die Reichsgräfin Katharina von Ottweiler nicht als Fürstin anerkannt hatte. Im Zuge der Französischen Revolution war die wirtschaftliche Situation in Nassau-Saarbrücken ins Wanken geraten. Die kleine französische Stadt Dillingen, von Fürst Ludwig 1788 für teures Geld erworben, hatte der Reichsgräfin Katharina zwar den Titel „Herzogin von Dillingen“ eingebracht, allerdings keine Einkünfte getragen, sodass Katharina beziehungsweise ihre Kinder finanziell nicht abgesichert waren. Zudem musste sich Ludwig angesichts der politischen Situation in Frankreich nach anderen schutz bietenden Partnern umsehen. So kam es, dass er wieder die Nähe zu seinen Verwandten und unmittelbaren Nachbarn in Pfalz-Zweibrücken suchte, zumal der dortige Herzog Karl II. August kampferprobte Truppen besaß, die sich etwa im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg hervorgetan hatten.

Ludwigs und Katharinas ältere Tochter Luise schreibt dazu in ihren Memoiren: „Jetzt that mein Vater die ersten Schritte zu einer Annäherung, die der Herzog bereitwillig aufnahm und erwiderte; er kam selbst nach Jägersberg zum Besuche und versicherte den Fürsten seiner ganzen Bereitwilligkeit, im Falle der Not die Ottweilersche Familie zu schützen, als ersten Beweis seiner Gnade ernannte er, (nach damals noch beibehaltener französischer Sitte, wo Kinder in der Wiege Offiziers = Patente bekommen konnten,) meinen älteren Bruder Karl zum zweiten Obristen seines Garderegiments.“¹⁵⁸

In der Tat wurde 1790 eine „Legion von Ottweiler“ gegründet, die im Dienste des Herzogs Karl II. August von Pfalz-Zweibrücken stand. Die Legion umfasste 2400 Mann, die Uniformen bestanden aus dunkelblauen halbkurzen

¹⁵⁸ Ottweiler, Gräfin Luise von, „Memoiren“, S. 308.

Röcken mit gelbem Stehkragen, breiten Revers und Aufschlägen, weißen *Passepoils* (Borten), weißen *Gilets*, Hosenfutter, glatten weißen Köpfen und schwarzen Taschen ohne Verzierung.¹⁵⁹ Die militärische Zusammenarbeit über jene Legion machte es erforderlich, dass sich auch Pfalz-Zweibrücker Soldaten mit Fürst Ludwig trafen. Ein solches Treffen scheint Dryander hier wiedergegeben zu haben.

Anfang der 1790er Jahre musste Fürst Ludwig mit seiner Familie trotz aller Vorkehrungen den Einmarsch der französischen Revolutionstruppen in Nassau-Saarbrücken erleben. Die Situation war ausgesprochen heikel, da auch er zwischen den französischen Besatzern und dem Heiligen Römischen Reich, zu dem sein Land ja völkerrechtlich weiterhin gehörte, lavieren musste. Das hat er – obwohl bereits sehr krank – dem Anschein nach anfänglich recht geschickt gemacht, doch als 1793 dann in Frankreich Radikale wie Marat und Robespierre die Führung der Revolution in die Hände nahmen, wurde die Situation für den Fürsten lebensbedrohlich. So entschloss er sich, mit Teilen seiner Familie über Mannheim nach Aschaffenburg zu fliehen, wo er 1794 verstarb. Ludwig wurde in der dortigen Stiftskirche beigesetzt, in den 1990er Jahren jedoch in Anwesenheit des Großherzogs von Luxemburg, des jetzigen Familienoberhauptes der walramisch-nassauischen Linie, in die Saarbrücker Schlosskirche überführt.

**Fürstin Wilhelmine von Nassau-Saarbrücken,
geb. von Schwarzburg-Rudolstadt (1751–1780)**

„Eine teutsche Dame aus einem Hause, das schon ehemals durch Heldenmuth gegläntzt und dem teutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beynahe zum Zittern gebracht hätte.“¹⁶⁰ Gemeint ist die protestantische Gräfin Katharina von Schwarzburg, die während des Schmalkaldischen Krieges Mitte des 16. Jahrhunderts gegen den gerade siegreichen, die katholische Liga anführenden Herzog von Alba „ihre Muskeln spielen“ ließ. Der „teutsche Kaiser“ war Günther XXI., Graf von Schwarzburg, der 1349 zwar nicht zum Kaiser, aber zum Gegenkönig Karls IV. gekrönt worden war. Kein Geringerer als Friedrich Schiller verfasste in Rudolstadt 1788 obige Sätze, mit denen er die kleine Novelle über das Treffen zwischen Katharina und Alba beginnen lässt.

¹⁵⁹ Zur Legion von Ottweiler siehe Pfalz-Graf, Maximilian, „Legion von Ottweiler“, S. 250; siehe auch Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 47.

¹⁶⁰ Schiller, Friedrich, „Herzog von Alba“, S. 19.

Wilhelmine von Schwarzburg-Rudolstadt, mit jener Katharina verwandt, war zu diesem Zeitpunkt bereits acht Jahre tot, ihr Gemahl Ludwig von Nassau-Saarbrücken ein zweites Mal verheiratet. Während Schiller auf die Größe des Thüringer Geschlechts verwies, ist die Vita der Fürstin Wilhelmine eher traurig, unheilvoll und viel zu kurz.

Als gebürtige Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt wurde Wilhelmine Sophie Eleonore im Jahr 1766 in Schwarzburg mit dem Erbprinzen Ludwig von Nassau-Saarbrücken verheiratet, der sie auf einer seiner Kavaliertouren kennengelernt hatte. Als Ludwig 1768 die Regentschaft von seinem Vater übernahm, wurde sie Fürstin von Nassau-Saarbrücken. Ein 22 Artikel umfassender Ehevertrag, der sich heute im Thüringischen Staatsarchiv Rudolstadt befindet, regelte die finanziellen Aufwendungen, die die spätere Fürstin Wilhelmine abdecken sollten.¹⁶¹ Die Schwarzburger verfassten eine Vielzahl von mehrstrophigen Gedichten, mit denen sie ihrer Freude über die Vermählung von Ludwig und Wilhelmine Ausdruck verliehen.¹⁶² Doch allen wohlmeinenden Hochzeitsgrüßen zum Trotz war die von den Eltern aus dynastischen Erwägungen arrangierte Ehe keine glückliche.

Schon 1770, vier Jahre nach der Heirat, zog sich Wilhelmine mit dem kleinen Erbprinzen Heinrich enttäuscht, verletzt und resigniert auf Schloss Monplaisir auf dem Halberg zurück, da sie unter den verschiedenen Liebschaften ihres Gatten stark zu leiden hatte.¹⁶³ Zu diesem Unglück gesellten sich noch ge-

¹⁶¹ In Artikel 1 des Vertrages wird darauf Bezug genommen, dass der Fürst seiner Gattin einen ihrer Stellung entsprechenden „fürstlichen Untherhalt“ bieten müsse; auch sollten „beyderseits aber einander Lebenszeit alle ehelicher Liebe und Treue erzeigen und versprechen“. Artikel 5 klärt, welche Personen der Prinzessin unterstellt sind, solange Ludwig noch Erbprinz ist: „eine Hofdame/eine Cammer Jungfer vor sich/eine Cammer Jungfer vor die Hofdame/ein Cammern Diener/zwey Garderobbe Mägdgens/zwey Laquayen, ein Kutscher/ein Vorreiter, nebst/einem Zug Pferden [...]“. Sobald Ludwig regierender Fürst wurde, sollte der Hofstaat von Wilhelmine auf das für Nassau-Saarbrücken übliche Maß aufgestockt werden. In Artikel 6 geht es um „den Witthum“, um 10 000 Gulden „Meißnisch Ehegeld“ sowie um die Morgengabe. Der Wittumsitz, also der Alterssitz der verwitweten Gattin, wird in Artikel 8 festgesetzt: Schloss Lorenzen. Artikel 10 regelt weitere Zusicherungen an die Fürstin. So soll sie jährlich unter anderem zweihundert Malter Korn erhalten, vier Fuder Jugenheimer Wein, vierundzwanzig „Stück roth und schwartz Wildpreth“, fünfzig Hasen, zweihundert Hühner, Enten und Schnepfen und sechs Zentner Fische. Der letzte Artikel besagt schließlich, dass die gemeinsamen Kinder von Ludwig und Wilhelmine auch dann weiterhin evangelisch erzogen werden müssen, wenn – nach dem Tode Ludwigs – Wilhelmine zum katholischen Glauben konvertieren sollte. Siehe Thüringisches Staatsarchiv Rudolstadt.

¹⁶² Zu den Hochzeitsgedichten siehe Thüringisches Staatsarchiv Rudolstadt; zur Hochzeit siehe Fleischer, Horst, *Leben in der Residenz*, S. 150–151.

¹⁶³ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 86–87; ders., *Katharina Kest*, S. 26–29.

sundheitliche Probleme: So hatte die Geburt ihres Sohnes Wilhelmine stark zugesetzt, und später verletzte sie sich bei der Jagd. Das Jahr 1774, in dem sie auch noch an den Blattern erkrankte, kann schließlich als negativer Höhepunkt im kurzen Leben der Fürstin betrachtet werden: Zwar trennte sich Ludwig von seiner Geliebten, der Freifrau von Dorsberg, aber nur, um mit Katharina Kest, der Zofe seiner ehemaligen Mätresse, eine feste und dauerhafte Verbindung einzugehen. Die Folge war die weitere Vereinsamung von Fürstin Wilhelmine, die schließlich 1780 im Alter von nicht einmal dreißig Jahren starb. Sieben Jahre später wurde Katharina Kest offiziell Fürst Ludwigs Gattin und erhielt den Titel einer Reichsgräfin von Ottweiler.

Die Porträts der Fürstin Wilhelmine geben eine eher kränkelnde und nicht sehr lebenslustige Person wieder, obwohl Baroness de Bode, eine aus England stammende Verwandte des Saarbrücker Regierungsmitglieds Friedrich von Bode, die der Saarbrücker Umgebung einen Besuch abstattete, durchaus auch fröhliche Seiten an der Regentin kennenlernt. Die Baroness, die in Saarbrücken als Hofdame eingeführt wurde, schreibt über ihre erste Begegnung mit Wilhelmine im November 1777, dass die Fürstin sehr angenehm, gut gelaunt und heiter geplaudert habe. Sie fährt fort: „Nach dem Kaffee bat sie [Wilhelmine] mich, etwas auf dem Pianoforte zu spielen, einem sehr guten Instrument, was sie für sieben Guineen in Zweibrücken hat fertigen lassen. Sie war sehr angetan von meinem Spiel, sagte mir tausenderlei Nettigkeiten und hat mich eingeladen, für ein paar Tage wiederzukommen, was ich wohl machen werde, denn es war wirklich sehr angenehm [...] Sie mag kein Kartenspiel, was mir gefällt, weil es von mir dann auch keiner erwarten wird. Sie ist nicht älter als 26 oder 27 und tanzt gerne. Sicher werde ich demnächst einmal an solchen Vergnügungen teilnehmen. Ich finde, sie ist eine junge Frau von makellosem Charakter. Ich sage das, weil Damen ihres hohen Ranges nicht immer die tugendhaftesten sind.“¹⁶⁴ In einem weiteren Brief vom Januar 1778 schreibt Frau von Bode über die Geburtstagsfeier der Fürstin: „Wir sind letzte Nacht zurückgekehrt, liebe Kitty, nach einer Woche mit der Prinzessin von Saarbrücken-Nassau. Sie ist eine so charmante und angenehm junge Person! Je öfter man sie erlebt, desto mehr muss man sie mögen. Sie empfing mich so freimütig! Mein Unbehagen während des ersten Besuches habe ihr sehr leid getan [...] Am nächsten Tag erschien die Gräfin Lalayen [Marianne von der Leyen], eine der reichsten Gräfinnen des Reiches, mit einem eigenen kleinen Hofstaat. Sie ist noch lustiger und ziem-

¹⁶⁴ Scheld, Alfred, *Baroness de Bode*, S. 31–33.

lich hübsch. Die Prinzessin trug ein herrlich verrücktes Kleid in Weiß, besetzt mit Silber und einem Haufen Diamanten, die Gräfin ebenfalls ganz in Weiß mit Goldbesatz, nur die beiden Prinzen, Vater und Sohn, waren unverkleidet [...] Kurz darauf verschwand der Prinz und erschien wenig später als Liliputaner verkleidet mit einer turmhohen Perücke, welche zwei Männer mit langen Stöcken hielten, hinter ihnen ein Figaro mit Leiter, welche dieser ab und zu anstellte, um die Locken zu pudern [...].“ In einer nun hereingezogenen Gondel hielt der junge Prinz, gekleidet wie ein venezianischer Edelmann, „der Prinzessin eine Rede auf Italienisch (denn es war ihr Geburtstag) und ruderte davon.“ Danach verschwanden beide, Vater und Sohn, während der Prinz Heinrich zurückkehrte als Heinrich IV. von Frankreich und die Prinzessin hofierte. „Sein Vater gab den Minister Sully. Die Verkleidung war brillant. Und der Prinz, ein stattlicher Mann, erregte viel Aufsehen. Jetzt verschwand die Prinzessin und kam wenige Minuten später in einem Häuschen aus Stroh wieder, aus dem sie jedermann Eis in allen Sorten spendierte [...] Die Gräfin Lalayen beeindruckte mit einer Vielzahl von Kostümen, welche alle großen Beifall fanden, zumal niemand wusste, was als nächstes kommen würde. Bis sieben Uhr in der Frühe ging der Tanz.“¹⁶⁵ Es scheint, dass die lebenslustige Marianne von der Leyen eine Freundin von Fürstin Wilhelmine war.

Erbprinz Heinrich von Nassau-Saarbrücken (1768–1797)

Erbprinz Heinrich, der Sohn von Ludwig und Wilhelmine, war der letzte Fürst der Nassau-Saarbrücker Linie. Bereits mit elf Jahren wurde er mit Maximilienne de Montbarrey verheiratet. Die Ehe war von seinem Vater arrangiert worden, der dadurch Vorteile für sich und sein kleines Land gewinnen wollte, war doch Heinrichs künftiger Schwiegervater der französische Kriegsminister. Fürst Ludwig hoffte, über Fürst Montbarrey einen neuen Subsidienvvertrag (und somit Geld von Frankreich) erhalten zu können, da der bisherige ablief. Als Fürst Montbarrey jedoch durch eine Intrige sein Amt verlor, war die Heirat für Ludwig nicht mehr interessant.¹⁶⁶ Erst 1789, mit der Volljährigkeit Heinrichs, wurde die Ehe in vollem Umfang rechtskräftig. Bis dahin lebte der hinfällige Prinz meist bei seiner Mutter auf Schloss Monplaisir auf dem Halberg, wohin sich Wilhelmine – gekränkt durch die Untreue ihres Mannes – zwei Jahre nach der Geburt ihres Sohnes zurückgezogen hatte. Die Beziehung zwischen Heinrich und Maximilienne war unterkühlt, beide gingen sich aus dem Weg.

¹⁶⁵ Scheld, Alfred, *Baroness de Bode*, S. 36–37. Der Geburtstag der Fürstin war der 22. Januar 1751.

¹⁶⁶ Klitscher, Ernst, *Kaiser*, S. 81–86.

Ende 1785 unternahm Heinrich eine längere Studienreise nach Berlin. Er logierte im Haus des Prinzen August Ferdinand von Preußen, des jüngsten Bruders Friedrichs II., wo er neben Graf Honoré Gabriel de Mirabeau auch die Tochter des Hausherrn, Louise, kennenlernte, die spätere Fürstin Radziwiłł. In ihren Memoiren schrieb Louise über Heinrich: „Der Prinz gefiel mir sehr, und dieses Gefühl beruhte auf Gegenseitigkeit; er war der erste, der mir seine Neigung zu erkennen gab, so dass es eine herbe Enttäuschung für mich war, als er mir [...] anvertraute, dass er schon seit mehreren Jahren mit einer Französin [...] vermählt sei. Sie war zehn Jahre älter als er [...] Indem er mir davon erzählte, sah er so unglücklich aus, dass sich meine Neigung für ihn noch vermehrte. Weiter kam es nicht zwischen uns.“¹⁶⁷ Immerhin aber scheint Louise zehn Jahre auf Heinrich gewartet zu haben.

Zwar erbe Heinrich von seinem Vater 1794 Nassau-Saarbrücken, doch konnte er sein Erbe nicht antreten, da das Land wieder einmal von Frankreich besetzt war. 1797 kam er als Soldat in der preußischen Armee durch einen Reitunfall bei Cadolzburg nahe Nürnberg zu Tode. Seine sterblichen Überreste ruhen seit den 1970er Jahren in der Saarbrücker Schlosskirche.

Das Saarlandmuseum verfügt über ein Brustbild des Erbprinzen, das die verkürzte Kopie eines größeren, heute verschollenen Gemäldes darstellt, das den Vierundzwanzigjährigen in seinem Arbeitszimmer im Saarbrücker Erbprinzenpalais zeigt. Dort blickt Heinrich, auf einem Stuhl sitzend, in ähnlicher Haltung und Kleidung aus dem Bild heraus den Betrachter an, doch im Gegensatz zum Brustbild stützt er die Rechte lässig auf dem Oberschenkel ab. Beide Gemälde stellen den Erbprinzen recht schwächling dar, ein Eindruck, der durch andere Gemälde bestätigt wird.

Die Bilder des Erbprinzen von Nassau-Saarbrücken, der Reichsgräfin von Ottweiler und des berühmten Schauspielers August Wilhelm Iffland gehören zu einer Gruppe von Pastellen, die eher schlicht und zurückhaltend gestaltet sind. Die Porträtierten werden ohne die standesgemäßen Attribute vor einem neutralen Hintergrund gezeigt. Solche Darstellungen, die den Porträtierten näher zum Betrachter und den Menschen in den Mittelpunkt rücken und dabei vorwiegend die private Seite des höfischen Individuums anstelle der offiziellen betonen, blieben den Räumen der Residenz vorbehalten, die für die engsten Familienangehörigen gedacht waren, oder den Nebenschlössern; hier kämen etwa das so häufig von Wilhelmine von Nassau-Saarbrücken mit ihrem Sohn aufgesuchte

¹⁶⁷ Klitscher, Ernst, *Kaiser*, S. 104.

und 1793 von den französischen Revolutionstruppen niedergebrannte Schloss Monplaisir oder das im selben Jahr abgegangene Schloss Ludwigsberg in Malstatt in Frage.¹⁶⁸

Katharina Kest, Reichsgräfin von Ottweiler (1757–1829)

Untrennbar mit Fürst Ludwig verbunden ist Katharina Kest, die er 1787, sieben Jahre nach dem Tode seiner Frau Wilhelmine, heiratete. Das Leben der Katharina Kest ist ein wunderbares Beispiel für den märchenhaften Aufstieg eines aus einfachen Verhältnissen stammenden Mädchens zur regierenden Fürstin.¹⁶⁹ Katharina, als Kind „Gänsegretel“ genannt, wurde 1757 in Fechingen als Tochter eines leibeigenen Bauern geboren. Ihre Mutter Anna Barbara war Zofe bei der Freifrau Frederike Amalie von Dorsberg, der Mätresse des Fürsten Ludwig; Katharina begleitete ihre Mutter öfters dorthin und freundete sich mit der Tochter der Freifrau an.¹⁷⁰ Frau von Dorsberg wollte sie zu ihrer Kammerjungfer machen, und so wurde Katharina in Nancy in einer Erziehungsanstalt ausgebildet. Nachdem Fürst Ludwig Katharina kennengelernt und zu seiner Mätresse gemacht, Frau von Dorsberg dagegen verlassen sowie „entschädigt“ hatte, durchlief die bürgerliche Katharina eine steile „Karriere“: 1774 wurde sie auf Drängen Ludwigs zunächst zur Frau von Ludwigsberg erhoben, von Kaiser Joseph II. 1781 zur Freifrau von Ottweiler sowie 1784 zur Reichsgräfin von Ottweiler, am 18. März 1787 heiratete sie Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken, und 1789 wurde sie schließlich von König Ludwig XVI. zur Herzogin von Dillingen ernannt (ihr Gatte hatte das kleine französische Städtchen für sie erworben).

Ludwig und Katharina hatten sieben Kinder, von denen jedoch nur vier die Volljährigkeit erlebten: Ludwig Karl (1776–1799), Luise (1778–1855), Katharina (1786–1818) und Adolph (1789–1812). In den Memoiren von Luise wird die Reichsgräfin als liebevolle, treusorgende Ehefrau des Fürsten geschildert. Das Verhältnis zu ihren Kindern wird dagegen – bis auf das zu ihrem Sohn Adolph – als weniger herzlich, vielmehr als streng und kaltherzig beschrieben.¹⁷¹

Fürst Ludwig hatte Katharina bereits nach dem Tod seiner Frau Wilhelmine im Jahre 1780 zur Fürstin von Saarbrücken-Nassau erheben wollen; dieses Ansinnen stieß jedoch bei seiner rechtsrheinischen Verwandtschaft auf starken

¹⁶⁸ Klitscher, Ernst, *Kaiser*, S. 110–112.

¹⁶⁹ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 41; ders., *Katharina Kest*.

¹⁷⁰ Heinlein, Stefan, *Katharina Kest*, S. 24–25.

¹⁷¹ Ottweiler, Katharina von, *Denkwürdigkeiten*, S. 277–280. Zu Adolph siehe auch Meyer-Camberg, Ernst, „Lebenslauf“.

Protest. Die Nassauer bemühten erfolgreich das Reichsgericht zu Wetzlar, um Ludwig an diesem Schritt zu hindern. Sie begründeten ihren Einspruch damit, dass die Kinder von Fürst Ludwig und der Reichsgräfin von Ottweiler noch vor den Kindern der Nassau-Usinger und Nassau-Weilburger in vollem Umfang erberechtigt gewesen wären, was natürlich nicht geschehen durfte. Ludwig musste sich dem Reichsgesetz fügen, verlangte aber von seinen Untertanen, dass in seinem eigenen Land nur von „Fürstin Katharina von Nassau-Saarbrücken“ gesprochen wurde.

Als der berühmte Schauspieler, Schriftsteller und Dramaturg August Wilhelm Iffland im Jahr 1790 am Hofe Ludwigs weilte, erhielt er von der Krahnengesellschaft, einem Zusammenschluss von Saarbrücker Kaufleuten, den Auftrag, ein Schauspiel über die Ehe Ludwigs mit Katharina zu schreiben, in dem die uneigennützig Liebe zwischen beiden und ihre Tugenden herausgestellt sowie die böartigen Intrigen der Verwandtschaft verdammt wurden. Das rührselige Machwerk hatte den Namen *LUASSAN*, was rückwärts gelesen „Nassau Ludwig“ hieß.¹⁷²

Johann Friedrich Dryander gibt die Reichsgräfin Katharina in seinem Pastellbild mit wachen, eindringlich den Betrachter anblickenden Augen wider, deren fein gezeichneten Lider in den zwar dünnen, aber stark betonten Brauen, die wie hochgezogen erscheinen, ihre Entsprechung finden. Die Augen, die gerade verlaufende Nase sowie der verschmitzt zu lächeln scheinende Mund mit seinen Grübchen verleihen ihr einen freundlichen, anmutigen und reizvollen Gesichtsausdruck. Charakteristisch für die Reichsgräfin ist der v-förmige Haaransatz an der Stirn. Das Bild hat den typischen einfarbigen Hintergrund, der bei zahlreichen Rokokobildnissen verwendet wurde, wodurch sich der Betrachter einzig auf die dargestellte Person konzentrieren konnte. Von dem Pastell gibt es eine Kopie in Öl, die jedoch qualitativ gegenüber dem Pastell stark abfällt. Das Bild gehört – wie bereits erwähnt – zu einer Gruppe von Pastellen, deren Eigenart in jener Schlichtheit, im ovalen Format und in der gleichen Größe liegt; hierzu zählen das Bildnis des Erbprinzen Heinrich und ein Porträt Ifflands. Als Entstehungszeit der Bildergruppe kann das Jahr 1790 angenommen werden, in dem sich Iffland am Saarbrücker Hof aufhielt.

Die Zeit nach der Vertreibung aus Saarbrücken durch die Franzosen im Jahr 1793 war auch für Katharina ausgesprochen entbehrungsreich und hart. Schon ein Jahr darauf verstarb in Aschaffenburg ihr Mann Ludwig, den sie bis zuletzt aufopferungsvoll gepflegt hatte. Da das Haus Nassau ihre Ehe nicht

¹⁷² Zu *LUASSAN* siehe Heinlein, Stefan, *Katharina Kest*, S. 38–40; ders., *Saarlandmuseum*, S. 45–46; Bünthe, Hans, *August Wilhelm Iffland*, S. 10–12.

anerkannte, musste sie nach Ludwigs Tod unablässig um ihre vermögensrechtlichen Ansprüche kämpfen. Mit dem Tod ihres geliebten Sohnes Adolph von Ottweiler kam 1812 ein weiterer Schicksalsschlag hinzu, der sie heftig traf und den sie nie verkraften sollte. Der stets von ihr bevorzugte Adolph hatte in der mit Napoleon verbündeten Königlich-Württembergischen Armee im Russlandfeldzug gekämpft; von einer Verletzung mehr oder weniger geheilt, wurde er auf dem Rückzug in Wilna wie weitere 23 000 Mann ohne Feindeinwirkung vom Faulfieber dahingerafft. Katharina wartete zeitlebens auf seine Rückkehr und betrieb umfassende, jahrelange Nachforschungen. Selbst an Zar Alexander von Russland schrieb sie; er konnte ihr allerdings nichts über den Verbleib ihres Sohnes mitteilen. Erst ihre Tochter Luise Fischer, Gräfin von Ottweiler, konnte 1830, ein Jahr nach dem Tod ihrer Mutter, den Tod des Bruders zweifelsfrei belegen.¹⁷³

Katharina lebte in der ihr noch verbliebenen Zeit im kurpfälzischen Mannheim. Nachdem dort ruchbar geworden war, dass ihre Tochter Luise 1802 ohne Einverständnis der Mutter den namhaften Wiener Opernsänger Joseph Fischer geheiratet hatte, wurde von kurpfälzischer Seite immer wieder erwogen, ihr einen Vormund für ihre Kinder nahezulegen. So erhielt sie am 8. Mai 1802 ein Schreiben: „Man habe sich von ihr (Katharina) in einem verständigeren und submisseren Tone abgefasste Erklärung um so mehr erwärtiget, als man diesseits in ihr keine Witwe von Nassau-Saarbrücken, sondern nur die Gräfin von Ottweiler kenne, und ihre Familienangelegenheiten von dem fürstlichen Hause Nassau nach schriftlicher Äußerung dortlich fürstlicher Regierung als fremd betrachtet werden, sie folglich der Obrigkeit jenes Ortes, wo sie ihre Wohnung seit mehreren Jahren gewählt habe, sich unterwerfen würde. Man versehe sich demnach von ihr noch einmal, dass sie die angemessene Anzeige von der getroffenen Wahl eines Beistandes innerhalb 8 Tagen ohnfehlbar anher werde gelangen lassen, in dessen Entstehung man mit der Anordnung eines Beistandes ex Officio ohne weiteres voranzufahren, und zu dessen Anerkennung sie zu vermögen wissen werde.“ In einem weiteren Schreiben heißt es: „[dass] überdies der Geschehene unüberlegte Schritt ihrer Tochter der Gräfin Louise von Ottweiler bewiesen hat, wie nöthig ihr der Rat eines Beistandes zur Erziehung und moralischen Leitung ihrer Kinder sei [...]“¹⁷⁴

Deutlich wird hier, dass das Haus Nassau die Reichsgräfin nicht als zur Familie gehörig anerkannte und auch die innerfamiliären Angelegenheiten der

¹⁷³ Zu Adolphs Tod siehe Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 43 und S. 50; ders., *Katharina Kest*, S. 44; Klitscher, Ernst, *Kaiser*, S. 259–260.

¹⁷⁴ Verlassenschaftsakten, Bestand 213, 32/201, siehe Generallandesarchiv Karlsruhe.

Gräfin, wie die nicht gestattete Heirat ihrer Tochter Luise, als „fremd“ betrachtete. Auch die Kurpfalz lehnte eine Zugehörigkeit zu Nassau ab.

Die Antwort Katharinas lautete: „Aus der mir vor einigen Tagen von hiesig Churf. General Land Commissariat zugefertigten Schrift habe ich zu entnehmen gehabt, dass mit Umgehung aller der Wittwe eines regierenden Reichsfürsten gebührenden Schonung mir Zumuthungen gemacht werden wollen, so ich in keinem Betracht erwarten konnte. Bereits vor einigen Monaten hatte ich erklärt, dass mein längerer oder kürzerer Aufenthalt in Mannheim von bekannten Umständen abhängen und ich mithin eine fremde Person [...] angesehen zu werden verhoft. Meine Absicht ist auch [...] sobald mir die Umstände es erlauben, einen Wohnort zu suchen, woselbst ich ohnbeeinträchtigt möge leben können [...] Als Wittwe eines Reichsfürsten, als eine nur auf einige Zeit sich dahier aufhaltende, fremde Person, glaube ich umso weniger schuld zu sein, denen wegen Wählung eines vormundschaftlichen Beistands an mich in einem ohnerwarteten Ton ergangenen Ansinnungen Genüge zu leisten [...] sie [ihre Kinder] haben bisher mit mir von demmeinigen gelebt und ich gedenke so Gott will, mir keine Vorschriften machen zu lassen, wie ich das meinige administrieren solle [...] Von Nassau Wittve Gräfin Ottweiler.“¹⁷⁵

Katharinas Kinder waren zum Teil schon vor ihr gestorben oder hatten sich – wie Luise – von ihr abgewendet. Die Reichsgräfin von Ottweiler starb 1829 in Mannheim, vereinsamt und von der Mannheimer Gesellschaft gemieden. Im Nationaltheater waren die Sitze neben ihr immer frei.¹⁷⁶

Das höfische Leben in Saarbrücken

Zeremonielles und gesellschaftliches Leben am Hofe

Die Lebensweise am Hof wurde generell nach unterschiedlichen Regeln geordnet. Sie unterlag einer strengen, genau die Rangordnung beachtenden Etikette und äußerte sich bei bestimmten Anlässen wie Feiertagen, Besuchen, Ordensverleihungen, Begräbnissen und Ähnlichem in einem ebenso komplizierten wie glanzvollen und aufwendigen Zeremoniell. Die Vergnügungen gingen voll in ihm

¹⁷⁵ Heinlein, Stefan, *Saarlandmuseum*, S. 41–2.

¹⁷⁶ Zu Reichsgräfin Katharina siehe insbesondere Heinlein, Stefan, *Katharina Kest*; Ottweiler, Gräfin Katharina von, „Denkwürdigkeiten“; Ottweiler, Gräfin Luise von, „Memoiren“; o. V., „Vom Saarbrücker Hofe“, S. 201–203.

auf: „Die Jagden, Konzerte, Opern, Komödien, Tragödien, Redouten, Maskeraden, Feuerwerke, die gespielten Allegorien und was die höfische Phantasie sonst immer an Divertissement erdenken mochte, sind ein so wichtiger und so geplanter und letztenendes mit solchem Ernst verfolgter Bestandteil des höfischen Lebens, und die festlichen Spielregeln ersetzen so reibungslos die gewöhnlichen Formen des Zeremoniells, dass es den aktiv Beteiligten mitunter schwer gefallen sein mag, Alltag und Fest, Sein und Schein auseinanderzuhalten.“¹⁷⁷

Der höfische Aufwand diente zunächst und vordergründig der Repräsentation von Macht. Der ungeheure verschwenderische Pomp, aller prunkvolle Glanz, den das absolutistische Hofleben entfaltete, wurde zum anerkannten Ausdruck der politischen Stellung des betreffenden Herrscherhauses. Wenn schon keine Kriege das Ansehen des Herrschers vermehrten, dann sollte es die Pracht der Residenz, der Nebenresidenzen, Kavalierhäuser und Straßen und mit ihr der Hofstaat sein, die das Prestige, das Gewicht und die Geltung des Herrschers ausmachten.¹⁷⁸ Der Machtgewinn des Regenten erfolgte durch Heirat oder Krieg, die Präsentation dieser Macht durch „Imponiergehabe“, und dem Zeremoniell wurde Ausdruck verliehen durch den würdevollen Ernst, die gravitatischen Bewegungen und die aufgerichtete Haltung, überhöht von der mächtigen Perücke, die recht eigentlich der Ausdruck des barocken Repräsentations- und Geltungsbedürfnisses ist. Da in Deutschland die meisten Fürsten zu einem Machtzuwachs durch Krieg gar nicht in der Lage waren, versuchten sie, ihr Ansehen durch kulturelle, architektonische, allgemein künstlerische Formen und Feste zu steigern und damit Siege „im Urteil der höfischen Welt“ zu erringen. Der Aufwand dabei generierte Prestige, und Prestige generierte Macht. Der höfische Aufwand diente also nicht nur der Präsentation, sondern der Präsentation von Macht.¹⁷⁹ Norbert Elias stellt fest: „[...] der Zwang zur Repräsentation des Ranges ist unerbittlich. Fehlt das Geld dazu, hat der Rang und damit die soziale Existenz des Ranginhabers nur noch eine sehr geringe Realität. Ein Herzog, der nicht wohnt, wie ein Herzog zu wohnen hat, der also auch die gesellschaftlichen Verpflichtungen eines Herzogs nicht mehr ordentlich erfüllen kann, ist schon fast kein Herzog mehr.“¹⁸⁰

¹⁷⁷ Kruedener, Jürgen von, *Rolle des Hofes*, S. 11.

¹⁷⁸ Kruedener, Jürgen von, *Rolle des Hofes*, S. 21.

¹⁷⁹ Kruedener, Jürgen von, *Rolle des Hofes*, S. 23.

¹⁸⁰ Elias, Norbert, *Die höfische Gesellschaft*, Darmstadt und Neuwied 1969, S. 99, zitiert nach Wüst, Pia, *Schloss Bartenstein*, S. 34.

Für die Aufrechterhaltung des höfischen Aufwands war es daher üblich, sich maßlos zu verschulden, ohne dass das Ansehen der Ranginhaber dadurch sank. Der größte Titel der Verschuldung ging zu Lasten der Bauvorhaben.¹⁸¹

Der praktische Sinn des Zeremoniells lag in der Regelung des Vortritts, also der zu jedem Augenblick sichtbaren Feststellung des jeweiligen Vorrangs einer Person, sowie in der Art und Weise, wie die diesem Vorrang auf jeder Rangstufe entsprechende Ehrerbietung ausgedrückt wurde. Das Hofzeremoniell war weit mehr als jene formalisierten Gebräuche, die insbesondere bei Festivitäten Einzug in die Residenz und das Leben ihrer Bewohner hielten. Es ging darum, die Vielzahl funktionsloser, an die Residenz gebundener Adelige bei Laune zu halten, zu kontrollieren und zu beschäftigen. Das war der Sinn der vielen Feste, Theateraufführungen und anderen Lustbarkeiten. Zudem ging es darum, den Adel so vollkommen wie möglich dem Lebensrhythmus des Fürsten zu unterwerfen; diese Aufgabe löste das Zeremoniell mit seinen komplizierten, zeitaufwendigen, den Gesamt Ablauf des höfischen Lebens umfassenden Vorschriften.

Ein wesentlicher Aspekt des Zeremoniells lag in der Abschottung einzelner Teile des Hofes, was gleichzeitig die „sakrale Überhöhung des Herrschers“¹⁸² zur Folge hatte. Der Adel sollte stets im Unklaren über seine höfische Stellung bleiben. Die Enfilade, also die Flucht miteinander verbundener Räume, die architektonisch von der Mitte der Residenz in beide Richtungen verläuft und dabei nach außen hin immer prachtvollere Räumlichkeiten offenbart, war ein Gradmesser für die momentane Gunst, die der Fürst einer Person gegenüber erwies. Wer bei Festen bis zu den prunkvollsten äußeren Zimmern wandeln durfte, konnte sich seiner gegenwärtigen (!) allerhöchsten Stellung am Hofe sicher sein. Wer dieses Privileg nicht besaß – und das konnte sich schnell ändern –, vermochte seine Stellung daran zu erkennen, in welchem Zimmer ihm der weitere Gang durch die Enfilade verwehrt wurde. Ein weiterer Gradmesser der fürstlichen Gunst war die Einladung, sich im Thronsaal, den Antichambres (Vorzimmern) und im Hoftheater aufhalten zu dürfen. Höchster Ausdruck der Wertschätzung war es, beim Lever und Coucher, dem Morgen- beziehungsweise Abendempfang im Schlafzimmer des Herrschers, teilnehmen zu dürfen.

Innerhalb des Hofstaats herrschte immer eine gewisse latente Spannung, die den Einzelnen in ihren Bann schlug. Die Höflinge waren aufgrund des stets labilen Ranggefüges ständig gezwungen, sich um Gnade und Wohlwollen des Fürsten zu bemühen. Es ist leicht zu verstehen, dass Schmeichelei, Eifersucht,

¹⁸¹ Wüst, Pia, *Schloss Bartenstein*, S. 35.

¹⁸² Kruedener, Jürgen von, *Rolle des Hofes*, S. 62.

Missgunst und die daraus geborenen Intrigen das höfische Leben bestimmten. Letztlich gehörte der Hof gleichermaßen zu den „Säulen des fürstlichen Absolutismus“ wie die Verwaltung, die Finanzen und das Heer.¹⁸³

Mit Blick auf den Saarbrücker Hof sind wir nur unvollständig informiert, da von einem höfischen Leben unter Wilhelm Heinrich wenig bekannt ist. Das Leben, insofern auch das gesellschaftliche Leben im Schloss, darf daher nicht für allzu pompös und glanzvoll gehalten werden. Es darf zudem nicht vergessen werden, dass zwischen 1722 und 1741 gar keine Hofhaltung in Saarbrücken existierte, da ja bis zu Wilhelm Heinrichs Amtsantritt seine Mutter respektive sein Bruder vormundschaftlich von Schloss Usingen beziehungsweise Biebrich aus regierten. Weiterführende Hinweise liefert allerdings das Saarbrücker Schlossinventar von 1753, das in demselben Jahr erstellt wurde, in dem das Schloss vollendet wurde.¹⁸⁴

Die Spitze der fürstlichen Bediensteten rekrutierte sich aus Angehörigen des Adels und des aufstrebenden, meist an Universitäten ausgebildeten Bürgertums; den Bürgerlichen gelang im Lauf ihrer Karriere durch die Nobilitierung nicht selten der Aufstieg in den Amtadel. Im zersplitterten Südwesten mit seinen mindermächtigen Kleinststaaten war für die adlige Führungsschicht eine Anstellung in landesherrlichen Diensten in Hinblick auf Besoldung und Wirkungsgrad unattraktiv; daher drängte der Adel nicht gerade an die Höfe.

Dem Inventar kann entnommen werden, dass bis zu 100 Bedienstete im Saarbrücker Schloss untergebracht waren. Zahlreiche Funktionsräume wie Garderoben und Beschließereien dienten als Schlafräume für Mägde und Kammerzofen. Jäger, Dienerschaft und Köche lebten in den Mansarden des Schlosses. Bei fast 150 Räumen und verschiedenen Treppenaufgängen war eine umfassende Kontrolle der Bediensteten nicht möglich.

Das Hofleben war klein; eventuell gab es Zusammentreffen beim Essen von fünfzehn Personen und dem Fürstenpaar. Aus Sparsamkeitsgründen wurden diese Essen gestrichen, wenn der Fürst nicht anwesend war. Der Hofstaat erhielt dann eine Ersatzpauschale, auf die er Anspruch hatte.¹⁸⁵

Der zum Hof gehörende Adel bestand aus uradligen Geschlechtern sowie gerade nobilitierten Personen. Der alte Adel wie die Herren von Hagen, von

¹⁸³ Kruedener, Jürgen von, *Rolle des Hofes*, S. 80.

¹⁸⁴ Hild, Johann Georg, *Specification derer herrschaftlich Bedienstete*, zitiert nach Sander, Eckart, *Saarbrücker Schloss*, S. 217–220; Hild, Johann Georg, *Designation der hiesigen fürstlichen Hofbedienten*, zitiert nach ebd., S. 220–221.

¹⁸⁵ Sander, Eckart, *Saarbrücker Schloss*, S. 18 f.

Hunolstein oder von der Leyen, die in früheren Jahrhunderten vielfach als Saarbrücker Lehensleute und Beamte in Erscheinung traten, fand sich nicht mehr im Gefolge des Fürsten – vermutlich, weil sie am katholischen Glauben fest und sich daher vom Saarbrücker Hof fernhielten. Nur wenige Adlige, die bereits im Gefolge der älteren, aber ausgestorbenen Linie gelebt hatten, wie die von Bettendorfs und von Kellenbachs, waren weiterhin am Hofe. Ein großer Teil von Adelsgeschlechtern wie die von Bode, von Doeben, von Jossa oder von Maltitz wurde in der Zeit Wilhelm Heinrichs aus Nassau-Usingen übernommen und musste dem Fürsten an die Saar folgen.¹⁸⁶

Der höfische Umgangston in Saarbrücken war Generalbaudirektor Friedrich Joachim Stengel zufolge wohl verhältnismäßig leger. In seinem selbst verfassten Lebenslauf¹⁸⁷ mokiert sich Stengel über den schmeichelhaften Ton mit „abgeschmackten Complimenten und übertriebenen Ceremonien“ und verweist auf den Saarbrücker Umgang, der eine freie Lebensart atmen würde.¹⁸⁸ Die Umgangssprache wird Deutsch gewesen sein, wenn Paul Burgard auch eine Reihe von Bestimmungen der damaligen Regierung ausfindig machen konnte, wonach der französischen Sprache in der Nassau-Saarbrücker Verwaltung eine immer größere Bedeutung zukam.¹⁸⁹

Die höfische Repräsentation dürfte nicht überentwickelt gewesen sein. Die Raumfolge des Schlosses in Saarbrücken lässt keine Prachtentfaltung denkbar erscheinen, die sich von Zimmer zu Zimmer steigerte. Hierfür gab es gar keine Enfilade, die notwendig gewesen wäre, und damit auch keine öffentlichen Räume, durch die die Besucher ehrfürchtig staunend hätten geführt werden können – von der Aussicht, an einem Lever des Fürsten teilnehmen zu können, ganz zu schweigen. Zudem existierte auch kaum der Besucherstrom, der eine Enfilade-Begehung zu einem Ereignis hätte machen können.

Es gab einen Festsaal, der sicher benutzt wurde. Damit müssen die Bedürfnisse nach Repräsentation allerdings schon als befriedigt betrachtet werden. Das Schloss war letzten Endes ein Gebäude, in dem in erster Linie gearbeitet wurde. Die Appartements für Fürst und Fürstin waren relativ klein, die Aufenthaltsmöglichkeiten somit eingeschränkt, wenn man bedenkt, dass im Schlossflügel zur Stadt hin bereits zahlreiche Räume durch Verwaltung und Archive belegt

¹⁸⁶ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 23; zum Hofadel siehe auch Hoppstädter, Kurt, „Saarbrücker Hofadel“, S. 92–130.

¹⁸⁷ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 23, Anm. 60. Siehe auch Götz, Wolfgang, „Stengels eigenhändiger Lebenslauf“.

¹⁸⁸ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 24.

¹⁸⁹ Burgard, Paul, „Frankreichstrategie“, S. 20.

waren. Man darf jedoch davon ausgehen, dass die Fürstlichkeiten nicht unter Platznot leiden mussten; sie besaßen zahlreiche Lustschlösser, Jagdschlösser und weitere Gebäude, in denen sie es sich gut gehen lassen konnten.

Aufgrund der Anziehungskraft der Höfe entwickelten sich die Residenzen zu kulturellen Zentren in Deutschland. Adlige und Bürger, die in fürstliche Dienste traten, sammelten sich in ihnen. Die höfische Kultur mit ihren Festen, Palästen und Theatern sowie ihren Vorlieben für Musik, Schauspielerlei, Maler, Bildhauer und Literaten ebenso wie die kameralistische Wirtschaftspolitik für Naturwissenschaftler fand in den barocken Residenzen einen fruchtbaren Boden. In Saarbrücken dauerte es allerdings wegen der allzu früh verstorbenen Fürstengeneration vor Wilhelm Heinrich bis in die vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts, bis eine solche typische Residenzstadt, wenn auch kleinen Zuschnitts, entstand. Ein Grund für die späte Entwicklung in Saarbrücken war der Umstand, dass – wie in anderen Gegenden Südwestdeutschlands auch – das 17. und der erste Teil des 18. Jahrhunderts auf das grausamste mit Krieg, Hunger und Tod verbunden waren, wodurch es zu dramatischen Bevölkerungsabnahmen kam.

Das Mätressenwesen

Zum Hofleben gehörte selbstverständlich für die Zeit Wilhelm Heinrichs das unvermeidliche, doch für viele höchst interessante Mätressenwesen.

Frauen wie Madame de Montespan, Madame de Maintenon und Madame de Pompadour, mit denen die Vorstellung schöner, raffinierter und frivoler Frauen assoziiert wird, beeinflussten stark das höfische Leben. Sie betonten den Glanz eines Hofes und wurden zu „Statussymbolen“, auf die kein Fürst verzichten wollte. Insbesondere am Hof Ludwigs XIV. waren die Mätressen in ein festes hierarchisches Gefüge eingebunden. Da eine Liebesbeziehung zu einer Mätresse am Hof kaum zu verheimlichen war, andererseits aber das Zeremoniell verlangte, dass deren Stellung innerhalb der höfischen Rangfolge erkennbar sein musste, erhielten die Mätressen den offiziellen Titel *maitresse en titre*. Er hob sie aus den Reihen der übrigen Höflinge durch eine Vielzahl von Begünstigungen hervor und unterstrich so ihre besondere Stellung.

War das sexuelle Bedürfnis der Fürsten anfangs ein gewichtiger Grund, sich eine bestimmte Frau als Mätresse zu halten, so konnte die Beziehung auch weitergeführt werden, wenn dieses Interesse verlosch. Selbst Friedrich der Große, der sexuellen Beziehungen im Allgemeinen abhold war, wählte Katharina von

Kolbe, die Frau eines seiner Minister, zur „Mätresse“, um den Erwartungen des Hofes zu entsprechen. So führte er sie des Abends häufig spazieren, um der Beziehung einen Ruch von Intimität zu verleihen.¹⁹⁰

Auch Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken hielt sich Mätressen, doch dürften sie kaum so eingebunden in das höfische Leben gewesen sein wie an größeren Residenzen. Obwohl nicht viel darüber überliefert ist, kennen wir doch einige Frauen, die ihm als Mätressen „dienstbar“ waren. Luise von Ottweiler schreibt über ihren Großvater, den Fürsten Wilhelm Heinrich: „Mein Großvater gab dem jungen Prinzen [Ludwig, Luises Vater] aber nicht das Beispiel einer treuen Ehe, denn groß war die Zahl von dessen Geliebten, obgleich er keine derselben – dem damaligen Zeitgebrauch gemäß – erhob oder öffentlich anerkannte; er begnügte sich damit, sie in bürgerlichen Wohlstand zu versetzen und späterhin zu verheiraten.“¹⁹¹

Eine dieser Mätressen war Louise von Freithal, von der wir nicht sehr viel wissen; sie logierte repräsentativ und nobel in einem großzügigen, heute nicht mehr existierenden Palais am schönsten Platz der Residenzstadt, dem Ludwigsplatz. Als Wilhelm Heinrich starb, musste sie das Palais allerdings unverzüglich verlassen. Sie floh nach Worms, blieb jedoch Eigentümerin des Palastes.¹⁹²

Margarethe Perl (gest. 1768) aus Namborn, eine ehemalige Garderobengjungfer, war ebenfalls eine Geliebte des Fürsten; sie besaß allerdings weder den Vorzug der Frau von Freithal, offizielle Mätresse zu sein, noch deren Ansehen und Einfluss. Der „Perlerin“ schenkte Wilhelm Heinrich das Haus Nr. 17 in der Wilhelm-Heinrich-Straße, das auf Friedrich Joachim Stengel zurückgeht. Aus der Verbindung zwischen ihr und dem Fürsten ging ein gemeinsamer Sohn, Philipp Otto Devert, hervor. Verheiratet war sie mit dem Rittmeister der *Nassau-Saarbrück-Kavallerie de la Chapelle*.¹⁹³

In einem Gemälde, das nach Herrmann Keuth in die Zeit um 1750 datiert¹⁹⁴, ist Margarethe Perl in großer Balltoilette wiedergegeben, hinterfangen vom nächtlichen Dunkel eines Parks mit Blumen und Sträuchern. Graziös hebt sie die Rechte, in der sie einen geschlossenen Fächer hält. Ein weißes Seidenkleid, überreich mit kostbaren Spitzen bedeckt, hüllt den Körper ein, schließt sich

¹⁹⁰ Siehe hierzu Oßwald-Bargende, Sybille, *Die Mätresse*, S. 95.

¹⁹¹ Ottweiler, Gräfin Luise von, „Memoiren“, S. 290.

¹⁹² Lohmeyer, Karl, *Friedrich Joachim Stengel*, S. 152, Anm. 1.

¹⁹³ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 90. Siehe allgemein auch den Beitrag von Schwan, Jutta, „Frauen bei Hof“.

¹⁹⁴ Siehe Nachlass Herrmann Keuth, Archiv der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz. Stilistisch ist das Gemälde einem heute nicht mehr namentlich bekannten Künstler zuzuordnen.

eng und schmal um die Büste und fällt weit von den Hüften und Armen. In der Sekundärliteratur fällt verschiedentlich der Name Christian Hoppe als Urheber des Gemäldes. In Dokumenten wird dieser Name jedoch nur ein einziges Mal erwähnt, nämlich in den Saarbrücker evangelischen Kirchenbüchern für das Jahr 1766. Es wäre daher ein großer Zufall, wenn es sich bei dem Porträtisten um eben diesen völlig unbekanntem und nur in einer Quelle genannten Künstler handeln würde.¹⁹⁵

Selbstverständlich (und wie bereits geschildert) hatte auch Fürst Ludwig Mätressen. Luise von Ottweiler schrieb über die Verbindung ihres Vaters zu seiner Geliebten Frederike Amalie Freifrau von Dorsberg (die Luise beharrlich „Frau D.“ nennt): „Der Charakter dieser Frau war nicht liebenswürdig, sie nahm sich oft Freiheiten, die dem stolzen Fürsten missfielen – so z. B. war sie taktlos genug, ihn öffentlich ‚Louis‘ und ‚Du‘ zu nennen; sie war nicht fein, nicht gebildet genug.“¹⁹⁶ Ludwig hatte die bürgerliche Frederike Amalie zwar zur Freifrau von Dorsberg erhoben, erkannte ihre Kinder aber nie an. Bei ihr im Hause arbeitete die schon erwähnte Katharina Kest, die Ludwig schließlich ehelichte; es darf wohl durchaus vermutet werden, dass es sich bei der Heirat zwischen Ludwig und Katharina um eine Liebesheirat gehandelt hat.

Fürst Ludwig vergaß Frau von Dorsberg allerdings keineswegs; er verheiratete sie mit einem Höfling, einem Herrn von Maltitz, den er zudem zum Hofmarschall ernannte. Bemerkenswert ist, dass Frau von Dorsberg als zusätzliche „Entschädigung“ 90 000 Taler erhielt.¹⁹⁷

Fürstin Sophie Erdmutes und die Literatur

Im Unterschied zu Sophie Erdmutes späterer Heimat Saarbrücken existierte in ihrer Geburtsstadt Erbach ein anspruchsvolles musikalisches Leben, das nicht zuletzt durch den Kontakt zu Georg Philipp Telemann bestimmt war. Sophie Erdmutes musische Erziehung prägte auch ihr späteres Leben in Saarbrücken, von wo aus sie mit zahlreichen Gelehrten und Schriftstellern ihrer Zeit korrespondierte. Mit Blick auf ihre musikalische Vergangenheit und Erziehung ist eine Sammlung französischer Lieder amourösen Inhalts von Interesse, die für Sophie Erdmutes zusammengestellt und an sie geschickt wurde. Urheber der

¹⁹⁵ Lohmeyer, Karl, *Friedrich Joachim Stengel*, S. 103, Anm. 1.

¹⁹⁶ Ottweiler, Gräfin Luise von, „Memoiren“, S. 292.

¹⁹⁷ Ruppertsberg, Albert, *Grafschaft Saarbrücken*, II. Teil, S. 311; zu Frau von Dorsberg und ihrem Verhältnis zu Fürst Ludwig siehe Heinlein, Stefan, *Katharina Kest*, S. 20 f. und S. 24 f.

Lieder waren neben François-André Philidor und Jean-Philippe Rameau auch andere, heute unbekanntere Komponisten, die Lieder selbst waren von Gitarre begleitete Transkriptionen aus Singspielen und Opern.¹⁹⁸ Wer ihr diese Lieder-sammlung zukommen ließ, ist nicht einwandfrei geklärt; es mochte der wohl in sie verliebte Kunstagent, Schriftsteller, Musik- und Theaterkritiker Friedrich Melchior Grimm dahinterstecken.

Caroline von Hessen-Darmstadt, die „Große Landgräfin“, die von Darmstadt aus in regem Kontakt zu zahlreichen Philosophen und Dichtern wie Johann Gottfried von Herder, Christoph Martin Wieland oder auch Johann Wolfgang von Goethe stand, verschaffte Sophie Erdmute Zugang zu den höchsten Kreisen der Pariser Gesellschaft. Neben Begegnungen mit Voltaire und Jean-Jacques Rousseau war für Sophie Erdmute die Bekanntschaft mit Denis Diderot von besonderer Bedeutung, den sie 1758 kennenlernte und der über die Fürstin sinnierte: „Sie ist eine reizvolle Frau, was ihr Äußeres und ihren Charakter betrifft [...] Nach den ersten Komplimenten ist die Unterhaltung sehr interessant geworden. Ich bleibe bei meiner früheren Meinung: Wir müssen den Frauen die Funktion von Missionaren überlassen. An einem Tag bewirken sie mehr Bekehrung als der redegewandteste Missionar in seinem ganzen Leben. Sie hat mir ihr Porträt versprochen, und als wir uns getrennt haben, hat sie mir die Hand zum Kuss gereicht mit einer Freundlichkeit, die ihresgleichen sucht.“¹⁹⁹

Diderot brachte Sophie auch mit einigen der aufgeklärten Pariser Enzyklopädisten in Verbindung. Unter dieser Bezeichnung fasst man die rund 140 Beiträge eines mehrbändigen, umfangreichen Werks mit dem Titel *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* zusammen, das von 1751 bis 1765 in Paris erschien und zum Ziel hatte, das gesamte Wissen der damaligen Zeit festzuhalten. Diderot fungierte als Herausgeber, verfasste aber auch mehrere tausend Beiträge.

Insbesondere die Erziehung ihrer Kinder lag Fürstin Sophie Erdmute am Herzen. So nimmt es nicht wunder, dass sie sich äußerst geehrt fühlte, als Denis Diderot ihr (durch Vermittlung Grimms) seine Komödie *Le Père de famille* aus dem Jahr 1758 widmete, die sich besonders mit der aufgeklärten Erziehung von Kindern beschäftigt. Sophie Erdmute antwortet Diderot nach dem Erhalt der Widmung: „Ich finde keine Dankesworte, Monsieur, die nicht viel zu gering sind, gemessen an der Ehre, welche mir zuteil wird dadurch, dass mein Name im Titel des *Le Père de Famille* erscheint. Nehmen Sie deshalb an ihrer Stelle den

¹⁹⁸ Müller-Blattau, Wendelin, *Zarte Liebe*, S. 22–28.

¹⁹⁹ Müller-Blattau, Wendelin, *Zarte Liebe*, S. 19. Siehe auch Martin, Thomas und Thil, Eric, „Diderot“.

Ausdruck meiner Bewunderung an, welchen dieses unnachahmliche Werk in mir hervorgerufen hat.“²⁰⁰

Kontakte zu den Enzyklopädisten hatte Sophie Erdmute allerdings schon vor ihrer Bekanntschaft mit Diderot; bereits 1752 bezog die Fürstin Guillaume-Thomas François Raynals *Nouvelles littéraires*.²⁰¹ Eine besondere Auszeichnung stellt zudem der Umstand dar, dass Sophie Erdmute seit den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu den frühen Empfängern der *Correspondance littéraire* gehörte. Herausgeber dieses handschriftlichen Periodikums über in Paris stattfindende philosophische, literarische und kulturelle Zirkel, Buch- oder auch Theaterbesprechungen war von 1753 bis 1775 der bereits erwähnte Friedrich Melchior Grimm. Er verschickte die Schriften in zweiwöchigem Rhythmus an eine Reihe von deutschen Fürsten, unter anderem an die „Große Landgräfin“ nach Darmstadt, an Friedrich II. von Preußen, an den Markgrafen von Baden sowie an die Zarin Katharina die Große. Die *Correspondance* sollte – unter Umgehung der französischen Zensur – nicht nur der Unterhaltung eines ausgewählten Personenkreises dienen, sondern auch im Sinne der Aufklärung dem undogmatischen Geist der Vernunft Raum schenken.²⁰² Die Korrespondenz Sophie Erdmutes wurde nach der Besetzung Nassau-Saarbrückens durch französische Revolutionstruppen und nach Beschlagnahmung allen Besitzes der fürstlichen Familie vermutlich in die hierfür bestimmten Pariser Depots verbracht.²⁰³

Die Künste in Saarbrücken

Als Friedrich Joachim Stengel 1739 mit dem Bau des Saarbrücker Stadtschlusses begann, fehlten in Nassau-Saarbrücken noch Künstler und Handwerker, die geeignet und befähigt waren, die ambitionierte Umsetzung eines Residenzneubaus durchzuführen. Stengel musste geeignete Fachleute zunächst außerhalb des Fürstentums anwerben. Die meisten zogen nach Abschluss ihrer Arbeit weiter; nur wenige blieben im Land, wie der aus Halle stammende Posamentenmacher Johann Georg Dryander, der sich 1748 in St. Johann niedergelassen hatte und der Vater des späteren Nassau-Saarbrücker Hofmalers Johann Friedrich

²⁰⁰ Müller-Blattau, Wendelin, *Zarte Liebe*, S. 18–19.

²⁰¹ Schlobach, Jochen, „Correspondance Littéraire“, S. 13–14.

²⁰² Schnelle, Kurt, „Grimms Korrespondenz“, S. 9–13.

²⁰³ Schlobach, Jochen, „Correspondance Littéraire“, S. 25–26.

Dryander war.²⁰⁴ Der kurze Zeitraum der barocken Umgestaltung war demnach der einzige, der nennenswerte Künstler nach Saarbrücken führte.

Auch wenn in der Literatur immer wieder von einer Saarbrücker Malerschule die Rede ist, die aus Johann Jakob Samhammer, Johann Friedrich Dryander, Johann Caspar Pitz, Johann Heinrich Schmidt, genannt Fornaro, Anton Koehl oder auch Johann Ludwig Lex bestanden haben soll,²⁰⁵ so kann in Wirklichkeit kaum von einer derartigen „Schule“ gesprochen werden, die sich von den 1740er bis 1770er Jahren in Saarbrücken hätte verfestigen und herausbilden können. Pitz zog 1774 als Achtzehnjähriger nach Zweibrücken, wurde dort Hofmaler und starb schließlich in Prag. Nachdem Dryander von 1772 bis 1774 die ersten Lehrjahre bei dem Saarbrücker Hofmaler Johann Jakob Samhammer absolviert hatte, reiste er 1774 zusammen mit Johann Heinrich Schmidt und Samhammer nach Darmstadt, wo er zum Pastellisten, Silhouetteur und Miniaturmaler ausgebildet wurde. Samhammer verstarb in Darmstadt, und Schmidt machte sich von Darmstadt aus in Italien einen Namen. Dryander dagegen wurde 1788 zum Nassau-Saarbrücker Hofmaler erhoben, trat hier aber zumeist nur als Pastellist, Miniaturmaler und Silhouetteur auf.²⁰⁶ Lex und Koehl, beide in Saarbrücken beheimatet, waren – im positiven Sinne – Malerdilettanten.

Als Künstler, die für die Ausstattung des „Großen Saales“ im Schloss maßgeblich verantwortlich waren, kommen Giuseppe Appiani und sein Schüler Christian Georg Schütz d. Ä. in Frage: Appiani, ein wichtiger Freskenmaler in Südwestdeutschland, war 1743 in Saarbrücken tätig und wohl für den überwiegenden Teil dieses Saales zuständig. 1747 wurde er Mainzer Hofmaler, 1758 gründete und leitete er die Mainzer Bauakademie. Auch Schütz d. Ä. wirkte in seiner frühen Schaffensperiode als Freskomaler an der malerischen Ausschmückung des „Großen Saales“ mit. In den vierziger Jahren machte er sich als Fassaden- und Dekorationsmaler in Frankfurt selbständig; 1749 reiste er nach Braunschweig, ein Jahr später suchte er Mainz, Kassel und Koblenz auf. Häufig arbeitete Schütz mit Vertretern der Frankfurter Malerschule zusammen.

Der spätere kurpfälzische Direktor und Hofkammerrat an der Frankenthaler Porzellanmanufaktur, Simon Feilner, arbeitete um 1745 für den Saarbrücker Hof und schuf zahlreiche Sopraporten *à la porcelaine*, also Genreszenen und Schäfergruppen, die auf Wand- und Türfüllungen gemalt wurden. Auch Johannes Müller, der zeitweilig im Mezzaningeschoss des rechten Schloss-

²⁰⁴ Heinlein, Stefan, *Johann Friedrich Dryander*, S. 25–38.

²⁰⁵ Lohmeyer, Karl, *Fornaro*, S. 25.

²⁰⁶ Heinlein, Stefan, *Johann Friedrich Dryander*, S. 25–38.

flügels wohnte, war zuständig für die Sopraporten, die er auch für Schloss Biebrich bei Wiesbaden anfertigte.

Ein unbekannter Meister schuf 1745 das bereits erwähnte Bildnis des Fürsten in der Uniform des Obristen, das sich heute in der Alten Sammlung des Saarlandmuseums befindet (Abb. 6); zeitweise schrieb man es Franz Lippoldt zu. Es wird nicht im Inventar aus dem Jahr 1753 erwähnt, dürfte jedoch im Schloss oder in den Nebenschlössern gehangen haben. Aufgrund seiner technischen Mängel dürfte es allerdings kaum von Lippoldt stammen. Viel eher könnte man Lippoldt eine andere Darstellung von Wilhelm Heinrich aus dem Besitz des Herzogs von Decazes zuschreiben, die den Fürsten ebenfalls in der Uniform eines Obristen, aber in der Pose Ludwigs XIV. zeigt (Abb. 7). Beide Bilder werden im Kapitel „Fürst Wilhelm Heinrich als französischer Offizier“ näher beschrieben.

Will man dem Inventar Glauben schenken, so hielt sich die Ausschmückung des Schlosses mit Gemälden insgesamt sehr zurück.²⁰⁷

Kontakte zu befreundeten Höfen

Es ist für damalige Zeiten naheliegend, dass Fürst Wilhelm Heinrich in erster Linie zu den dynastischen Familienmitgliedern, den näheren wie auch den ferneren, Kontakt hatte. Bei der Grundsteinlegung der katholischen Kirche in St. Johann waren sein Bruder Karl von Nassau-Usingen sowie sein Schwiegervater, der Graf von Erbach, anwesend.²⁰⁸ Mit seinem Bruder Karl reiste er 1754 nach Paris. Nachweislich war er auch 1745, 1747, 1749 und 1755 in der französischen Hauptstadt. Kurfürst Karl III. Philipp von der Pfalz händigte Wilhelm Heinrich im Jahr 1736 den begehrten Hubertusorden aus, und der polnische König August III. (der als Friedrich August II. auch Kurfürst von Sachsen war) übergab ihm 1749 den polnischen Weißen-Adler-Orden.²⁰⁹

Der Landgraf von Hessen-Darmstadt, Ludwig IX., hielt sich zumeist in Pirmasens auf, wo er häufiger von seiner Gattin Caroline Henriette, der „Großen Landgräfin“, besucht wurde, die in Darmstadt lebte. Dabei machte sie auch einen Abstecher zu ihrem Bruder Christian IV. in Zweibrücken sowie nach Saar-

²⁰⁷ Die Aufstellung stammt aus Sander, Eckart, *Saarbrücker Schloss*, S. 154–204. Zum Saarbrücker Schloss siehe auch Güthlein, Klaus, „Spätbarocke Architektur“, S. 34–53; Zimmermann, Walter, *Kunstdenkmäler*, S. 116–123.

²⁰⁸ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 24.

²⁰⁹ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 27.

brücken zu Fürst Wilhelm Heinrich und seiner Gattin Sophie Erdmute. Da die Große Landgräfin eine begeisterte Jägerin war, nahm sie an den von Christian und Wilhelm Heinrich veranstalteten Jagden zwischen Neunkirchen und Jägersburg teil.²¹⁰ Die Mutter der Großen Landgräfin, Karoline von Pfalz-Zweibrücken, war als geborene Nassau-Saarbrückerin gewissermaßen das Gelenk, das die Linie des Fürsten Wilhelm Heinrich mit dem europäischen Hochadel, mit den Regenten von Bayern, Preußen, Habsburg, England, Schweden und Russland, verband. Es ist anzunehmen, dass Wilhelm Heinrich mit seiner Familie ihr regelmäßige Besuche in Zweibrücken und Pirmasens abstattete.

Insbesondere zwischen Sophie Erdmute und der Großen Landgräfin entwickelte sich eine über das rein dynastische Verhältnis hinausgehende Beziehung. Im Herbst 1745 verbrachten beide mehrere Wochen gemeinsam in Buchsweiler, 1749 in Jägersburg, 1750 in Bad Bergzabern, wo Karoline von Pfalz-Zweibrücken ihren Alterssitz hatte. Aus ihrer Korrespondenz wird deutlich, dass sie allergrößtes Augenmerk auf die Erziehung ihrer Kinder legte. Die älteste Tochter Caroline, die spätere Große Landgräfin, soll ihr am ähnlichsten gewesen sein. Beide besuchten sich regelmäßig: die Mutter fuhr nach Darmstadt, die Tochter nach Bad Bergzabern (und natürlich nach Pirmasens); Zweibrücken dagegen wurde von der Mutter kaum aufgesucht.

Die Große Landgräfin gründete in Darmstadt einen klassischen Hof der Gelehrsamkeit, der von zahlreichen namhaften Persönlichkeiten frequentiert wurde, hatte intensiven Kontakt zu Friedrich Melchior Grimm und den französischen Enzyklopädisten und verkehrte über den Geheimbriefverkehr der *Correspondance littéraire* mit dem europäischen Gelehrtenadel. In diesen Zirkel bezog sie auch Sophie Erdmute von Nassau-Saarbrücken mit ein. Wie komisch und skurril muss im Vergleich dazu ihr Gatte, Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, gewirkt haben, der nicht in seiner Hauptstadt Darmstadt residierte, sondern in dem Dorf Pirmasens, einer Exklave seiner Landgrafschaft, das er Stück für Stück zu einer kleinen Soldatenstadt formte, in der die Soldaten nichts als exerzieren mussten; in den Krieg wurden sie zu ihrem Glück nie geschickt. Der riesenhafte Exerzierplatz ist noch heute in seinen Dimensionen erfahrbar. Für seine Leidenschaft, uniformierte Menschen in Gruppen nach exakten Regeln marschieren zu lassen, komponierte Ludwig IX. zahlreiche Militärmärsche. Ludwig und seine Frau waren grundverschieden: sie eine lebenslustige Regentin, die insbesondere auch gerne zur Jagd ging mit ihrem Schwiegervater Ludwig VIII. (einem entschiedenen Parteigänger von Maria Theresia,

²¹⁰ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 24.

der seinem Sohn dessen Frankreichnähe verbot), gebildet, musisch und literarisch auf höchstem Niveau tätig; er ein in seinen „Interessen doch recht beschränkter“²¹¹ Gatte, der hypochondrisch, depressiv, geistergläubig und in seinen Ehevorstellungen wohl auch für damalige Verhältnisse sehr konservativ war, da er meinte, dass sich allgemein Gattinnen dem Manne zu unterwerfen hätten. Entsprechend eifersüchtig war er, da Caroline in Darmstadt quasi die Regierungsgeschäfte übernahm und eher selten zu ihm nach Pirmasens fuhr. Sicher trafen sich auch Fürst Wilhelm Heinrich und Ludwig IX., doch ist es äußerst fraglich, ob der Fürst – ein Mann der Tat – den Landgrafen, der vom Titel her immerhin einem Herzog gleichgestellt war, sehr schätzte.

Christiane Henriette, die jüngere Schwester der Großen Landgräfin, war ihrer Mutter und ihrer Schwester vollkommen würdig, da sie wie jene stark von „Verstand und Witzigkeit“ geprägt war.²¹² Verheiratet war sie mit Fürst Karl zu Waldeck-Pyrmont. Inwieweit Wilhelm Heinrich Beziehungen zum Fürsten von Waldeck-Pyrmont pflegte, ist nicht bekannt, doch wäre es interessant zu wissen, was sie übereinander dachten oder äußerten, da Karl seine Residenzstadt Arolsen ebenfalls zur Idealstadt ausbauen wollte, wegen Geldmangel jedoch nach der Hälfte der Bautätigkeiten abbrechen musste.

Herzog Christian IV. (Abb. 15), der Bruder der Großen Landgräfin, der 1740 die Regentschaft von Pfalz-Zweibrücken übernahm, war ein „Fürst von europäischem Format“.²¹³ Leidenschaftlich förderte er Künste, Wissenschaften, Wirtschaft und die Wohlfahrt seines Landes. Zweibrücken wurde durch ihn ein Musenhof von gesamteuropäischer Bedeutung. Er sammelte französische und niederländische Kunst, förderte wesentlich die Bibliotheca Bipontina und gründete eine Salpetersiede- und Pulverfabrik, ein Eisen- und Stahlhammerwerk, eine Puder- und Stärkefabrik, eine Wollmanufaktur sowie die Zweibrücker Porzellanmanufaktur. Seine Pferdezucht war berühmt, wie auch seine Bemühungen, den Armen seines Landes durch den Bau eines Waisenhauses zu helfen. Christian galt schließlich als Thronanwärter aller Wittelsbacher Länder.

Er verehrte und liebte sein Mutter Karoline von Pfalz-Saarbrücken, die ihn persönlich zwar ebenso schätzte, seine morganatische Ehe mit einer Tänzerin des Mannheimer Theaters jedoch nicht: „Von dem Antlitz ihrer Vollkommenheit geblendet, konnte er in trauriger Rückerinnerungen auf seine verlorene

²¹¹ Panzer, Marita A., *Die große Landgräfin*, S. 49.

²¹² Panzer, Marita A., *Die große Landgräfin*, S. 15.

²¹³ Panzer, Marita A., *Die große Landgräfin*, S. 28.

Unschuld sich [seiner Mutter] nicht nähern“, da seine „herabgesetzte Moralität nicht würdig war, in einer allzu regen Korrespondenz mit dem unwendbaren Gemüte seiner Mutter zu stehen.“²¹⁴ Christian besuchte seine Mutter dennoch einmal im Jahr und hielt sich ansonsten häufig in seinem komfortablen Pariser Palais auf.

Sein Bruder Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken (Abb. 16) war insbesondere als einer der schönsten Männer Europas bekannt, was nach den Porträts, die bis heute erhalten geblieben sind, jedoch schwer vorstellbar ist. Er war ein sehr erfolgreicher Offizier; wie Wilhelm Heinrich war er während des Österreichischen Erbfolgekrieges als französischer Offizier in Böhmen, wie dieser wohnte er der Belagerung Prags bei und zeichnete sich durch Mut und Tapferkeit aus. 1742 war er es, der „dem damaligen Kurfürsten von Bayern, Carl Albrecht, seine Erwählung zum Kaiser würdig ankündigte“.²¹⁵ Dass sich Friedrich Michael und Wilhelm Heinrich, der ebenfalls an der Krönung Karl Albrechts zum deutsch-römischen Kaiser Karl VII. teilnahm, kannten, ist nahelegend.

Verheiratet war Friedrich Michael – ein wohl durchaus sympathischer, aber den Quellen zufolge offenbar weniger geistvoller und geistreicher Mann als sein Bruder Christian – mit Maria Franziska Dorothea von Pfalz-Sulzbach, der jüngsten Schwester der kurpfälzischen Regentin Elisabeth Auguste. Vorbedingung der Hochzeit war die von Frankreich betriebene Konversion Friedrich Michaels zum katholischen Glauben, was seine streng lutherische Mutter Karoline der Schwiegertochter nie verzieh. Später wurde die zur Untreue neigende Gattin ohne die Kinder zurück nach Sulzbach geschickt. Doch ein tadelloser Ehemann war Friedrich Michael auch nicht, hatte er doch ein Verhältnis mit Elisabeth Auguste, der Schwester seiner Frau. „Untreu“ war Friedrich Michael auch in Fragen der eingegangenen Allianzen, da er in den 1750er Jahren vom Dienst in der französischen Armee zur österreichischen Armee wechselte.²¹⁶

Ebenfalls sehr wahrscheinlich ist eine Verbindung zwischen dem Nassau-Saarbrücker Hof und Stanisław Leszczyński, dem polnischstämmigen Herzog von Lothringen und Bar, da sich Leszczyński lange Zeit in Zweibrücken aufhielt.²¹⁷ Schließlich gab es in Paris Kontakte zu Madame Pompadour, an die sich

²¹⁴ Panzer, Marita A., *Die große Landgräfin*, S. 15.

²¹⁵ Panzer, Marita A., *Die große Landgräfin*, S. 33.

²¹⁶ Panzer, Marita A., *Die große Landgräfin*, S. 33; siehe auch Steuer, Gerd, „Soldatenprinz“, S. 37–40. Zum Wechsel der Armeen siehe auch Siefert, Helge, „Grenzüberschreitungen“, S. 394.

²¹⁷ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 26.

Fürst Wilhelm Heinrich gewissermaßen stellvertretend für den französischen König mit allen notwendigen politischen Fragen wenden konnte. Die enge Verbindung der Fürstin Sophie Erdmute zu Maria Leszczyńska (Abb. 17) wird an der Tatsache deutlich, dass im Saarbrücker Schloss ein Porträt der Fürstin in polnischer Tracht hing, was sicher als Verneigung vor der Tochter Stanisław Leszczyńskis betrachtet werden darf, die mit dem französischen König Ludwig XV. verheiratet war.

Mitglieder der katholischen Reichslehen sowie der kaiserliche Hof wurden dagegen von Wilhelm Heinrich eher gemieden.²¹⁸ Immerhin rang er sich 1767, ein Jahr vor seinem Tode, zu einer Genesungsgratulation für Maria Theresia durch.²¹⁹

Fürst Wilhelm Heinrich als französischer Offizier und die Tradition der Fremdtruppen

Fremdtruppen in der französischen Armee

Seit dem deutsch-französischen Gegensatz im 19. und 20. Jahrhundert wird der Dienst in fremden Truppen nicht gerade geschätzt. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Wehrpflicht als „nationaler Ehrendienst“ konstruierte man als negatives Gegenbild das „Söldnertum“ und den „Soldatenhandel“ der Frühen Neuzeit.²²⁰

Das Phänomen der Fremdtruppen war allerdings bis zum 18. Jahrhundert durchaus üblich. Das Heilige Römische Reich bildete seit der Entwicklung zu Massenheeren der Neuzeit ein bevorzugtes Soldatenreservoir für die Nachbarländer. Deutsche Kontingente in französischen Diensten sind seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nachgewiesen. Während des Dreißigjährigen Krieges stellten die deutschen Regimenter der *armée weimarienne au service du Roy* einen wichtigen Bestandteil der vom Elsass aus in Oberdeutschland operierenden französischen Armeen. Sie bildeten den Kern, aus dem sich die deutschen Regimenter der französischen Krone formieren sollten, von denen ein Teil bis zum Ende des *Ancien Régime* bestehen blieb.²²¹

²¹⁸ Dotzauer, Winfried, „Fürst Wilhelm Heinrich“, S. 67–68.

²¹⁹ Siehe Österreichisches Staatsarchiv.

²²⁰ Kroener, Bernhard R., „Deutsche Offiziere“, S. 53.

²²¹ Kroener, Bernhard R., „Deutsche Offiziere“, S. 54.

Die dichtbevölkerten Gebiete entlang des Rheins stellten ein bevorzugtes Werbegebiet für alle europäischen Armeen dar. Für Frankreich war die Situation in besonderer Weise günstig, ergänzten sich doch einige seiner Regimenter insbesondere durch Angehörige der nordöstlichen Grenzgebiete, etwa des Elsasses oder Lothringens, die noch überwiegend zum deutschen Sprach- und Kulturraum gehörten. Kommandosprache war jeweils die Umgangssprache der Mehrheit der Regimentsmitglieder. Diese Praxis erleichterte die Anwerbung von Rekruten aus den rechtsrheinischen Gebieten des Reiches. Daher bestand während des gesamten 18. Jahrhunderts zwischen diesen ethnisch einigermaßen homogenen Regimentern ein ständiger wechselnder Personenaustausch. In den französischen Linieninfanterie-Regimentern, dem Hauptteil der französischen Truppen, dienten gegen Ende des 18. Jahrhunderts 8 Prozent Deutsche. Sie stellten nach den Schweizern die größte Gruppe; ihnen folgten die Iren, dann die italienisch-korsischen Soldaten.²²² Von den etwa 11 000 Offizieren der französischen Armee galten im Jahr 1775 360 als deutschstämmig, das heißt 3,3 Prozent. Der Anteil der deutschen und überwiegend deutschen Infanterieregimenter am Gesamtumfang der französischen Fußtruppen betrug etwa 7,4 Prozent (8 500 Mann). Der prozentuale Anteil deutscher Offiziere lag deutlich niedriger. Das erklärt sich aus der unterschiedlichen Offiziersdichte bei Kavallerie- und Infanterieregimentern sowie bei den technischen Waffengattungen.²²³

1775 gab es in der französischen Armee insgesamt 997 Generäle; sie setzten sich wie folgt zusammen:²²⁴

- 9 Marschälle (nach dem Tod von Sachsen und Loewendal), darunter keine Deutschen
- 164 *lieutenants-généraux*, darunter 9 Deutsche
- 371 *maréchaux de camp*, darunter 16 Deutsche (4,3 Prozent)
- 271 *brigadiers de l'infanterie*, darunter 16 Deutsche (5,9 Prozent)
- 147 *brigadiers de la cavalerie légère*, darunter 6 Deutsche (4,0 Prozent)
- 35 *brigadiers des dragons*, darunter 1 Deutscher (2,9 Prozent)

²²² Kroener, Bernhard R., „Deutsche Offiziere“, S. 55.

²²³ Kroener, Bernhard R., „Deutsche Offiziere“, S. 57.

²²⁴ Kroener, Bernhard R., „Deutsche Offiziere“, S. 58. Zu Saarbrücker Regimentern siehe auch o. V., „Nassau-Saarbrückische Regimenter“, sowie o. V., „Offiziere in den Saarbrücker Regimentern“.

Der Anteil der deutschstämmigen Generäle an der Gesamtzahl der französischen Generalität lag damit höher als der prozentuale Anteil der deutschen Offiziere an der Gesamtstärke des französischen Offizierskorps.

Die überwiegende Zahl vor allem der nach 1763 zu Generälen ernannten Offiziere deutscher Herkunft verbrachte den größten Teil ihrer militärischen Karriere in der französischen Armee.

Im Unterschied zu vielen französischen Offizieren, vor allem aus der *noblesse de cour*, besaßen die Offiziere der Fremdregimenter einen höheren Grad an Professionalisierung. Während ihre französischen Kollegen die militärische Karriere in der Regel als integralen Bestandteil ihrer ererbten adligen *qualité* betrachteten, empfanden die deutschstämmigen Offiziere, nicht zuletzt unter dem Druck der geforderten Bewährung im fremden Dienst, den Soldatenstand stärker als erlernbare Lebensaufgabe.²²⁵

Die Chefstellen der Regimenter waren in der Regel den Angehörigen des höheren Reichsadels vorbehalten: Nassau-Saarbrücken, Pfalz-Zweibrücken, Nassau-Usingen, Hessen-Darmstadt. Das bedeutete natürlich eine außenpolitische Einflussnahme der französischen Krone auf diese Häuser. 1780 verfügte die französische Armee über 79 Regimenter französischer Infanterie, 11 Regimenter Schweizer, 8 deutsche Fremdenregimenter, 3 Regimenter irischer Fußtruppen und je ein Regiment Italiener und Kosen. Die Kavallerie bestand aus 62 Regimentern, darunter drei deutsche Fremdenregimenter.

Fürst Wilhelm Heinrich als französischer Offizier

Das stärkste Band zu Frankreich knüpfte Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken mit Hilfe seiner militärischen Laufbahn: Ab 1741 nahm der Fürst im Rahmen des Österreichischen Erbfolgekrieges unter Marschall Moritz Graf von Sachsen an der Eroberung Prags teil sowie später am flandrischen Feldzug Richtung Tournai.²²⁶ 1744 wurde er *maréchal de camp* und stellte das Regiment

²²⁵ Kroener, Bernhard R., „Deutsche Offiziere“, S. 58.

²²⁶ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 59–60; zu Fürst Wilhelm Heinrich siehe auch Dotzauer, Winfried, „Fürst Wilhelm Heinrich“, S. 69–70; Herrmann, Hans-Walter, „Fürst Wilhelm Heinrich“, S. 154–55. Bei der Erstürmung Prags 1741 nahmen vier „natürliche Söhne“ Augusts des Starken teil: Moritz Graf von Sachsen (Maréchal de Saxe), Johann Georg von Sachsen (Chevalier de Saxe), Friedrich August Graf Rutowski und Friedrich August Graf von Cosel; siehe hierzu Lühe, Hans (Hrsg.), *Militair-Conversations-Lexikon*, S. 605. „Der Graf von Sachsen, gefolgt von neuen Grenadieren, erstieg die Brustwehr, tödtete und entwaffnete, was sich ihm entgegenstellte, sprengte eines der Thore der Vorstadt (Neuthor) und öffnete der Kolonne des

Nassau-Saarbrück Cavalerie auf, 1745 erfolgte die Gründung des Regiments *Nassau-Saarbrück Infanterie* und für den Siebenjährigen Krieg 1756 die Gründung der *Volontaires Royaux de Nassau-Saarbrück*. 1748 wurde Wilhelm Heinrich Generalleutnant, 1759 erhielt er das neu gestiftete Großkreuz des französischen Militärordens.²²⁷

Glücklicherweise sind zwei Porträts von Wilhelm Heinrich als Offizier erhalten geblieben (Abb. 6 und 7). Es handelt sich um zwei jeweils ganzfigurige Darstellungen aus den Jahren nach 1743, die den Fürsten als Obristen mit der charakteristischen Bärenfellmütze, dem geschwärtzten Kürass (Brustpanzer) und einem ledernen Koller (Waffenrock) zeigen. Die Uniform ist mit zwei unter einer Krone verschlungenen L verziert. Arwed Ulrich Koch geht davon aus, dass es sich dabei um eine persönliche, auf die Wünsche des Fürsten zugeschnittene Uniform handelt, da Unterschiede zur üblichen Uniform des Regiments festzustellen sind.²²⁸ Nach dem Urteil von Alfred Umhey²²⁹ handelt es sich eher um die Felduniform des Fürsten, die er im Kampf trug, was die fehlenden Orden erklären würde. Auf jeden Fall kennzeichnet die Uniform das von Wilhelm Heinrich 1744 aufgestellte französische Regiment *Nassau-Saarbrück Cavalerie*. Die entsprechende zur schweren französischen Reiterei gehörende Paradeuniform bestand aus roten oder blauen Uniformröcken über Koller und Kürass.

Der Dienstgrad des *maréchal de camp*, der über dem Oberst stand und einem Brigadegeneral entsprach, war ein im 15. Jahrhundert geschaffener Dienstrang in der französischen Armee, der bis zur französischen Revolution existierte. Danach wurde er für kurze Zeit abgeschafft und schließlich durch Napoleon als *général de brigade* wieder eingeführt. Ursprünglich war die Aufgabe eines *maréchal de camp* die Bereitstellung und Herrichtung von Unterkünften für die kämpfende Truppe, die Organisation und Platzierung der verschiedenen Truppenkörper auf dem Feld sowie die Durchsetzung von Ordnung auf den Anmarschwegen und auf dem Schlachtfeld. Mit der Zeit verlor der „Marschall des (Schlacht-)Feldes“ diese Funktionen und übernahm als Kommandeur ein Truppenkontingent in der Schlacht.

Infanterie-Regiments Royal-Deutsche den Weg. Die Citadelle war alsbald in den Händen der Franzosen und der Churfürst von Bayern zog in die Stadt ein.“ Fieffé, Eugène, Fremdruppen, S. 421–422. Zur Eroberung Prags siehe auch Direction des k. und k. Kriegs-Archivs (Hrsg.), *Oesterreichischer Erbfolge-Krieg*, S. 40 f.

²²⁷ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 57–59.

²²⁸ Koch, Arwed Ulrich, „Kostümkundliche Studie“, S. 216.

²²⁹ Gemäß Antwort auf eine Nachfrage des Verfassers am 27. Juli 2017.

Auf dem einen Bild (Abb. 6) steht Wilhelm Heinrich, fast die gesamte Größe des Gemäldes einnehmend, auf einem Plateau; in der Rechten hält er einen Befehlsstab, während er die Linke entschieden in die Hüfte stemmt. Hinter dem Fürsten ist in einiger Entfernung Militär zu erkennen. Durch den niedrigen Horizont nimmt der Himmel den überwiegenden Teil der Bildfläche ein, wodurch die Gestalt des Fürsten, die bildprägend in den Bereich des Himmels ragt, im Gegensatz zur miniaturisierten Landschaft riesenhaft wirkt. Das ist umso bemerkenswerter, als der Fürst mit lediglich 1,62 Metern sehr klein war.²³⁰ Da der Fürst auf dem Bild fast zwei Meter misst, hat ihn der Künstler fast 40 Zentimeter größer als in Wirklichkeit dargestellt. Das ist ein taugliches Beispiel dafür, welche Überhöhung dem militärischen Ruhm im Absolutismus beigegeben wurde.

Der Bildhintergrund zeigt eine Hügelkette, vor der rechts im Mittelgrund drei Eskadronen (kleinste taktische Einheit der Kavallerie) in Linie Aufstellung gefunden haben.

Das Gemälde wurde im Katalog der Alten Sammlung des Saarländermuseums aus dem Jahr 1995 dem Maler Franz Lippoldt zugeschrieben. Die Literatur schweigt sich über Lippoldt leider weitestgehend aus, obwohl er exzellente und technisch sichere Porträts von Kaiser Karl VII. mit seiner Familie (1742) sowie von Kaiser Franz I. Stephan und Maria Theresia (1745) schuf. Dem Bildnis von Wilhelm Heinrich wohnt eine gewisse Steifheit inne, als stamme die Vorlage des Körpers von einer Art Gliederpuppe, und auch die Pose sowie der Gesichtsausdruck erscheinen eher ungelent als herrschaftlich-fürstlich. Daher ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine andere Zuschreibung denkbar als die an einen unbekanntem Meister, wie es auch bereits 1964 im Katalog der Neuerwerbungen vermerkt wurde.²³¹

Das zweite Offiziersbildnis des Fürsten (Abb. 7) zeigt ihn ebenfalls in der Uniform des Obristen. Diesmal steht er mit festem Blick nach rechts gewendet innerhalb einer Palastarchitektur, die von einem gerafften Vorhang hinterfangen ist, der den Blick in eine Landschaft freigibt. Die Rechte stützt der Fürst leicht auf der Bärenmütze ab; das rechte Bein ist vorgestreckt, sodass der Koller zur Seite fällt und das mit Strümpfen bekleidete Bein zeigt, ähnlich dem berühmten

²³⁰ Siehe hierzu Buhmann, Dieter, „Medizinische Untersuchungsergebnisse“, Abschn. 4. Wie klein der Fürst war, lässt sich gut bei der Darstellung erkennen, die den Fürsten im Feldlager zeigt; siehe Heinlein, Stefan, *Saarländermuseum*, S. 204.

²³¹ Bornschein, Rudolf, *Neuerwerbungen alter Kunst*, Kat.-Nr. 84.

Porträt Ludwigs XIV., das Hyacinthe Rigaud 1701 geschaffen hat und das sich heute im Louvre befindet.²³²

Der geraffte Vorhang ist ein altes, auf die Antike zurückgehendes Herrschaftszeichen, wie auch die auf den französischen König rekurrierende Präsentation des Beines. Hierzu gehört selbstverständlich auch der hermelingeschmückte Umhang, den Wilhelm Heinrich gerade über den Stuhl gelegt zu haben scheint und der im Porträt Ludwigs ebenso – natürlich weitaus imposanter – den Regenten hinterfängt. Die Haltung des Fürsten ist gewinnend und organisch in die Umgebung eingefügt. Haltung und Körperbewegung erinnern nicht wie beim oben beschriebenen Porträt an eine Gliederpuppe, der Körper ist keineswegs ungenau, sondern in seiner Haltung aufrecht und vornehm; der Dargestellte ist sich seiner militärischen und hohen fürstlichen Würde vollkommen bewusst. Hier findet sich die für Franz Lippoldt typische, elegant schwingend-fließende Stofflichkeit des Gewands und das sichere Einnehmen der Position. Die Physiognomie zeigt allerdings nicht die für Wilhelm Heinrich charakteristische knochige Nase, sondern ist weicher. Der Maler – eventuell wirklich Lippoldt – könnte den Fürsten nach einem ihm vorliegenden Bildnis gemalt haben und nicht vor Ort. Der Rahmen ist außergewöhnlich kunstvoll, auch im Vollrelief verziert und zeigt die nassauischen Löwen sowie das Wappen von Nassau-Saarbrücken. Das Gemälde ist im Besitz eines Nachfahren des Fürsten, des Herzogs von Decazes in der Nähe von Bordeaux.²³³

²³² Rigauds Porträt von Ludwig XIV. wird in Kapitel 8, Abschnitt „Ludwig XIV.“ näher beschrieben.

²³³ In dessen Besitz finden sich noch mehrere Gemälde aus der Saarbrücker Fürstenfamilie, beispielsweise Porträts von Fürst Ludwig, von Fürstin Wilhelmine, von Erbprinz Heinrich sowie von seiner Gattin, der Prinzessin von Montbarrey. Des Weiteren gibt es ein Gemälde, das mit der Signatur „pinxit Lippoldt“ und dem Entstehungsdatum 1737 versehen ist. Eine Inschrift weist darauf hin, dass das Bild dem Marquis de Soyecourt gehörte, dem Schwiegersohn von Wilhelm Heinrich. Und schließlich gibt es noch ein Bildnis von Wilhelmine Henriette, der Tochter des Fürsten, die mit jenem Marquis verheiratet gewesen war. (Siehe Schleiden, Karl August, „Nachfahren des Fürsten“, Abb.S.176.) Wilhelmine Henriette soll – im Gegensatz zu ihrer Schwester Caroline, einer von Holstein-Glückstadt aus erster Ehe und Herzogin von Braunschweig-Bevern aus zweiter Ehe – kränklich, verwachsen und eher hässlich gewesen sein, von ihren Eltern ungeliebt. Sie heiratete den Marquis de Soyecourt und nahm die genannten Gemälde mit in ihr neues französisches Domizil nach Paris. Nachfahren des Marquis wurden schließlich Herzöge von Decazes, in deren Besitz die Bilder noch heute sind (siehe hierzu Schleiden, Karl August, „Nachfahren des Fürsten“, S.176–179). Interessant ist, dass das Bild der Tochter Wilhelmine Henriette physiognomische Ähnlichkeiten mit dem Wiesbadener Bild ihres Vaters Wilhelm Heinrich hat. Bei Wilhelmine findet sich das gleiche etwas weich und breit gezeichnete Gesicht sowie der schmallippige, breite Mund.

Wilhelm Heinrichs Uniformen und die Datierung der Offiziersbildnisse

Kaum etwas ist so kompliziert, wie historische Uniformen einzuschätzen. Das Wort „Uniform“ bedeutet zwar „eine Form“, doch gibt es von dieser auch immer die vielfältigsten Variationen und Abarten, die sich oft in kürzester Zeit herausbildeten.

Im Folgenden soll der Uniformkundler Hans-Joachim Kühn zu Wort kommen, der dem Verfasser schriftlich Überlegungen zu den Offiziersuniformen, die Wilhelm Heinrich in den Darstellungen trägt, sowie zu den möglichen Datierungen der Gemälde zukommen ließ. Nach Hans-Joachim Kühn handelt es sich bei der besagten Uniform nicht um die eines *maréchal de camp*, sondern um die eines Obristen:

„Wilhelm Heinrich trägt auf dem großfigurigen Gemälde [Abb. 6] die Felduniform des Regiments Nassau-Saarbruck Cavalerie (1744–1762), dessen Oberst er 1744–1758 war. Der blaue Rock wurde nach deutscher Sitte mit paillefarbenen (beige) Ärmel- und Brustaufschlägen (Rabatten), Schoßumschlägen und Kragen im Sommer nicht getragen, stattdessen unter dem Kürass (mit Vorder- und Rückenteil) ein Kollett in gewechselten Farben, d. h. paille (hellbeige) mit blauen (heute auf dem Gemälde schwarz erscheinenden) Ärmelaufschlägen, blauer Weste und blauen Vorstößen am Brust- und Rückenteil des Panzers. Dieses Gemälde muss zwischen 1745 und 1748 entstanden sein, da außer dem Fürsten auch seine Regimente Nassau-Saarbruck Infanterie, aufgestellt am 1. November 1745, Nassau-Saarbruck Cavalerie (ab Oktober 1744) und die Freikompanie Nassau Hussards (aufgelöst nach dem Ende des Österreichischen Erbfolgekriegs 1748) dargestellt sind. Nach damals allgemein verbreiteter Ansicht war das Kavallerieregiment Nassau Saarbruck, in dessen Uniform sich Wilhelm Heinrich portraituren ließ, das am höchsten angesehene (die Kavallerie geht schließlich auf die Ritterschaft zurück). [...] Wenn man bedenkt, dass der Künstler daran wohl einige Zeit gemalt haben muss, dürfte das Bild nicht vor 1746 beendet worden sein. [...] Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken übernahm als Oberst am 19. Juli 1737 das Kavallerieregiment Royal Allemand, wurde am 1. Mai 1742 zum *brigadier* befördert, am 29. Juni 1744 zum *maréchal de camp* und am 1. Januar 1748 zum *lieutenant-général*. Er war zum besagten Zeitpunkt also bereits *maréchal de camp*, ließ sich auf dem besagten großfigurigen Gemälde aber als Regimentschef (*colonel-proprétaire*, Oberstinhaber) von Nassau-Saarbruck Cavalerie abbilden. Die französische Generalsuniform (ab dem Dienstgrad *maréchal de camp*, auch für den *lieutenant-général* und den *maréchal de France*) bestand hingegen aus roten Unterkleidern (Weste und

Hose) sowie einem blauen, mit goldenen Borten einfassten Rock. Diese Uniform trägt Wilhelm Heinrich beispielsweise auf dem Gemälde Inv.-Nr. 1517 (Saargegend, um 1765) [Abb. 8] auf dem mit der Inventarnummer NI 1186 und auf dem mit der Nummer 1521. Auf den beiden zuerst genannten sind die roten Unterkleider durch den Kürass verdeckt, der bei der Generalität nicht getragen wurde, sondern nur auf Portraits als Symbol der adligen Abstammung fungierte.²³⁴

In einer zweiten Mail schreibt Hans-Joachim Kühn:

„Einen Hinweis zur Datierung kann die Ordensschärpe geben. Auf dem Bild des Duc Decazes [Abb. 7] ist eine Schärpe mit dem daran hängenden Kreuz des polnischen Weißen-Adler-Ordens deutlich zu erkennen. Diesen Orden erhielt Wilhelm Heinrich im Jahre 1749. [...] Da Wilhelm Heinrich am 20. März 1758 die Obristenstelle des Kavallerieregiments seinem Neffen Adolph von Nassau-Usingen abtrat, müsste das Bild des Duc Decazes zwischen 1749 und 1758 entstanden sein. Erst 1759 stiftete König Ludwig XV., da der französische *ordre de St. Louis* katholischen Offizieren vorbehalten war, für protestantische Militärs in französischem Dienst den *ordre pour le mérite militaire* (mit blauem Band), wie Wilhelm Heinrich ihn (beispielsweise zur Marschallsuniform) auf dem Bild mit der Inv.-Nr. 1517 [Abb. 8] trägt; Wilhelm Heinrich war der erste, der mit dem Großkreuz dieses Ordens ausgezeichnet wurde. Da auf den beiden Obristenbildern der *pour le mérite* fehlt, müssen sie vor 1759 nach dem 1. Oktober 1744 (Aufstellung des Regiments Nassau-Saarbrück Cavalerie) entstanden sein. [...] Alles in allem muss das Bild mit der Inv.-Nr. 222 (um 1746) [Abb. 6] älter sein als das des Duc Decazes (ca. 1749–1758) [...].“²³⁵

Saarbrücker Regimenter in französischen Diensten

Die im Folgenden aufgeführten Truppenteile wurden von den nassauischen Grafen und Fürsten für Frankreich aufgestellt und vermutlich auf dem eigenen Territorium ausgehoben. Die Einberufungen erfolgten durch Aufrufe in Zeitungen, durch Gewährung von Vergünstigungen oder Steuernachlässen; auch wurden Verurteilte eingezogen, die einfache Delikte begangen hatten.

²³⁴ Hans-Joachim Kühn an Stefan Heinlein, E-Mail vom 26. Juni 2018 (Kursivierungen von Kühn).

²³⁵ Hans-Joachim Kühn an Stefan Heinlein, E-Mail vom 28. Juni 2018 (Kursivierungen von Kühn). Zu den Regimentern des Fürsten siehe auch Kühn, Hans-Joachim, „Das Kavallerieregiment“, S. 52 ff.

Andererseits war es den Nassau-Saarbrücker Untertanen bereits von Graf Johann Ludwig um 1530 verboten worden, in fremde Kriegsdienste zu treten. Das Verbot wurde 1591 und 1778 wiederholt.²³⁶

Im Folgenden werden die einzelnen für Frankreich rekrutierten Truppen genannt; die Auflistung orientiert sich insbesondere an Kurt Hoppstädter, dessen Werk *Unter dem nassauischen Löwen* diesbezüglich immer noch maßgeblich ist.²³⁷

Royal-Alsace: Das 1656 in Straßburg gegründete Regiment wurde von Graf Johann Ludwig von Nassau-Saarbrücken als Oberstleutnant übernommen. Es nahm im Französisch-Spanischen Krieg (1635–1659) und im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) teil, hier in Flandern, an der Mosel und in der Vorderpfalz.²³⁸

Royal-Allemand: 1671 aufgestellt, erhielt es 1688 den Namen *Royal-Allemand*. Von 1693 bis 1713 wurde es von Graf Ludwig Kraft von Nassau-Saarbrücken geführt. Eingesetzt wurde es im Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714). Im Österreichischen Erbfolgekrieg (1741–1748) kam die Einheit nach Böhmen, wo sie an der Eroberung Prags beteiligt war. In diesem Feldzug befehligte Wilhelm Heinrich eventuell selbst das Regiment. 1743 kämpfte es unter Marschall Adrien-Maurice de Noailles bei Dettingen am Main; die Schlacht endete für die französischen Truppen mit einer Katastrophe, da viele Soldaten im Main ertranken.²³⁹ Sieger waren die Briten, deren König George II. selbst bei der Schlacht anwesend war und später Georg Friedrich Händel beauftragte, zur Feier des Sieges das *Dettinger Te Deum* zu komponieren.

Friedrich II. von Preußen war anfänglich über den Sieg der Alliierten erschrocken, doch sah er bald, dass die Schlacht keine besondere Bedeutung für den Verlauf des Krieges hatte. In seiner Schrift *Geschichte meiner Zeit* schrieb Friedrich: „Die Franzosen scherzten über ihren Rückzug. Man nannte diese Schlacht den ‚Tag der verunglückten Stäbe‘, weil Harcourt und Grammont [sic] ihren Angriff nur in der Hoffnung unternommen hatten, zum Lohn ihrer Tapferkeit den Marschallstab zu erhalten. Der französischen Garde gab man den Spottnamen ‚Main-Enten‘. An Noailles Wohnung hängte man einen Degen mit der Inschrift auf: ‚Du sollst nicht töten‘ [...] Dem König von England trug die Schlacht bei Dettingen weiter nichts ein als Lebensmittel für seine Truppen.“²⁴⁰

²³⁶ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 24 sowie 59–70.

²³⁷ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 68–86.

²³⁸ Zum *Royal-Alsace* siehe Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 68–70.

²³⁹ Susane, Louis, *Cavalerie française*, Bd. 2, S. 104.

²⁴⁰ Spies, Hans-Bernd, „Friedrich der Große“, S. 171.

Royal-Nassau-Husaren: Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) stellte Wilhelm Heinrich das mit Dekret vom 1. April 1756 genehmigte Regiment leichter Kavallerie *Volontaires de Nassau-Saarbrück* auf. 1776 wurde das Regiment – mittlerweile befehligt von Fürst Ludwig – aufgelöst, was ein schwerer Schlag für Ludwig war, entfielen doch damit Einnahmen, Einfluss und Ansehen. Zudem hatte Ludwig Offiziersstellen versprochen, die er nun nicht mehr vergeben konnte. So setzte er alles in Bewegung, um das Regiment zurückzuhalten, und scheute auch nicht davor zurück, seinen noch sehr jungen Sohn Heinrich mit Maximilienne de Montbarrey zu verheiraten, der Tochter des französischen Kriegsministers. Erst 1780 erhielt Ludwig nach einem Erlass König Ludwigs XVI. ein neues Regiment, ein Kürassierregiment. 1788 wurde es wieder aufgelöst.²⁴¹

Kavallerieregiment Nassau-Saarbrück: Bereits 1690 hatte Ludwig Kraft, Graf von Nassau-Saarbrücken, ein französisches Reiterregiment mit dem Namen Nassau geführt, das aber nur kurze Zeit bestand. 1745 stellte Fürst Wilhelm Heinrich aufgrund eines Erlasses König Ludwigs XV. ein Kavallerieregiment mit dem Namen *Nassau-Saarbrück* auf. Später erhielt Fürst Karl von Nassau-Usingen, der Bruder Wilhelm Heinrichs, das Regiment als Oberst, das von da an *Nassau-Ousigne* hieß. 1762 wurde es aufgelöst.²⁴²

Nassau-Saarbrück Infanterie: Dieses Regiment war der Vorläufer des Infanterieregiments *Nassau-Saarbrück*, das im Auftrag des französischen Königs Ludwig XV. 1745 von Wilhelm Heinrich aufgestellt wurde. Ein Jahr später wurde er zum Inhaber des Regiments ernannt, wobei er versprach, es an seinen Sohn zu übergeben, sobald dieser das nötige Alter erlangt hatte. 1759 rückte das Regiment an der Spitze des französischen Heeres in Frankfurt ein – ein Ereignis, über das Goethe in *Dichtung und Wahrheit* geschrieben hat.²⁴³

²⁴¹ Zum Husarenregiment siehe Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 81–89.

²⁴² Zum Kavallerieregiment *Nassau-Saarbrück* siehe Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 86.

²⁴³ Zur *Nassau-Saarbrück Infanterie* siehe Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 90–95. Zum Einmarsch der Franzosen in Frankfurt siehe Goethe, Johann Wolfgang von, *Dichtung und Wahrheit*, 1. Teil, 3. Buch, S. 77–78.

Nassau-Saarbrücker Regimenter im Oberrheinischen Reichskreis

Obwohl Nassau-Saarbrücken Truppen für den französischen Armeedienst aus hob und etwa mit Fürst Wilhelm Heinrich auch Generäle zur Verfügung stellte, war das Fürstentum gleichzeitig verpflichtet, auch für das Reich und den Kaiser Truppen zu stellen – ein Umstand, der heute schwer zu verstehen ist. Die folgenden Erläuterungen versuchen zu zeigen, wie es dazu kam.

Die Gliederung des Heiligen Römischen Reiches in zehn Reichskreise geht auf das Jahr 1512 zurück. Die Kreise besaßen unter anderem die Aufgabe der Reichsverteidigung. Die Erfahrungen, die das Reich in den Verteidigungskriegen gegen Frankreich gemacht hatte, führten dazu, dass sich im Januar 1697 der schwäbische, der fränkische, der bayerische, der kurrheinische, der oberrheinische und der westfälische Kreis in Frankfurt zum „Frankfurter Assoziationsreceß“ zusammenschlossen. Dieser sollte in Kriegszeiten bis zu 60 000 Mann stark sein. Der Receß enthielt Bestimmungen über das Quartier-, Marsch- und Proviantwesen, über Besoldung, Magazinierung, Artillerie und Schusswaffen. Der Receß blieb jedoch in erster Linie ein Lippenbekenntnis, sodass 1702 das „Nördlinger Traktat“ – ohne den westfälischen Kreis – gegründet wurde.²⁴⁴

Der Markgraf von Baden, Ludwig Wilhelm, wurde mit der schier unlösbaren Aufgabe betraut, aus den Kontingenten von 200 Reichsständen eine schlagkräftige Truppe am Oberrhein zu bilden. Der Oberrheinische Reichskreis setzte sich 1726 aus folgenden Truppen zusammen:

- Fürstlich Hessen-Darmstädter Regiment mit 9 Kompanien
- Pfalz-Zweibrücken mit 2 Kompanien
- Graf von Wartenberg (kein Regiment, nur 7 Mann)
- Kurfürstlich pfälzische Eskadron
- Graf Schönbornsches Regiment zu Fuß mit 16 Kompanien
- Graf Nassauisches Regiment zu Fuß mit 17 Kompanien (dazu gehörte auch das Nassau-Saarbrücker Kontingent, das in Ottweiler stationiert war)

Zum oberrheinischen Kreis gehörten 42 verschiedene Länder, deren Kriegsstärke 1473 Reiter und 8 559 Infanteristen betragen sollte. Diese Zahlen standen jedoch nur auf dem Papier. Die Reichsverordnung interessierte wie alle Reichsgesetze auch die Reichsstände nur dann, wenn es zu ihrem Vorteil gereichte.

²⁴⁴ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 18–29.

Die Regimenter waren nicht besonders schlagkräftig. Als die oberrheinischen Regimenter 1757 im Siebenjährigen Krieg gegen Preußen zusammengezogen wurden, war das Kontingent nicht 8 559 Mann stark, sondern nur 3 700. Im Übrigen war der Unterhalt der Soldaten für die meisten Fürsten viel zu teuer. Das Geld sparten sie lieber für sich selbst. Schließlich mussten im Kriegsfall die Truppen erst umständlich nach längeren Verhandlungen zusammengeführt werden; sie waren daher oft erst nach Monaten einsatzbereit.²⁴⁵

Es ist davon auszugehen, dass die Kontingente in einem ziemlich „abenteuerlichen“, das heißt schlechten Zustand waren. Die Kreistruppen waren – abgesehen von den Bayern, Pfälzern oder Württembergern – unzureichend gepflegt, in bunter Vielfalt gekleidet, ungleich und nicht genug ausgebildet und bewaffnet, in schlechtem medizinischen Zustand sowie gebrechlich. In der Schlacht bei Roßbach 1757 wurde die Reichsarmee von den preußischen Truppen aufgegeben und vorgeführt; in der Folge verspottete man sie als „Reißbausarmee“.²⁴⁶

Grundsätzlich waren alle diensttauglichen Untertanen zum Wehrdienst verpflichtet. Laut einer Verordnung Wilhelm Heinrichs konnten sich Personen, die auf den Höfen unentbehrlich waren, vom Dienst befreien. Auch Heirat war eine beliebte Möglichkeit, den Wehrdienst zu umgehen. Nachdem der Fürst erkannt hatte, dass dies oft der einzige Grund einer Heirat war, gab er diesbezüglich besonders acht. 1732 hatte der Dienst noch vier Jahre gedauert; unter Wilhelm Heinrich wurde er auf sechs Jahre verlängert.²⁴⁷

²⁴⁵ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 28.

²⁴⁶ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 29; siehe hierzu auch Neuhaus, Helmut, „Militärische Exekutive“, S. 297–299.

²⁴⁷ Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 29.

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken



Abb. 1



Abb. 2

Abb. 1: Eberhard Kieser, Das Renaissanceschloss in Saarbrücken, nach 1622, Kupferstich, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 2: Unbekannt, Das Saarbrücker Schloss, Federzeichnung auf Karton aufgezogen, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken



Abb.3



Abb.4



Abb.5

Abb.3: Johann Friedrich Dryander, Der Saarbrücker Schlossbrand im Jahre 1793, 1795–1797, Öl auf Leinwand, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb.4: Unbekannt, Graf Ludwig Kraft von Nassau-Saarbrücken, Kupferstich, Museum Wiesbaden

Abb.5: Unbekannt, Graf Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken, Kupferstich, Museum Wiesbaden

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9

Abb. 6: Unbekannt, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Obrist des Regiments *Nassau-Saarbrück Cavalerie*, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 7: Franz Lippoldt – Umkreis, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Obrist des Regiments *Nassau-Saarbrück Cavalerie*, in der Pose Ludwigs XIV., Öl auf Leinwand, Duc Decazes, Château La Grave/Bordeaux

Abb. 8: Unbekannt, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Generalleutnant, um 1765, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 9: Unbekannt, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Generalleutnant, 1767/68, Öl auf Leinwand, Museum Wiesbaden

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken



Abb. 10

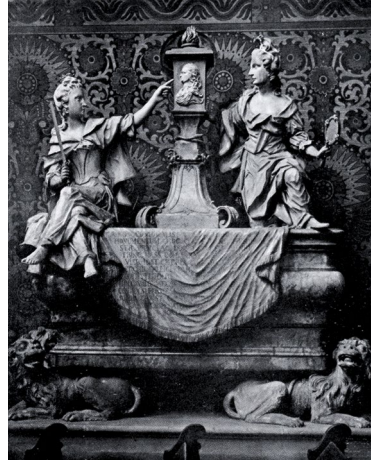


Abb. 11



Abb. 12

Abb. 10: Johann Philipp Mihm, Ludwigskirche, Saarbrücken, Nordeingang, Amortissement mit Medaillon Wilhelm Heinrichs von Nassau-Saarbrücken, Nachkriegsaufnahme

Abb. 11: Johann Philipp Mihm, Schlosskirche, Saarbrücken, Grabmal Wilhelm Heinrichs von Nassau-Saarbrücken, 1767, Vorkriegsaufnahme

Abb. 12: Unbekannt, Sophie Erdmute von Nassau-Saarbrücken, um 1765, Öl auf Leinwand, Museum Wiesbaden

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken



Abb. 13



Abb. 14

Abb. 13: Johann Ludwig Lucius, Ludwig von Nassau-Saarbrücken, nach 1769, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 14: Johann Friedrich Dryander, Ludwig von Nassau-Saarbrücken im Heerlager, 1790–1792, Öl auf Leinwand, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

V. Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17

Abb. 15: Anna Dorothea Therbusch, Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, Öl auf Leinwand, Gerd Steuer, Münzen- und Antiquitätenhandlung, Homburg/Saar

Abb. 16: Heinrich Karl Brand, Pfalzgraf Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, Öl auf Leinwand, Gerd Steuer, Münzen- und Antiquitätenhandlung, Homburg/Saar

Abb. 17: Unbekannt, Maria Leszczyńska, Königin von Frankreich und Tochter von Stanisław Leszczyński, dem ehemaligen König von Polen und Herzog von Lothringen, Öl auf Leinwand, Gerd Steuer, Münzen- und Antiquitätenhandlung, Homburg/Saar

VI. Die ideale Stadt

*Kennst Du eine Stadt, kennst Du sie alle...*²⁴⁸

Die Stadtlandschaft im Heiligen Römischen Reich

Deutschland war bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges 1618 ein begütert Land, in dem die Wissenschaften, die Künste sowie die philosophisch-gesellschaftliche Strömung des Humanismus auf fruchtbaren Boden fielen. Hier in Südwestdeutschland etwa, dem Saarbrücken zuzurechnen ist, entstanden im 17. Jahrhundert bedeutende Bauten wie das Lusthaus oder der Neue Bau in Stuttgart, das kurpfälzische Schloss zu Heidelberg und das Rathaus in Augsburg. Auch in den kleineren Residenzen blühten die Künste, wie man an den hohenlohischen Schlössern in Weikersheim, Langenburg und Waldenburg oder an der Karlsburg und Schloss Gottesau vor den Toren der früher eigenständigen Stadt Durlach (heute zu Karlsruhe gehörig) sehen kann. Hingewiesen sei auf die prächtigen Altstädte von Trier, Freiburg und Konstanz; doch auch geistliche Residenzen wie Speyer und Worms zeichneten sich durch außergewöhnliche Dome und reiche Innenstädte aus. Angesichts dieser üppigen Schönheit bezeichnete der Humanist Sebastian Münster das Alte Reich – selbstverständlich etwas zu überschwänglich – schlicht als Paradies.²⁴⁹

Allgemein gesprochen existierte in Deutschland eine Vielzahl unterschiedlicher Städte. Neben den erwähnten Residenzstädten und solchen, die im Reich bestimmte Funktionen erfüllten, gab es Hauptstädte größerer Territorien wie Berlin, München, Dresden und Kassel sowie geistliche Regierungsstädte, bei denen

²⁴⁸ Thomas Morus über die Städte Utopias, in: Morus, Thomas, *Utopia*, S. 59–60, zitiert nach Eaton, Ruth, *Die ideale Stadt*, S. 66.

²⁴⁹ Wie selbstverständlich werden in der *Schedel'schen Weltchronik* von 1493 eine Vielzahl deutscher Städte wie Bamberg oder auch Nürnberg ausgesprochen selbstbewusst neben Städten wie Rom, Konstantinopel oder Jerusalem vorgestellt. In diese Zeit fällt auch die *Brevis Germaniae Descriptio* des Johannes Cochlaeus aus dem Jahre 1512, in der sich das Heilige Römische Reich Deutscher Nation unzähliger und zum Teil schöner, stolzer Städte rühmte. Siehe Roeck, Bernd, „Stadtkunstwerke“, S. 15.

der Sitz der Residenz nicht mit dem des Domes übereinstimmen musste, wie etwa in Köln (Dom in Köln, Residenz in Bonn). Schließlich kam eine Reihe von Oberamtsstädten, Festungsstädten, Reichsstädten, Hansestädten oder solchen hinzu, die sich anderweitig städtebündnerisch zusammengeschlossen hatten. Es gab einige alte, seit der Antike bestehende Städte sowie die Mehrzahl aus dem 12. und 13. Jahrhundert; Altstädte, die sich vergrößert und im Barockzeitalter eine Stadterweiterung erfahren hatten, sowie die sogenannten Neustädte (Dresden, Hanau); Kolonisationsstädte wie im deutschen Osten und barocke Neuplanungen, die erfolgten, um Religionsflüchtlinge (in der Regel Protestanten) aufzunehmen oder eine durch Kriegshandlungen zerstörte Stadt neu zu gründen. Zum Reichtum der hiesigen Stadtlandschaften gehörte bis zu den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs schließlich das Nebeneinander mittelalterlicher, von der Renaissance geprägter und barocker Stadtkerne.

Hinsichtlich ihrer Größe konnten die Städte des Alten Reichs allerdings nicht mit den glänzenden Metropolen Italiens oder der Niederlande mithalten. Während Venedig zu Beginn des 16. Jahrhunderts 140 000 Einwohner besaß und Neapel 280 000, brachte es Köln, die größte deutsche Stadt, gerade einmal auf 30 000. Es ist anzunehmen, dass im deutschen Kulturraum 3 000 Städte weniger als 1 000 Einwohner besaßen. Um 1750 galt Wien mit 169 000 Einwohnern als größte Stadt des Heiligen Römischen Reiches, gefolgt von Berlin mit 113 000.²⁵⁰ Auch gab es innerhalb der Stadtentwicklungen starke Schwankungen: So besaß Hamburg um 1500 etwa 14 000 Einwohner, um 1800 waren es bereits 100 000. Hier lag eine fundamentale Veränderung vor, die die westeuropäischen Staaten förderte und den übrigen, etwa den bisher wohlhabenden italienischen Staaten, schadete. Nach der Entdeckung Amerikas verlief die „weltwirtschaftliche Hauptachse“ nicht mehr in „vertikaler“ Richtung vom Mittelmeerraum in den nordalpinen Raum, sondern „horizontal“ von Europa nach Amerika und umgekehrt. Städte, die auf diesen Routen lagen, erstarkten, während insbesondere die süddeutschen Städte mit ihren zahlreichen Reichsstädten ins Abseits gerieten. Nürnberg, nach Köln und Augsburg die größte Stadt Deutschlands, verlor zwischen 1500 und 1800 an die 10 000 Einwohner. Viele Städte konnten wegen der verheerenden Verluste an Menschenleben während des Dreißigjährigen Krieges und der zahlreichen Kabinettskriege ihr einstiges Bevölkerungsniveau erst wieder um 1850 erreichen.²⁵¹

²⁵⁰ Roeck, Bernd, „Stadtkunstwerke“, S. 15.

²⁵¹ Auf die größte europäische Städtegründungswelle im Mittelalter folgte eine zweite: Gab es im 15. Jahrhundert nur drei Neugründungen von Städten, im 16. Jahrhundert schon wieder 20, im

Innerhalb des Heiligen Römischen Reiches konnte sich keine Stadt zur „Ewigen Dominanz“ aufschwingen wie Paris in Frankreich oder London in England beziehungsweise Großbritannien. Der Grund hierfür war, dass es im Alten Reich keinen ständigen Sitz einer kaiserlichen Residenz gab. Freilich stellten die Habsburger jahrhundertlang den Kaiser, weswegen Wien schließlich auch zur größten und prächtigsten Stadt Deutschlands heranwuchs, doch war zeitweise auch Prag Sitz deutscher Kaiser. Bis ins Mittelalter lässt sich zudem eine „Reiseherrschaft“ feststellen, die in Deutschland einer Residenzgründung im Wege stand, dafür aber eine große Anzahl von Königspfalzen hervorbrachte.

Die Polyzentralität des Alten Reiches fand ihren aussagekräftigsten Ausdruck in der Differenziertheit der Städte: Es gab dorfähnliche Kleinstädte, glänzende Reichsstädte (die ihren Glanz jedoch nach dem Dreißigjährigen Krieg wegen der Schwächung des Kaisers verloren), geometrisch angelegte Residenzstädte und die verwinkelten Organismen mittelalterlicher Städte. Von Bedeutung und Gewicht war auch die Frage, ob es sich bei den Residenzstädten um den Hauptsitz geistlicher oder weltlicher Territorien handelte. Wenn protestantische Beobachter festzustellen glaubten, die Residenzstädte der Geistlichkeit sähen ärmlicher aus als die profanen, da Letztere nur um des eigenen Vorteils willen regierten und dabei das Gemeinwohl vergessen würden, war das sicher religiöse Propaganda. Da die geistlichen Regenten – vergleichbar mit dem Kaiser – von einer Ernennung und nicht von der dynastischen Zugehörigkeit abhingen, könnte es zwar durchaus möglich sein, dass es strukturelle Unterschiede zu den profanen Städten gab; mit Blick auf die ästhetische Wirkung dieser Residenzstädte der Geistlichkeit lässt sich jedoch keine Tendenz zur Verarmung feststellen, im Gegenteil: Fulda, Würzburg oder Bruchsal waren und sind zum Teil noch heute herausragende Beispiele höchster Prachtentfaltung, unabhängig von ihrer unterschiedlichen Größe.

Wegen der bereits erwähnten fehlenden dynastischen Kontinuität besaß das Heilige Römische Reich also nie eine Hauptstadt; man könnte aber feststellen, dass es ganz im Gegenteil sehr viele Hauptstädte hatte:

- Nürnberg war der Aufbewahrungsort der Reichskleinodien und theoretisch Ort des ersten Reichstags eines jeden Königs;
- Augsburg war der zentrale Finanzplatz und lange Ort von Reichstagen;

17. Jahrhundert sogar 69 und im 18. Jahrhundert immerhin noch 44, flaute dieser Höhenflug im 19. Jahrhundert mit zwei Neugründungen wieder ab. Siehe hierzu Reinhard, Wolfgang, *Staatsgewalt*, S. 88.

- Regensburg war seit 1663 Sitz des sogenannten „immerwährenden Reichstags“;
- Frankfurt war Wahl- und Krönungsstadt;
- Wien war Hauptresidenz der Habsburger und Sitz rudimentärer Reichsbehörden;
- Wetzlar war Sitz des Reichskammergerichts;
- Aachen war lange Zeit die Krönungsstätte deutscher Kaiser.

Hinzu kamen die zahlreichen Residenzstädte der einzelnen Länder des Alten Reiches. Aufgrund der territorialen Zersplitterung des Reiches existierten kleinste Residenzen in verschwindend kleinen Ländern, wie Bartenstein im fränkischen Hohenlohe, neben verhältnismäßig großen, wie Berlin und München in Preußen und Bayern oder Münster im gleichnamigen Bistum.

Unabhängig von der Größe einer Residenzstadt war deren religiöse Prägung sehr wichtig, ging es doch auch um die Darstellung der Frömmigkeit des Fürsten, für dessen Herrschaftslegitimation das Gottesgnadentum eine Rolle spielte. Wegen der in Deutschland üblichen dynastischen Teilungen nach Aussterben und Übernahmen von Haupt- oder Nebenlinien und dem damit verbundenen Hervortreten von Ländern beziehungsweise dem Absterben älterer Staaten gewannen und verloren manche Städte ihre Residenzfunktion in fröhlichem Wechsel. Wurde eine Stadt zur Residenz, hatte das zunächst für die Kommune und die Bürger negative Auswirkungen, wenn die Stadt für die Baukosten städtisches Land verkaufen musste und Bürger oder Bauern zu Abgaben für oder zu Arbeiten am Schloss gezwungen wurden. Mit der Zeit machte sich der Wandel in der Wirtschaft und in der Sozialstruktur für die neuen Residenzen dann natürlich auch positiv bemerkbar.

Relevant für die europäischen Städte und ihren Wohlstand waren zudem die Herausbildung der frühneuzeitlichen absolutistischen, nach Ordnung strebenden Staaten, der Ausbau bürokratischer und rechtlicher Systeme, die Einrichtung stehender Heere, deren Soldaten Wohnungen brauchten, sowie die Konzentration staatlicher Befugnisse in der Hand der Fürsten mit ihren Höfen als sichtbaren Machtzentren, wo sich soziale und kulturelle Attraktivität entfalten konnte. Die fürstliche Residenz wurde zum Kristallisationspunkt spezifischer urbaner Formen, die verschiedenste Menschen an sich zogen: So stieg die Anzahl von Beamten und Offizieren, von Künstlern, Handwerkern, Richtern, Rechtsanwälten, Gelehrten und vielen anderen Gruppierungen, die die Gesamtbevölkerungszahl erhöhten. Innerhalb Deutschlands waren es die

Residenzstädte, die als „Gewinner“ der demographischen Entwicklung betrachtet werden mussten, und nicht die Handelsstädte, wobei es da natürlich Ausnahmen wie etwa Hamburg gab. Anhand der Stadtpläne kann der jeweilige Grundriss der Gesellschaft abgelesen werden: So wird das Schloss der Fürsten zum dominierenden Faktor der sich hierauf ausrichtenden Residenzstadt, in der Reichsstadt findet sich als Mittelpunkt das Rathaus, und in der Plutokratie einer Handelsstadt zeigen verschiedene Viertel wie Handwerker- oder Armenviertel die sozialen und ökonomischen Zusammenhänge auf.

Wenn auch die Städte des Heiligen Römischen Reiches im Gegensatz zu denen des 20. und 21. Jahrhunderts mehr oder weniger kontrolliert wuchsen, ist doch festzustellen, dass immer mehr Einwohner auf immer weniger Fläche untergebracht werden mussten. Auf den Grünflächen wurden große Palais gebaut, also relativ wenige Gebäude, wohingegen Häuser in der Innenstadt mit mehreren Stockwerken aufgestockt wurden. Mit den Jahren „wohnte man schlechter“, kann kurz und knapp festgehalten werden.²⁵²

Die Stadtschlösser selbst waren in der Renaissance in sich geschlossen und mit ihren Innenhöfen weitestgehend symmetrisch zentriert (Dresden, Stuttgart). Im Barock wurden Anlagen mit beträchtlicher Querstreckung fast ohne Innenhöfe geschaffen, die nur im Hinblick auf eine zentrale Achse symmetrisch waren. Das Zentrum war häufig durch einen dominierenden Mittelrisalit mit vorgelagertem offenen Ehrenhof noch stärker betont. Man baute für die Ansicht, wozu die axiale Einordnung des Baus und seines Parks in die Umwelt gehörte. Versailles war das große Vorbild.

In Frankreich verharnte der Monarch im Zentrum und ließ Besucher zu sich kommen. Anders in Deutschland, wo Treppenhäuser besondere Bedeutung erhielten, eigneten sie sich doch hervorragend für die Darstellung von Machtritualen: Wie ein Revuestar wirkte ein Fürst, wenn er gekonnt die Treppe herabschritt. Für Schloss Weißenstein bei Pommersfelden soll der Bamberger Fürstbischof selbst das eindrucksvolle Treppenhaus entworfen haben, da er am besten zu wissen schien, wie er sich in Szene setzen konnte.²⁵³

Der grundlegende Wandel vom mittelalterlich geprägten Städtebau zur frühneuzeitlichen Stadtplanung vollzog sich in Mitteleuropa um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. In Deutschland lässt sich diese Entwicklung an der Anlage der beiden Erzgebirgsstädte Annaberg und Marienberg exemplarisch

²⁵² Roeck, Bernd, „Stadtkunstwerke“, S. 18.

²⁵³ Reinhard, Wolfgang, *Staatsgewalt*, S. 87–88.

darstellen, denn das Einzigartige dieser beiden Städte ist, dass sie vom selben Architekten entworfen wurden, von Ulrich Rülein, aber in zwei völlig unterschiedlichen strukturellen Richtungen. Annaberg, gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden, war die letzte nach mittelalterlicher Städtebautradition angelegte Stadt. Ein Vierteljahrhundert später brach Rülein bei der Gründung von Marienberg mit dieser Tradition. Neue Voraussetzungen verlangten einen entschiedenen Wechsel in der Durchführung des Stadtneubaus: Pestepidemien, der dadurch verursachte Bevölkerungsverlust, die darauffolgende Destabilisierung der städtischen wie nachbarschaftlichen Netzwerke sowie die Veränderungen innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft durch die Reformation bewirkten, dass Rülein – angeregt durch die Lehren des römischen Architekten und Architekturtheoretikers Vitruv – neue Wege in der Stadtplanung suchte. Bei Marienberg waren es hygienische und ordnungssystematische Gesichtspunkte, die die Aufteilung wie auch die Ausrichtung des Grundrisses bestimmten. Die einzelnen Straßenzüge und Stadtviertel wurden nicht individuell ausgeformt, sondern der gesamte Stadtgrundriss wurde so ausgerichtet, dass einerseits starke Luftzüge vermieden wurden, andererseits aber durch die geraden Straßenverläufe eine gute Lufthygiene gewährleistet war. Die Aufteilung der Baublöcke und die Anlage des Straßenrasters ist schachbrettartig gestaltet.²⁵⁴

Während mit Marienberg in Sachsen eine Planungsstadt entstand, der pragmatische Überlegungen zugrunde lagen (und sicher auch finanzielle, da eine einheitlich organisierte Stadtform preisgünstiger ist als ein von Gebäude zu Gebäude, von Straße zu Straße individuell geplantes Gemeinwesen), wurden in Westdeutschland und insbesondere im Südwesten in erster Linie Idealstädte errichtet, die sich durch eine gewisse symbolische Überhöhung auszeichneten. Viele dieser Stadtneugründungen basierten auf der Vorstellung von einer Idealstadt, wie etwa Freudenstadt, Mannheim, Karlsruhe, Rastatt, Bruchsal, Erlangen, Arolsen oder Ludwigsburg.

Neben pragmatischen Gründen gab es in vielen Fällen auch soziale und/oder wirtschaftliche Überlegungen für Stadtgründungen. Dadurch war es möglich, die Stadtgründungen mit neuartigen Vorstellungen sozialen Zusammenlebens zu verbinden.²⁵⁵ Idealstädte gehen daher gerne mit einer Staats- oder Sozial-

²⁵⁴ Die Wende zum frühneuzeitlichen Städtebau fand allerdings nicht ohne Verunsicherungen statt, was an der Tatsache zu erkennen ist, dass das der Planung zugrunde liegende streng geometrische Raster in der Umsetzung durch gekrümmte Straßenzüge „abgemildert“ wurde. Ob das von Beginn an so geplant war oder ob Kritik an der Planung zu diesen Änderungen führte, da die noch ungewohnte Geradlinigkeit der Straßen nicht als „schön“ angesehen wurde, bleibt offen. Zu Annaberg und Marienberg siehe Leisse, Gisela, *Geometrie und Stadtgestalt*, S. 95–119.

²⁵⁵ Kruff, Hanno-Walter, „Utopie und Idealstadt“, S. 31.

utopie einher, die von einem Einzelnen oder einer Gemeinschaft entwickelt wurde. Ihren „idealen“ Charakter erhalten sie, indem ästhetische Reflexion, urbanistische Umsetzung und eine Idee zusammentreffen, die staatspolitischer, sozialutopischer oder religiöser Art sein kann.²⁵⁶ Idealstädte werden von denen gegründet, die die Macht und das Geld haben. Sie werden von oben verordnet, auch wenn sie das Glück der Gesamtheit zum Ziel haben.

Staatstheorien von der Antike bis zum Mittelalter

Die Utopie

Die Begriffe „Idealstadt“ und „Utopie“ sind zwar verwandt, aber nicht identisch. Eine umfassende theoretische Diskussion der beiden Begriffe ist im gegebenen Rahmen nicht möglich; verkürzt gesagt kann man eine Idealstadt als ein sich widersprechendes Experiment verstehen, das eine Utopie zu realisieren versucht.²⁵⁷ Der Widerspruch besteht darin, dass die Utopie den Bereich des Utopischen natürlich in dem Moment verlässt, in dem man versucht, sie zu verwirklichen. Eine „gebaute Utopie“ existiert real und ist somit keine Utopie (von griechisch *ou topos* = „ohne Ort“, „Nicht-Ort“) mehr, sondern eine Idealstadt. Die Utopie bleibt also nur so lange Utopie, wie sie „im Gedachten verharrt“.

Die Utopie grenzt sich von der Idealstadt ab, indem sie einen sozialrevolutionären Charakter besitzt, während Idealstädte eher eine Verbesserung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse anstreben, da die politische Rolle der Begründer nicht in Frage gestellt wird.²⁵⁸ Die Utopie berührt die Bereiche der Philosophie, Staatstheorie und Politik, die Idealstadt dagegen ist Gegenstand der Kultur- und Kunstgeschichte, sie ist real, während die Utopie bleibt, was sie ist: ein Nicht-Ort. Utopie ist als Gegenbild zur Wirklichkeit zu begreifen

²⁵⁶ Kruft, Hanno-Walter, „Utopie und Idealstadt“, S. 32.

²⁵⁷ Verschiedene Definitionen von Idealstädten stellen ihre Regelmäßigkeit heraus. Laut Georg Münter ist die Idealstadt „eine vorgestellte Stadt, die in idealer Weise und gleichsam mathematisch exakter, gesetzmäßiger Form die materiellen und ideellen Wünsche erfüllen soll, die eine bestimmte Zeit mit der Anlage einer Stadt verbindet.“ Danach wären alle Städte mit gleichförmigem und regelmäßigem Grundriss Idealstädte. Das ist jedoch zu formalistisch gedacht, da Idealstädte mehr sind, nämlich Ausdruck „utopischen Gestaltungswillens“. Eine derartig formalistische Definition würde bedeuten, dass die Geschichte der Idealstadt lediglich eine Geschichte der Urbanistik wäre. Siehe Münter, Georg, *Idealstädte*, S. 7.

²⁵⁸ Kruft, Hanno-Walter, „Utopie und Idealstadt“, S. 34.

und kann, wenn überhaupt, nur als erhoffte Möglichkeit gedacht werden. Immer wieder gab es Versuche, politische und soziale Utopien in die Wirklichkeit zu überführen. All diese Versuche sind jedoch gescheitert oder haben sich durch Folgeerscheinungen selbst desavouiert; sie wurden zu schwarzen Utopien (Aldous Huxley, *Brave New World*). Utopien sind Wünsche, Träume, geistige Experimente, die gemäß ihrem Charakter, ihrer Irrealität, nichts kosten: kein Geld und keine Menschenleben.

Die beiden bekanntesten Utopien stammen von dem englischen Humanisten und Staatsmann Thomas Morus und dem italienischen Dominikaner, Philosophen, Dichter und Politiker Tommaso Campanella.

Morus' Utopie trägt den Titel *Utopia*²⁵⁹ und beschreibt in Form eines Reiseberichts die religiösen, sozialen und politischen Gebräuche einer fiktiven Inselgesellschaft. Das Werk gilt als protokommunistisch: Auffallend ist die Abschaffung des Privateigentums sowie die planmäßige Uniformierung des Menschen. Dennoch weist *Utopia* gerade die Herrschaftsstrukturen auf, die dem Prinzip der Gleichheit zuwiderlaufen. Die kleinste Größe ist nicht das Individuum, sondern die Familie. Die Menschen besitzen kein privates Eigentum und leben in Gruppen zusammen. Sie essen in Verbänden, unter väterlicher, das heißt patriarchalischer Aufsicht. Die Familienstruktur, die sich bis in die Regierungsspitze durchzieht, ist das grundsätzlich vertikale Prinzip der Stadt.

Die Hauptstadt namens Amaurotum ist quadratisch angelegt. (Alle anderen Städte, 54 an der Zahl, gleichen ihr.) Es gibt eine hohe und breite Mauer mit zahlreichen Türmen und Vorwerken. Die Stadt ist in vier Viertel geteilt, wobei jedes Viertel einen Marktplatz besitzt (wie in der venezianischen Festungsstadt Palmanova). Die Häuser sind in Blöcken angeordnet, die dazwischen verlaufenden Straßen sind günstig für den Verkehr wie auch gegen die Winde geschützt. Die Häuser sind dreigeschossig und besitzen ein Flachdach. Die Fenster sind mit Glas verschlossen, die Türen sind Pendeltüren – schließlich gibt es ja keinen Privatbesitz. Da alle Bürger zu Landwirten ausgebildet werden, sind selbst die Bauernhöfe von Bürgern bewohnt, die turnusgemäß von der Stadt aufs Land und wieder zurück wechseln. In der Stadt wohnen die Handwerker, Priester und Wissenschaftler. In der Hauptstadt versammeln sich die Regierenden. Nur der Staatspräsident wird auf Lebenszeit gewählt, alle anderen Ämter müssen jährlich neu besetzt werden. Die Wissenschaften werden allen Bürgern vermittelt. Arbeit ist – entgegen der antiken Vorstellung – keine Schande. Es gibt keinen Müßiggang, da die durch Rationalität bedingten kurzen Arbeits-

²⁵⁹ Morus, Thomas, *Libellus vere aureus, nec minus salutaris quam festivus, de optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia*, erstveröffentlicht 1516 in Löwen.

zeiten keine freie Arbeit schaffen, sondern freie Zeit, die von oben rational geregelt wird.

Die zweite bahnbrechende Utopie war Campanellas *Civitas Solis*²⁶⁰, ein Reisebericht über Alltag, Politik und Lebensweise der „Solarier“, der sich ganz an Platons *Politeia* ausrichtet. Im Gegensatz zu Morus gibt es in Campanellas „Sonnenstaat“ keine Familien mehr; die Gleichmacherei geht so weit, dass durch Züchtung körperliche Unterschiede ausgemerzt werden. Die Stadt ist im Unterschied zu Morus nicht horizontal, sondern vertikal geschichtet auf mehreren Ebenen gebaut. Campanella geht davon aus, dass die eigene Zeit verdorben ist, sich also dem Nichts zugewendet hat und folglich, mit Platon gesprochen, in der Höhle lebt. Der Sonnenstaat soll den Weg zum Sein symbolisieren, der Aufstieg vom Stadttor zum Tempel als Aufmarsch zur Sonne interpretiert werden. Alles Sein ist durch Zahlen verklammert; dabei wird neben der Drei die Sieben wichtig. Vieles bei Campanella weist bereits auf die barocken Residenzen voraus.

Der Sonnenstaat ist rund (Campanella orientiert sich hier am italienischen Ideal der runden Stadt) und wie die Stadt Babylon von sieben Mauergürteln umgeben.²⁶¹

Das Himmlische Jerusalem als Möglichkeit einer Utopie

Das Thema der Utopie ist insbesondere in der Renaissance, der Zeit großer Umwälzungen vom religiös orientierten zum profanen Menschenbild, ausgesprochen beliebt. Vorher gab es kaum menschengemachte Utopien; da diese keine Gottesfurcht erkennen lassen, war die Möglichkeit einer Utopie für das Mittelalter schwierig zu begründen, da die Gerechtigkeit Gottes in der Weltenordnung eingebunden war; die Vorstellung einer Utopie hätte damit an Gotteslästerung gegrenzt. Mittelalterliche Wünsche nach Überhöhung der unvollkommenen Wirklichkeit äußerten sich in eher eschatologischen Vorstellungen, wie beim Himmlischen Jerusalem in der Offenbarung des Johannes. Eine bessere als die existierende Ordnung der Welt konnte es nicht geben; denn Gott selbst hatte sie ja aus dem Chaos geschaffen – wie hätte sie dann schlecht sein können? (Wie sich Nipperdey fragt.²⁶²) Höchstens war sie mittlerweile durch den Menschen verdorben. Das mittelalterliche Programm lautete daher nicht Neubau, sondern Wiederherstellung des richtigen Zustands, also Reform. Revolutionäre Neue-

²⁶⁰ *La Città del Sole* (so der italienische Titel) wurde 1602 verfasst und 1623 publiziert.

²⁶¹ Zu Morus und Campanella siehe Holl, Jann, „Planstadtentwürfe“, S. 9–30.

²⁶² Nipperdey, Thomas, „Utopie“, S. 125.

rungen wurden höchstens vom eschatologischen Eingreifen Gottes erwartet und nicht, wie es die Chiliasten taten, von den Menschen. Dennoch gab es verwandte Entwürfe: So waren die protokommunistische Einstellung der Bettelmönche, ohne Eigentum zu leben, wie auch die monastische Güterteilung nicht sehr weit von utopischen Gedanken entfernt.²⁶³ Der berühmte Idealplan des Klosters von St. Gallen entspricht genauso einem religiösen Idealplan²⁶⁴ wie die gotischen Kirchen als solche, die mit ihren kostbaren, bunten Glasfenstern und der majestätischen Höhe ihrer Kirchenschiffe für das Himmlische Jerusalem stehen.²⁶⁵

Am Ende seiner Visionen erkennt der Apokalyptiker Johannes – nach dem Untergang von Babylon, dem Tausendjährigen Reich, dem letzten Kampf gegen den Satan und dem Weltgericht – die neue Welt Gottes: „Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann“ (Offb 21,2). Durch Johannes wird deutlich, dass diese Stadt die neue Schöpfung Gottes veranschaulicht, in der Not und Leiden der jetzigen Existenz durch die Nähe Gottes endgültig besiegt sein werden. Durch ihre Tore werden die Wohlstand versprechenden Güter transportiert.

Das Neue Jerusalem hat einen quadratischen Grundriss; Länge, Breite und Höhe der Stadt sind gleich (Offb 21,16.17), sodass sie gerne mit dem Symbol des Würfels oder Kubus in Verbindung gebracht wird. Ihre hohen Mauern, in denen sich zwölf Tore mit Engeln und den Namen der zwölf Stämme Israels befinden, bestehen aus Edelsteinen (Offb 21,12.13 sowie 21,19.21). (Einige zahlenallegorische Deutungen werden unten im Kapitel „Die Zahlenallegorese“ im Abschnitt über die Zahl Zwölf vorgestellt.) Innerhalb der Stadt sind die Gebäude in quadratische *insulae* geordnet. Typisch ist das durch identische Modellhäuser hervorgerufene uniforme Erscheinungsbild der Stadt.²⁶⁶

Bezeichnenderweise hat das Neue Jerusalem keinen Tempel, „denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, er und das Lamm [= Christus]“ (Offb 21,22). Diese Gegenwart Gottes und Christi erleuchtet die gesamte Stadt, sodass es nur noch Tag sein wird. Wenn die Stadttore aus diesem Grunde nicht mehr verschlossen werden müssen, so deutet dies auf einen Zustand des Friedens und der Sicherheit hin. Das Unreine wird in der Gottesstadt keinen Platz haben. Ein „Strom lebendigen Wassers [...], der ausgeht von dem Thron Gottes und des

²⁶³ Siehe hierzu Reinhard, Wolfgang, „Humanismus“, S. 264–265.

²⁶⁴ Reinhard, Wolfgang, „Humanismus“, S. 265.

²⁶⁵ Magnago Lampugnani, Vittorio, „Architektur der Stadt“, S. 9–10.

²⁶⁶ Sim, Unyong, *Himmlische Jerusalem*, S. 65.

Lammes“, sowie die „Bäume des Lebens“, die „zwölfmal Früchte“ tragen und deren Blätter „zur Heilung der Völker“ dienen (Offb 22,1.2), verweisen zudem auf die Entsprechung zwischen Gottesstadt und Paradies.

Der Text enthält zahlreiche intertextuelle Anspielungen auf die alttestamentliche Paradiesdarstellung (Gen 2f.) sowie auf die Schilderung des Neuen Tempels bei Hesekiel (Hes 40–48). Die besondere Bedeutung, die das Mittelalter dem Himmlischen Jerusalem beimaß, zeigt sich in der Überlegung des Heiligen Augustinus, der das abstrakte Reich Gottes zum Ersatz für das konkrete, untergegangene *Imperium Romanum* erklärte, wodurch Jerusalem als Symbol für Ordnung und Erlösung an die Stelle der *Urbs Roma* rückte.

In Kapitel IX wird auf das Himmlische Jerusalem in seiner von Wilhelm Heinrich in Gestalt der Ludwigskirche realisierten irdischen Form näher eingegangen.

Ausgewählte philosophische Theorien zum idealen Staat

Staatstheorien mit utopischen Zügen gab es seit der Antike. Sie waren durchaus dazu gedacht, auch realisiert zu werden. Schon Platon spricht in der *Politeia* und den *Nomoi* von Stadtgründungen. In den *Nomoi* erwähnt er, dass bei der Gründung einer Stadt das Aussehen der Häuser vorher überlegt werden sollte; angenehm seien insbesondere Häuser, die ebenmäßig aussehen. Es bleibt allerdings unklar, ob Städte bei Platon als formaler Ausdruck eines politischen Systems oder eines neuen Staatsentwurfs zu verstehen sind.

In der Renaissance wurden Utopie und Idealstaat gleichermaßen beschworen und im Barock weitergeführt. Der französische Philosoph Jean Bodin forderte in seiner Schrift *Les six livres de la république* 1576 unter dem Eindruck der nicht endenden Morde und Kämpfe zwischen der katholischen und der hugenottischen Adelpartei einen Staat mit einer starken, zentralen Gewalt, die für Ordnung sorgen würde. Heinrich IV. und sein Nachfolger Ludwig XIII. versuchten diese Idee des höfischen Absolutismus (alle Gewalt dem König) umzusetzen. Im 17. Jahrhundert stieg Frankreich durch geschickte Diplomatie und mehrere Kriege gegen Spanien und deutsche Fürsten zur Großmacht auf und konnte seine Grenzen ausdehnen. Im Inneren entmachtete Kardinal Richelieu als leitender Minister den Hochadel, bestimmte eine zentrale Verwaltung durch königliche Beamte und hob die Rechte der Hugenotten wieder auf. Diese Bemühungen, nach den inneren Konflikten in Frankreich Ordnung im Staat zu etablieren, wurden dann von Ludwig XIV. auf allen Ebenen ausgebaut, wodurch

er den Absolutismus zur Frieden und Gerechtigkeit bringenden, alles regulierenden Grundlage des Staates machte.

Beeindruckt von Frankreich, verfeinerte der englische Philosoph Thomas Hobbes in seinem Werk *Leviathan* (1651) die Theorie von Bodin: Weil die Menschen von Natur aus, also aus ihrem Urzustand heraus, zum Krieg aller gegen alle neigen, ist die Konsequenz ein Leben im Chaos. Daher sind die Menschen quasi aus reinem Selbsterhaltungstrieb zu einem Vertrag gezwungen, in dem sie ihre natürlichen Rechte unwiderruflich an den Staat abtreten, der die absolute Herrschaft über alle Untertanen ausübt, am vollkommensten in einer Person verkörpert, dem König.²⁶⁷

Der englische Philosoph John Locke erklärte in seiner Schrift *Two Treatises of Government* (1689), dass jeder Mensch ein Recht auf Gleichheit, gleiche Behandlung ungeachtet seiner Herkunft, auf Freiheit sowie die Unverletzlichkeit seiner Person und seines Eigentums habe. Diese Elemente bestimmten erstmals auch den Urzustand des Menschen. Zudem sollten im Staat nicht die gleichen Personen Gesetze machen (Legislative) und umsetzen (die staatliche Verwaltung führen, Exekutive). Das Volk sollte die Regierungsform selbst bestimmen können. Damit legte Locke die Grundlagen für die moderne Demokratie. Seine Ideen bestimmten wesentlich die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika von 1776, den französischen Verfassungsentwurf von 1791 und damit indirekt auch die Schweizerische Bundesverfassung von 1848.

Locke machte sich auch Gedanken über das Verhältnis zwischen der individuellen Freiheit des einzelnen Menschen und der Gleichheit aller Menschen in einem Land. Er erkannte sehr wohl, dass zu große Ungleichheit entsteht, wenn jeder ohne Rücksicht auf die anderen machen darf, was er will – denn dann werden die Starken zu mächtig und übervorteilen die Schwächeren.

Der französische Politiker und Staatstheoretiker Montesquieu gilt als Vorläufer fast aller Sozialwissenschaften. In seinen 1721 anonym veröffentlichten *Lettres persanes* kritisierte er scharf die Zustände in Frankreich. Er entwickelte John Lockes Idee der Gewaltenteilung im Staat weiter, ein Prinzip, das in allen modernen Staatsverfassungen entscheidend ist: Legislative (Parlament = gesetzgebende, gewählte Vertretung des Volkes), Exekutive (ausführende Regierung) und Judikative (richterliche Gewalt) sollten sich gegenseitig kontrollieren, damit nicht einzelne Personen oder Gruppen zu mächtig werden und sich selbst Vorteile verschaffen, statt dem Gemeinwohl zu dienen.

²⁶⁷ Reinhard, Wolfgang, „Humanismus“, S. 316–322.

Der französische Dichter und Philosoph Voltaire machte in seinen Satiren den König, seine Regierungsmitglieder und wichtige Kirchenleute durch Übertreibung lächerlich und versuchte so, den Menschen die Fehler und Schwächen der angeblich von Gott eingesetzten und somit „unfehlbaren“ Herrscher aufzuzeigen. In seinem 1759 anonym erschienenen Roman *Candide ou l'optimisme* versucht Voltaire die Behauptung des deutschen Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz zu widerlegen, die Menschen zur Zeit Voltaires würden in der besten aller möglichen Welten leben.

Leibniz gehörte zu den bedeutendsten, einflussreichsten und universellsten Denkern des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts. Auch wenn er kein explizites Politikkonzept vorgelegt hat, hat er sich doch als einer der wichtigsten politischen Denker des 17. Jahrhunderts hervorgetan. Sein Wirken fiel in eine Zeit, in der das Welterkennen in eine natur- und eine humanwissenschaftliche Perspektive auseinanderzufallen drohte. Leibniz versuchte als Mathematiker (Integralrechnung), Informatiker (Rechenmaschine, Weiterentwicklung des auf 0 und 1 basierenden dualen Zahlensystems) wie auch als Philosoph und Theologe (unter anderem mit seinen *Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand*) beide Zweige weiterhin im Blick zu behalten. Aus diesem universellen Hintergrund heraus forderte er eine zweckmäßige Ordnung des Staates. Leibniz gliederte die ihm offensichtliche „Ordnung der Dinge“ in seine Philosophie der Metaphysik und der göttlichen Perfektion ein, in die er sodann auch die klassischen Eckpunkte der politischen Philosophie, die *pax christiana* und die Gerechtigkeit einbrachte.²⁶⁸

Jean-Jacques Rousseau, der aus Genf gebürtige französischsprachige Schriftsteller, Philosoph und Pädagoge, forderte in seiner politischen Philosophie gleiche Rechte für alle Bürger unter einer demokratisch ausgeübten Kontrolle. Rousseau ging davon aus, dass die Menschen von Natur aus frei und gleich und fähig seien, über sich selbst zu bestimmen. Das war im Wesentlichen genau das Gegenteil der Staatstheorie von Thomas Hobbes. Rousseau forderte statt der Abtretung aller Rechte an den absoluten Staat einen in Freiheit ausgehandelten *contrat social* (Gesellschaftsvertrag). Rousseaus Weltbild stand auch in einem scharfen Gegensatz zur Fortschritts- und Wissenschaftsgläubigkeit vieler seiner Zeitgenossen. Sein Ruf „zurück zur Natur“ ist vor diesem Hintergrund zu verstehen. Rousseaus Erziehungstheorie, 1762 veröffentlicht, beeinflusste berühmte Erzieher (unter anderem den Schweizer Heinrich Pestalozzi) nachhaltig.

²⁶⁸ Zu Leibniz siehe Nitschke, Peter, „Ordnung der Dinge“, S. 14–16.

Die Idealstadt als Ausdruck politisch-sozialer und kunsttheoretischer Überlegungen

Die reine Form

Jene staatstheoretischen Überlegungen wurden durch den kunsttheoretischen Diskurs umfänglich flankiert. Der Wunsch des Menschen nach politischer Ordnung förderte die Ordnungsfaktoren Maß, Proportion und Harmonie. Letztere verbindet den Mensch mit dem Kosmos und stellt die Basis der pythagoreischen Weltanschauung dar. Für Pythagoras drückt sich Harmonie vor allem in der Beziehung der Dinge zueinander aus und ist durch mathematische Gesetzmäßigkeiten fassbar.²⁶⁹ Dabei sucht der Mensch bewusst-unbewusst das Schöne und Gute in der von ihm geschaffenen Welt mit Hilfe von Symmetrie und Geometrie.

Auch Platon erkannte die Schönheit der reinen geometrischen Formen wie Linie oder Kreis. In dieser Schönheit sah er Strukturelemente der Wirklichkeit, deren höchste Stufe die Urgestalten und die Ideen sind. Die Kunst, die sich der Maße und der Zahlen bedient, vermag ein „richtiges“ Kunstwerk zu schaffen, das in allen seinen Teilen nach einer inneren Ordnung gefügt ist.²⁷⁰

Der Vorzug der einfachen, reinen Form zeigt im Umkehrschluss, wie eng ästhetische Ablehnung auch mit moralischen Bedenken einhergeht. Das wurde erstmals in den antiken Rhetorikschulen formuliert und diskutiert. Sokrates ermahnte seine Schüler immer wieder, gegen die verführerischen Reize eleganter Redekunst vorzugehen, da er zu wissen meinte, wozu sie verleiten konnten. Er spielte damit wohl auf die „Kniffe“ der Sophisten an, die den Zuhörer vom Wesentlichen abzulenken versuchten.

²⁶⁹ Siehe Leisse, Gisela, *Geometrie und Stadtgestalt*, S. 15f. Von besonderer Bedeutung ist hierbei die Entdeckung der Entsprechung von Zahlen und Tönen. Das Verhältnis der Längen von Saiten, die musikalischen Intervalle, ist in einfachen Zahlenverhältnissen fassbar: Die Oktave entspricht dem Verhältnis von 1:2, die Quinte 2:3, die Quarte 3:4 usw. Diese musikalische Harmonie wurde einer metaphysischen Ordnung gleichgesetzt.

²⁷⁰ Die Vorliebe für gerade Linien und regelmäßige Ornamentformen entspricht letztlich auch dem allgemeinen Streben des Menschen nach Nützlichkeit. Diese rationale Grundhaltung muss dabei kein Gegensatz zum Schöpferischen sein, zumal der vernunftbegabte Mensch die wirklichen, real existierenden Vorteile gesehen hat, die die Anwendung des Einfachheitsprinzips innerhalb seiner natürlichen Umgebung mit sich bringt. Durch die Vorliebe für gerade Linien und standardisierte, geometrische Formen ist der Mensch in der Lage, das Aufkommen eines „analogen Verhaltens auf der ganzen Leiter der Entwicklung zu sehen“. Gombrich, Ernst H., *Ornament und Kunst*, S. 17–19.

Das Hauptverdienst des reinen Stils ist sein Verzicht auf Methoden der Verführung – er ist keusch, er ist vernünftig, er verachtet einschmeichelnde Rhythmen und Theatralik. Entsprechend wurde die Abneigung allzu üppiger Dekoration seit jeher mit Vernunftgründen untermauert. Dekoration war nicht nur verschwenderisch, sie war auch ein Verstoß gegen die Vernunft. Außerdem war sie ein sinnloser Verstoß, da Vernunft allein schon Schönheit erzeugt. In dieser Hinsicht von größter Bedeutung ist die Kunstauffassung des Archäologen und Schriftstellers Johann Joachim Winckelmann, der als Vater der europäischen Kunstgeschichte gilt. Er war der Überzeugung, die antike, insbesondere die griechische Kunst, sei monochrom und von geometrischer Linearität geprägt gewesen und stelle ein beredtes Zeugnis edler Einfachheit und stiller Größe dar. Dieser moralische Grundsatz prägte als Abwehrreaktion auf die verschwenderische formale, dekorative und farbliche Vielfalt des Rokoko nicht nur Winckelmanns Zeit von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis in den Klassizismus hinein, sondern beeinflusst bis heute die Vorstellung von antiker Kunst. Welch große Enttäuschung müssen die Ausgrabungen von Herculaneum und Pompeji ausgelöst haben, als vollkommen bunte Innenräume mit teilweise frivolen Malereien zutage kamen. Die Puristen verorteten nun die Reinheit der Formen und Farben in Griechenland, das unter osmanischer Herrschaft nicht zu bereisen und zu erforschen war; somit durfte die Vorstellung der antiken Erhabenheit wenigstens dort, in Griechenland, erst einmal weiterleben.

Ein mustergültiges Beispiel für die beschriebene Welt von Harmonie, Maß und Zahl stellt der vollkommen natürlich dastehende *Doryphoros* (dt. Speerträger) von Polyklet aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. dar. Er verkörpert ein Gesetz, das für die Griechen universelle Gültigkeit hatte: Das Gleichgewicht der Kräfte oder Gegensätze, ihre gegenstrebige Harmonie oder das mittlere Maß, die sich hier beispielhaft verbinden, sind immer wieder ausgesprochene Grundsätze griechischer Philosophie, Wissenschaft und Kunst.

Für Aristoteles etwa beinhaltet jenes Kräftegleichgewicht das Wesen der Tugend: Nicht zu viel (Verschwendung) und nicht zu wenig (Geiz), sondern die rechte Mitte (*mesótes*) sei das Wesen der *areté* (Schönheit, Tüchtigkeit, Tugendhaftigkeit, Heldenmut) wie auch der vollendeten Kunst. Das Gleichgewicht der Gegensätze, die Symmetrie, wurde beim *Doryphoros* mustergültig und vollkommen vom Künstler umgesetzt. Aristoteles nennt den rechtschaffenen Menschen, der die rechte Mitte hält und die Extreme meidet, *tetrágonos* (= lat. *quadratus!*). Der Analogie von Kunst und Tugend zufolge ist auch der *Doryphoros tetrágonos*, also auf die eigene Mitte bezogen, in sich ruhend, im Gleichgewicht, fest gefügt und dem in sich selbst verschränkten System des Kontraposts entsprechend,

zu dem auch die auf das mittlere Maß, also auf den Ausgleich der Gegensätze zielenden Körperformen gehören.

Der *Doryphoros* kann auch *dikaios* (dt. gerecht) genannt werden. Für die Griechen konnte *dike* eine über den moralischen Begriff der Gerechtigkeit hinausreichende Bedeutung haben. Unter *dike* ist Grenze und Maß zu verstehen, von denen jeder Mensch und jede Sache abhängig zu sein hat. Wer oder was diese Grenze überschreitet, schafft Unrecht oder Ungestalt, Unmaß im allgemeinen Sinne. *Dikaios* ist nicht nur, wer keine fremden Grenzen verletzt, also wer kein Unrecht tut, sondern auch – und hier sind wir wieder im Bereich des Ausgleiches –, wer sich nicht selbst entäußert, sich nicht erniedrigt und sich nicht erhebt; bei einer Sache würde man eventuell sagen: die nicht aus der Form gerät.

Der *Doryphoros* zeigt mit Hilfe seines Kontraposts und der vollkommenen Ausponderierung seiner einzelnen Glieder das Bild eines sich selbst erfüllenden, beherrschten und freien Menschen, durch nichts beeinträchtigt und nirgends über sich hinausragend – er ist *sýmmetros*, *tetrágonos* und *dikaios*. Der *Doryphoros* ist das beispielhafte und mustergültige Kunstwerk, das alle „Richtlinien“ des Klassischen vollkommen erfüllt. In ihm zeigt sich schlechthin die in der Klassik geforderte Ausgewogenheit wie auch die damit verknüpften moralischen Verbindungen, die sich in der Vorstellung der *areté* vereinen.

Interessant in unserem Zusammenhang ist, dass die orthogonale Vermessung des *Doryphoros* ein Rastergitter hervorbringt, mit dem sich beliebige Punkte der Statue auf allen vier Seiten in horizontaler und vertikaler Richtung erfassen lassen. Diese Rasterung ist für das Teilungsprinzip und für die Erfassung der Gliederung notwendig.²⁷¹

Die Zahlenallegorese

Neben Symmetrie und Geometrie war immer wieder auch die Bedeutung der Zahlen ein wesentliches Merkmal für die Architektur und damit für die Stadtentwürfe. Die geometrischen Grundformen verbanden sich mit einer zahlenimmanenten Symbolhaftigkeit, die zum kulturellen Gedächtnis verschiedenster Gesellschaften gehörte. Dreiecke, Quadrate, Kreuze sowie der Kreis wurden so als Einzelercheinungen oder als Verbund von komplexen Flächenstrukturen nicht nur Ausdruck eines ästhetischen Vergnügens an geometrischen Gestaltungen, sondern beinhalteten versteckte und verschlüsselte Zeichenbotschaften, die durch Zahlenchiffren transportiert wurden.

²⁷¹ Siehe Berger, Ernst, „Polyklet“, S. 164–165, Abb. 30 und 31 a.b.

Einige Beispiele für solche geometrisch verschlüsselten Zeichenbotschaften als Symbolträger sollen als Erläuterung genügen.

Während die **Drei** in der babylonischen Religion die drei Götter Sin, Schamasch und Ishtar (Sonne, Mond und Venus) symbolisierte, steht sie in der christlichen Religion für die Heilige Dreifaltigkeit Gottes (Vater, Sohn und Heiliger Geist). Zudem steht sie für die Passion Christi, da Christus in der dritten Tagesstunde zum Tode verurteilt und im dritten Jahr seiner öffentlichen Lehre gekreuzigt wurde. Die Auslegung der Drei wird jedoch dominiert von der Vorstellung, dass Christus am dritten Tage von den Toten auferstanden ist.²⁷²

Die Drei findet sich in der Architektur häufig. In der Gestaltung des Schlosses von Versailles beispielsweise erkennen wir die Drei deutlich an der Außenanlage, von der aus sich drei Straßen abspreizen und sich als gerade Linien der Landschaft bemächtigen. Drei von einem Punkt ausgehende Straßen gibt es in barocken Stadtentwürfen oft, zum Beispiel auf der Piazza del Popolo in Rom (Abb. 18) oder in kleineren Residenzen wie Rastatt. Dieser „Dreistrahl“ oder auch „Gänsefuß“ (frz. *patte d'oie*) kann als Andeutung des Kreises verstanden werden, der die Inbesitznahme der Staatsfläche in alle Richtungen symbolisiert und mit der Kreisform die perfekte geometrische Form für sich in Anspruch nimmt, da der Kreis – wie Gott – keinen Anfang und kein Ende hat. Auch verweist die radiale Strahlenform auf die Sonnensymbolik und damit ebenfalls auf Gott (siehe Abschnitt unten „Die Sonnensymbolik“). Die Stadt Karlsruhe hat in dieser Hinsicht eine vollkommene Grundform, da sie nicht nur den Dreistrahl aufweist, der den Kreis symbolhaft verkürzt, sondern die strahlenförmige Kreisform im Straßenverlauf des Zirkels tatsächlich darstellt.

Die **Vier** ist seit babylonischer Zeit die Zahl der Materie. Die Mondphasen werden in vier Abschnitte gegliedert, die Erde wird in vier Himmelsrichtungen unterteilt, und der griechische Naturwissenschaftler Empedokles definierte als Weltbausteine die vier Elemente Erde, Feuer, Wasser und Luft. Die Vier findet sich zudem in der römischen Antike; sie hatte einen räumlichen Sinn, ohne den auch römische Architektur und Städtebau nicht denkbar gewesen wären. Zentrum des streng symmetrischen römischen Atriumhauses war das quadratische *tablinum*, der Platz des Familienvorstands, von dem dieser aus entlang einer Achse durch das Atrium und das Vestibül auf die Straße blicken konnte. Im rechten Winkel existierte eine Querachse.

²⁷² Heinlein, Stefan, „Zahlensymbolik“, S. 292.

Dieses quadratische Achsenkreuz stellt das Grundelement für alle Agrimensoren dar, die römischen Landvermesser. Sie vermaßen das Land, indem sie eine Nord-Süd-Linie (*cardo*) und eine Ost-West-Linie (*decumanus*) konstruierten, womit eine rechteckige oder quadratische Fläche abgesteckt wurde, die sich als sakraler Ort von der Umgebung abhob.²⁷³

Das **Quadrat** ist eine der häufigsten Grundformen von Plan- und Rasterstädten wie Mannheim, Freudenstadt, Turin oder die Friedrichstadt in Berlin. Das die Extreme meidende, in sich geschlossen-ruhende Quadrat kennzeichnet in zahlreichen Kulturen als sakral abgesteckter Ort das Allerheiligste. So hatten die Altäre der Stiftshütte (das transportable Heiligtum des Volkes Israel), der gesamte Tempelbezirk Jerusalems sowie das Himmlische Jerusalem aus der Offenbarung des Johannes eine quadratische Form. Ganze Klosteranlagen wurden in ihrer Konzeption durch das Quadrat bestimmt, wie aus dem St. Gallener Klosterplan (um 820) ersichtlich ist, dessen Rasterplan auf einer Grundeinheit von 2,5 × 2,5 Fuß basiert.²⁷⁴

Ein Quadrat lässt sich durch kleinere Figuren gleicher Gestalt lückenlos und überlappungsfrei auslegen. Es ist auch nach einer Drehung um 90 Grad mit sich selbst deckungsgleich. Zeichnet man in ein Quadrat ein quadratisches Raster, so ist die Anzahl der dadurch entstandenen kleinen Quadrate stets eine Quadratzahl (3 × 3, 4 × 4 etc.). Bei einem magischen Quadrat ist jedem Quadrat dieses Rasters eine Zahl eingeschrieben, und die Summe dieser Zahlen hat in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jeder Diagonale stets den gleichen Wert.²⁷⁵

Rasterförmige Strukturen können genau genommen als Steigerung von Symmetrien aufgefasst werden. Ein beliebiges Element lässt sich durch Symmetrie wiederholen, es ist dem ersten gleich. In alle Richtungen ausgedehnt, erhält man ein flächendeckendes Quadratraster, das – ähnlich wie die „virtuellen“ Rasterungen der römischen Agrimensoren für die Landvermessung – unendlich repetierbar ist. Damit vermag die Quadratrasterung gleichermaßen wie die radiale Strahlenstadt bis in die Unendlichkeit des Raumes vorzudringen.

²⁷³ Diese Feldmesskunst, mit der die Atriumhäuser und die römischen Städte abgesteckt wurden, geht auf die kultische Vierteilung des Beobachtungsraums der Auguren zurück, die auf diese Weise von ihnen beobachtete Himmelszeichen, etwa Blitze oder Vögel, eindeutig einordnen und daraus den Willen der Götter ableiten konnten. Die Achsen der Agrimensoren sind ins Unendliche ausgerichtet. Damit verbirgt sich architektonisch im traditionellen römischen Haus bereits wie ein Nukleus ein räumliches Denken, das die ganze Welt in Quadrate teilt, gliedert und unendlich repetiert, ähnlich dem Gestaltungssystem der konkreten Kunst. Siehe hierzu Naredi-Rainer, Paul von, *Architektur und Harmonie*, S. 69–70.

²⁷⁴ Heinlein, Stefan, „Zahlensymbolik“, S. 293.

²⁷⁵ Guderian, Dietmar, „Zahlenmystik“, S. 231–236.

Diese Rasterung durch Quadrate findet sich in den frühesten Zeugnissen der von Menschen hergestellten Gegenstände, aber auch – und dies seit der griechischen Antike – im Städtebau. So wurde Platons bedeutendes staatsphilosophisches Traktat *Politeia* nicht nur Vorbild für zahlreiche Staatsutopien, sondern auch für urbanistische Idealtypen, wie die antike „Musterstadt“ Thurioi bei Sybaris am Golf von Tarent, die 444 v. Chr. auf Betreiben von Perikles als panhellenistische Gründung nach einem Plan des Hippodamos von Milet und mit einer idealen Verfassung von Protagoras angelegt wurde. Die Pläne der griechischen Kolonialstädte, die vom 7. Jahrhundert v. Chr. an im Mittelmeer zuerst als Streifenstädte und später nach dem ambitionierten geometrischen Rastersystem angelegt wurden, das Hippodamos von Milet zugeschrieben wird („Hippodamisches System“), spiegeln das politische Programm der *isonomía* wider, der Gleichstellung aller Siedler, die gleiche Grundstücke, gleiche Häuser und später sogar gleiche Gräber erhalten sollten.²⁷⁶ (Das bedeutet allerdings nicht, dass alle gerasterten Grundrisse antiker griechischer Städte – wie zum Beispiel Priene im Westen der heutigen Türkei oder Dura Europos im Osten des heutigen Syrien – das Ideal der Demokratie zum Ausdruck bringen.) Aristoteles merkte in seiner Schrift *Politiká* (II, 8) zum Hippodamischen System an, dass der gerasterte Grundriss am besten mit dem Grundriss von altstädtischen, verschlungenen Straßen und Sackgassen verbunden werden solle, denn die langen, geraden Straßen seien zwar schön, im Gassengewirr aber verlören sich die Gegner einer Stadt. Auch Leon Battista Alberti, Humanist und Architekturtheoretiker der Frührenaissance, nahm diesen Kommentar wohlwollend auf.

Die Bedeutung der **Sieben** leitet sich bei allen Kulturen grundsätzlich von der Dauer der Mondphasen her. Schon der Turm von Babylon hatte sieben Mauerringe sowie sieben Stockwerke, und auch Campanellas *Sonnenstaat* war von sieben Mauerringen umgeben. Dabei muss jedoch angemerkt werden, dass in der Architektur eher die Zahlen Drei und Vier als Summanden der Sieben in Erscheinung treten (siehe Kapitel VII). Aufgrund der oben erläuterten jeweiligen Bedeutung dieser beiden Summanden ist auch die Sieben eine in der Bibel häufig zu findende Zahl, insbesondere in der Apokalypse des Johannes. So werden – gewissermaßen zur Abwehr von Schaden und Gefahr – sieben Sendschreiben an die in Kleinasien lebenden christlichen Gemeinden verschickt (Offb 1–3), da hier der römisch-antike Kaiserkult besonders intensiv betrieben wurde.²⁷⁷ Die Sieben steht in diesem Zusammenhang als Schutzmaßnahme gerade für

²⁷⁶ Magnago Lampugnani, Vittorio, „Architektur der Stadt“, S. 12.

²⁷⁷ Roloff, Jürgen, *Offenbarung des Johannes*, S. 438.

diejenigen, die besonders unter Verfolgung zu leiden hatten. Nachdem mit der Öffnung des sechsten Siegels (Offb 6,12 ff.) in der Apokalypse das Strafgericht Gottes beginnt, kündigt das Öffnen des siebten und letzten Siegels durch sieben Posaunenengel (Offb 8–11) weitere Schrecken für die Nichtgläubigen an.

Wesentlich ist auch die Verbindung der Sieben mit dem siebenköpfigen Tier, auf dem die Hure Babylon sitzt (Offb 17,3 ff.). Die Häupter des Tiers werden gleichgesetzt mit den römischen Kaisern Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Vespasian und Titus. Das Tier selbst, gewissermaßen das achte Wesen, wird mit Kaiser Domitian gleichgesetzt, in dessen Regierungszeit die Apokalypse verfasst wurde.²⁷⁸ Die Summe von Drei und Vier ist Sieben und steht für den Menschen, da die Unvergänglichkeit der Seele (Drei) und die Vergänglichkeit des Lebens (Vier) Sieben ergibt. Die exegetische Summe spiegelt sich etwa in den sieben Tugenden wider, die aus den drei spirituellen, die Seele bestimmenden theologischen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) sowie den vier auf das gute Handeln der Menschen bezogenen Kardinaltugenden (Klugheit, Gerechtigkeit, Stärke, Maßhaltung) bestehen. Erwähnenswert ist schließlich, dass die Schöpfung in sechs Tagen vollendet wurde und Gott am siebten Tage ruhte. Diese Ruhe präfiguriert auch die Grabesruhe Christi am siebten Tage (Sabbat); Schöpfung und Erlösung stehen damit in einem typologischen Verhältnis.

Abgesehen von der Apokalypse kommt die Sieben bei zahlreichen weiteren christlichen Allegorien vor: bei den sieben Gaben des Heiligen Geistes, den sieben Seligpreisungen, den sieben Sakramenten, den sieben Blutvergießungen Christi, den sieben Bitten des Vaterunsers, den sieben Arten des Vergebens, den sieben Schmerzen der Mutter Gottes und *ad malam partem* den sieben Hauptsünden.

Das Himmlische Jerusalem ist geprägt durch eine differenzierte Zahlenallegorie. Insbesondere die Zahl **Zwölf** spielt hierbei eine große Rolle, aber auch ihre Teiler Drei und Vier (beziehungsweise die Summe ihrer Teiler, die Sieben).

In der Offenbarung des Johannes heißt es über das Neue Jerusalem:

„Und es kam zu mir einer von den sieben Engeln, welche die sieben Schalen voll der letzten sieben Plagen hatten, und redete mit mir und sprach: Komm, ich will dir das Weib zeigen, die Braut des Lammes. Und er führte mich hin im Geist auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die große Stadt, das heilige Jerusalem, herniederfahren aus dem Himmel von Gott, die hatte die Herrlichkeit Gottes. Und ihr Licht war gleich dem alleredelsten

²⁷⁸ Die drei Kaiser Galba, Otho und Vitellus, nach denen (zusammen mit Vespasian) das Vierkaiserjahr 69 n. Chr. benannt wurde, werden üblicherweise nicht mitgezählt.

Stein, einem hellen Jaspis. Und sie hatte eine große und hohe Mauer und hatte zwölf Tore und auf den Toren zwölf Engel, und Namen darauf geschrieben, nämlich der zwölf Geschlechter der Kinder Israel. Vom Morgen drei Tore, von Mitternacht drei Tore, vom Mittag drei Tore, vom Abend drei Tore. Und die Mauer der Stadt hatte zwölf Grundsteine und auf ihnen Namen der zwölf Apostel des Lammes. Und der mit mir redete, hatte ein goldenes Rohr, dass er die Stadt messen sollte und ihre Tore und Mauer. Und die Stadt liegt viereckig, und ihre Länge ist so groß als die Breite. Und er maß die Stadt mit dem Rohr auf zwölftausend Feld Wegs. Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich. Und er maß ihre Mauer, hundertvierundvierzig Ellen, nach Menschenmaß, das der Engel hat.

Und der Bau ihrer Mauer war von Jaspis und die Stadt von lauterem Golde gleich dem reinen Glase. Und die Grundsteine der Mauer um die Stadt waren geschmückt mit allerlei Edelgestein. Der erste Grund war ein Jaspis, der andere ein Saphir, der dritte ein Chalzedonier, der vierte ein Smaragd, der fünfte ein Sardonix, der sechste ein Sarder, der siebente ein Chrysolith, der achte ein Berill, der neunte ein Topas, der zehnte ein Chrysopras, der elfte ein Hyazinth, der zwölfte ein Amethyst. Und die zwölf Tore waren zwölf Perlen, und ein jegliches Tor war von einer Perle; und die Gassen der Stadt waren lauterer Gold wie ein durchscheinend' Glas.

Und ich sah keinen Tempel darin; denn der HERR, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, und das Lamm. Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, dass sie scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm. Und die Heiden, die da selig werden, wandeln in ihrem Licht; und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in sie bringen. Und ihre Tore werden nicht verschlossen des Tages; denn da wird keine Nacht sein. Und man wird die Herrlichkeit und die Ehre der Heiden in sie bringen. Und es wird nicht hineingehen irgendein Gemeines und das da Greuel tut und Lüge, sondern die geschrieben sind in dem Lebensbuch des Lammes.“ (Offb 21,9.27)

Ferner ist zu beachten, dass die Zahl Zwölf aus der Multiplikation von Drei und Vier entsteht. Geht man davon aus, dass die Drei für den dreifaltigen Gott, die Vier für die Welt und die Sieben, also die Summe von Drei und Vier, für den Menschen steht, so kann folgendes zahlenallegoretische Kabinettstückchen gebildet werden: Gott (Drei), Welt (Vier) und Mensch (Sieben) ergeben den Auftrag der Apostel (Zwölf), den Glauben an die Trinität (Drei) der Menschheit (Sieben) in allen vier Weltteilen (Vier) zu verkünden.²⁷⁹

²⁷⁹ Meyer, Heinz, *Zahlenallegorese*, S. 147.

Die Stadt als Kunstwerk

Gerade in der Renaissance wurde die Stadt als Gesamtkörper begriffen, der nach der Forderung „*con bella proporzione*“ ausgeführt werden sollte.²⁸⁰ Es wird kein Zufall gewesen sein, dass die erste Architekturtheorie der Neuzeit, Leon Battista Albertis *De re aedificatoria* (posthum veröffentlicht 1485), der Bau der ersten Idealstadt Pienza (1459) und die Entstehung der ersten literarischen Utopie, Thomas Morus' *Utopia* (1516), zeitlich nah beieinander liegen.²⁸¹ Alberti öffnete wohl als Erster den Blick für sowie das Bedürfnis nach baulicher Ästhetik; er machte deutlich, dass die Stadt ein Kunstwerk sei. Die Einbeziehung „gekrümmter Straßen“ etwa innerhalb eines gerasterten Systems war ein wesentliches Anliegen von ihm; erst die dadurch hervorgerufenen unterschiedlichen innerstädtischen Ansichten seien von allergrößter Schönheit. Albertis Stadt unterscheidet sich demnach von den Städten anderer Planer der frühen Neuzeit oder der Moderne: Sie ist mit Menschen bevölkert, und sie ist für Menschen gebaut. „Zum Kunstwerk wird sie gerade über diesen humanen Bezug, der geschichtliche Erfahrungen nicht verneint, sondern diesen Rechnung trägt.“²⁸² Als unmittelbare Reaktion auf Albertis Architekturtraktat, in dem die bildlichen und textlichen idealen Stadtvorstellungen eine Synthese erfahren, ist Filaretos utopischer Architekturroman *Trattato d'architettura* (1461–1464) über die Stadt Sforzinda zu verstehen. Filarete stellt hier den ersten neuzeitlichen Schnittpunkt von Utopie und Idealstadtentwurf dar, wobei die Grundlage ein geometrisch erzeugter Stadtgrundriss ist. Aus diesem romanhaften Ruf nach

²⁸⁰ Leisse, Gisela, *Geometrie und Stadtgestalt*, S. 16 ff.

²⁸¹ Krufft, Hanno-Walter, „Utopie und Idealstadt“, S. 32–33. Die Verbreitung all der bisher genannten theoretischen wie praktischen Ideen und Einflüsse, die maßgebend für die Entstehung und Entwicklung, Befestigung und Verzierung von Städten, ihren Straßenführungen und Platzgestaltungen waren, wurde gewährleistet durch den Buchdruck und hier insbesondere durch den Druck illustrierter Bücher. Dadurch konnte das gesamte Wissen mit illustrierenden Darstellungen von Auf- und Grundrissen, Schnitten, Ansichten und Veduten von Städten aus dem gedachten Vogelflug oder vom Boden aus vermittelt werden. Verbunden wurde dies durch naturwissenschaftlich-mathematische Fragen und deren Beantwortung sowie technische Gesichtspunkte, wie Windrichtung und Sonnenbestrahlung zur Mittagszeit. Theoretiker konnten sich mit Praktikern fachlich austauschen und sich gegenseitig befruchten. Illustrierte Bücher kursierten in ganz Europa und machten das diesbezügliche Wissen bekannt, ob im deutschen Mainz, im französischen Marseille, im englischen Bristol, im schwedischen Stockholm oder im spanischen Salamanca. Dennoch konnte sich mit den jeweils eigenen kulturellen Einflüssen und Traditionen eine Vielseitigkeit städtischer Erscheinungen entwickeln, die ihresgleichen sucht.

²⁸² Roeck, Bernd, „Stadtkunstwerke“, S. 25.

Stadtschönheit, die sich im Grundriss ablesen lässt und in der verschiedene Elemente wie Geometrie, aber auch gewachsene Strukturen sich ergänzen, entsprang eine eigene Literaturgattung: das Städtelob. Als Meisterwerk dieser Gattung gilt Leonardo Brunis *Laudatio Florentinae Urbis* (entstanden 1403–1404), das allerdings eher einem Ideal das Wort redet, als dass es der Wirklichkeit entspricht, denn selbstverständlich werden hier Gebäude geschönt und vergrößert sowie Straßen verbreitert. Letztlich täuschten die literarischen Lobpreisungen mehr Ordnung, Regelmäßigkeit und eindrucksvolle Perspektiven vor, als die Städte realiter aufwiesen.

Für Deutschland wichtig ist Albrecht Dürers Abhandlung *Etliche Underricht zur Befestigung der Stett, Schloß und Flecken* aus dem Jahr 1527. Es handelt sich hierbei in erster Linie um die Positionierung eines festen Schlosses auf einem quadratischen Platz, doch erscheint die Grundrissplanung wie die für eine kleine Stadt. Wird der zentrale Platz vom Schloss eingenommen, so wird es durch die Reihung von Häusern umschlossen, die sich regelmäßig im Quadrat gruppieren. In den Ecken stehen jeweils Gebäude mit gesonderter Funktion. Dürer, der zwischen 1494 und 1506 nach Italien gereist war, um dort die Erneuerung der Kunst durch die theoretische Erkenntnis der neuesten Formengesetze zu studieren, beschreibt auch die soziale Struktur, die Ansiedlung der Berufe sowie allgemein die Zusammensetzung der Bevölkerung.²⁸³

Auch *Christianopolis*, der 1619 erschienene Entwurf einer protestantischen Idealstadt des Philosophen, Theologen und Humanisten Johann Valentin Andreae, stützt sich vermutlich auf Dürers *Etliche Underricht*; *Christianopolis* prägte wiederum die Gestaltung der Idealstadt Freudenstadt, die in verblüffender Weise einer Dürer'schen Idealstadt gleicht. Das neu gegründete Freudenstadt sollte Religionsflüchtlinge aufnehmen und wurde entsprechend geplant. Auffällig ist, dass zahlreiche Hugenottenstädte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen quadratischen Grundriss besaßen, idealerweise verbunden mit einem deutlich an der höchsten Stelle der Stadt positionierten Rundtempel in der Mitte der Anlage als Zentrum des Gemeinwesens (in Anlehnung an Campanellas *Sonnenstaat*).²⁸⁴

²⁸³ Vercelloni, Virgilio, *Stadtutopien*, Tafel 56.

²⁸⁴ Vercelloni, Virgilio, *Stadtutopien*, Tafel 84.

Das Prinzip der Ordnung

Der Wunsch des Menschen nach Symmetrie und Geometrie beinhaltet das Streben nach Ordnung als Gegensatz zum Chaos: Ordnung besteht in der Natur dort, wo die physikalischen Gesetze innerhalb von isolierten Systemen ohne gegenseitige Störung wirken können. So ist Wasser eine gleichförmige Masse, die sich durch einen Anstoß gleichförmig in alle Richtungen auszudehnen vermag, außer wenn Hindernisse – etwa Strömungen – auftreten und gleichförmige in „chaotische“ Strukturen überführt werden.

Der größtmögliche Gegensatz zur Ordnung ist das Chaos. Chaos ist die Aufkündigung jeder Ordnung. Kleine Änderungen der Anfangsbedingungen verstärken sich dabei rasant. Das Verhalten von Systemen, die von Störungen betroffen sind, führt zu strukturellen Veränderungen, die nicht vorhersehbar oder berechenbar sind und störend auf das vorgegebene Ordnungssystem wirken. Weitere Ordnungsmuster finden sich bei sich wiederholenden, parallel verlaufenden Reihungen von anlandenden Wellenbewegungen am Meeresufer, bei Meeresdünen, bei der Fellzeichnung von Tieren (etwa Zebras oder Netzgiraffen), bei den sechseckigen Bienenwaben, den Schraffuren von Ammoniten, bei Schneekristallen, sich ausdehnenden Wellenringen von ins Wasser fallenden Tropfen und vielem mehr.²⁸⁵

Im 17. Jahrhundert sehnte sich die Bevölkerung nach Ordnung. Durch die militärischen und gesellschaftlich-sozialen Glaubenskriege verunsichert, wurde sie müde, hungrig und dezimiert. Das gilt nicht nur für Deutschland (Dreißigjähriger Krieg), sondern auch für England (*Glorious Revolution* 1688/89, Bürgerkriege gegen die katholischen Stuarts), Frankreich (Konflikt zwischen Katholiken und Hugenotten) und die Niederlande (Achtzigjähriger Krieg). Eine Vielzahl von Landstrichen erreichte ihr früheres Bevölkerungsniveau erst wieder im 19. Jahrhundert. Manche Städte, wie in Deutschland die meisten Reichsstädte, sanken in die Bedeutungslosigkeit und verblieben dort, abgesehen von wenigen Ausnahmen wie Nürnberg, bis zum heutigen Tag. Deutschland und Italien verloren an wirtschaftlicher Kraft und Bedeutung, da sich die Handelswege über das Mittelmeer in Richtung atlantische Staaten verschoben.

Das Barockzeitalter zielte daher auf die Wiedergewinnung von Ordnung ab. Der barocke Mensch wollte sich von Not und Chaos befreien, er wollte Ordnung in allen denkbaren Aspekten: sittliche Ordnung, staatliche Ordnung, gesell-

²⁸⁵ Ganz allgemein zur Verbindung von mathematisch-physikalischer Gesetzmäßigkeit in der Natur siehe Stewart, Ian, *Mathematik der Natur*.

schaftliche Ordnung, religiöse Ordnung. Die Städte mussten wieder in Ordnung gebracht werden, ebenso Äcker und Straßen. Der Absolutismus war dementsprechend die Zeit der Verordnungen, die das Ziel hatten, Chaos und Unordnung erst gar nicht mehr aufkommen zu lassen. Als Garant einer glückbringenden Zukunft galt nun der Fürst, während die Schaffung der Ordnung als Wille Gottes betrachtet wurde – denn Ordnung hatte die Welt erstmals durch Gott während des Schöpfungsaktes erfahren: „Und die Erde war wüst und leer, und Finsternis war über der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte über den Wassern.“ (1. Mose 2)

Schon der Grieche Hesiod schreibt in seiner *Theogonie*: „zuerst entstand das Chaos“ (116). Chaos ist das erste benennbare Urwesen, es bildet den Anfang und ist der Grenzpunkt der Geschichte. Chaos ist bei Hesiod der Beginn der Weltgeschichte, der auf die Gegenwart ausgerichtet ist, egal wann diese Gegenwart stattfindet. Das griechische Wort *cháos* bedeutet auf Deutsch „Gähnen/Klaffen einer Höhle im Berg“. Doch ist Chaos nicht nichts, sondern vielmehr eine „Potenz des Negativen“.²⁸⁶ Eine weitere bekannte Schöpfungsgeschichte liefert der römische Dichter Ovid in seinen *Metamorphosen* unmittelbar nach dem Prooemium. Dort heißt es, dass Gott das Chaos in den vollkommenen, also geordneten und schönen Kosmos, der mathematisch-ästhetischen Ansprüchen genügt, verwandle. Ovid bezeichnet den vorkosmischen Zustand der Masse, den immer schon dagewesenen Urstoff der Welt, mit dem griechischen Wort Chaos (*Metamorphosen* 3). Im Chaos ringen widerstreitende Elemente miteinander wie das Kalte mit dem Warmen, das Trockene mit dem Feuchten und das Weiche mit dem Harten (18–20).

Mathematik und Physik und damit Symmetrie und Geometrie gehörten zu den wesentlichen Begleiterscheinungen des Barock. Das Bild vom Staat als einer rational durchkonstruierten und in ihren verschiedenen Teilen ineinandergreifenden Maschine setzte ebenso ein physikalisch-mathematisch-technisches Weltbild voraus (das sich auch in den technischen Errungenschaften des 17. bis 18. Jahrhunderts zeigt) wie die um 1700 zu einer Doktrin sich verfestigende Vorstellung von einem Gleichgewicht der Kräfte oder die Denkfigur des Staatensystems, die bestimmte Regeln und Gesetzmäßigkeiten im zwischenstaatlichen Bereich annahm, die aus dem gegenseitigen Anziehen und Abstoßen der Kräfte resultierten.²⁸⁷ Daher wurden auch im alltäglichen Leben bewusst Verhaltensmuster geschaffen, die den Gesetzen geometrischer Formen folgen, wie bei der

²⁸⁶ Keiner, Marion, *Chaosdarstellungen*, S. 5–6.

²⁸⁷ Duchhardt, Heinz und Schnettger, Matthias, *Barock und Aufklärung*, S. 82.

Kriegsführung, dem Exerzieren, Tanzen, Fechten oder in der Musik²⁸⁸. Zahlreiche Lehrbücher zeugen davon.

In der Architektur war der „Zwang“ zur Ordnung und Symmetrie am offenkundigsten: Durch die Verwendung von Säulen oder Pilastern entstanden Regelmäßigkeit und Geometrie; ganze Städte wurden geometrischen Regeln entsprechend unter bewusstem Rückgriff auf Idealstädte in den Staatsutopien von Campanella oder Morus konzipiert, insbesondere Residenzstädte wie Mannheim, Karlsruhe oder auch Nancy, das zudem bis zum heutigen Tag den Eindruck einer festlichen, barocken Bühnenkulisse erweckt; Einöden sowie Sümpfe wurden unter großem Aufwand planiert (daher beispielsweise der Straßename „Planie“ in Stuttgart) und eingeebnet. In einem vom Chaos geprägten Land wurde allenthalben „Ordnung geschaffen“.²⁸⁹

In den Repräsentationsbauten wie Schlössern oder Theatern, die dem Herrscherkult dienten, kam dem Moment der Zentralperspektive, durch die die gesamte Architektur auf den Herrschersitz ausgerichtet war, eine große Bedeutung zu. Der Residenz als Fixpunkt hatten sich die Stadt sowie die Außenanlagen wie Alleen, Kanäle, Bassins und Wasserkünste unterzuordnen. Ordnung und Einheitlichkeit auf geometrischer Grundlage entsprachen dem Staatswillen und dem Selbstverständnis des Herrschaftssystems so weitgehend, dass es diesen Prinzipien auch nach außen hin Geltung verschaffte, wie beim Schlossbau mit samt seiner Symmetrie und Zentralperspektive.

Der Begriff der Idealstadt wird ab dem späten 15. Jahrhundert immer mehr vereinfacht, da städtebauliche und fortifikatorische Überlegungen ineinandergreifen. Formen des Festungsbaus wurden, wie in den Architekturtraktaten von Francesco di Giorgio Martini festzustellen ist, oft zum Ausgangspunkt regelmäßiger Stadtplanungen. Das wurde letztlich die Grundlage der formalistischen Definitionen der Idealstadt. Palmanova (1593) ist die bekannteste Stadt dieser Art, doch ist sie eine Festungsstadt der Republik Venedig und keine Idealstadt; das Gleiche gilt für Grammichele auf Sizilien (1693). Da Festungsstädte, wenn sie militärischen Überlegungen dienten, nach einer einheitlichen Maßgabe erbaut werden mussten, war eine ästhetische Vielfalt nicht immer gegeben. Als Vedute, als Skizze oder als Anschauungsmaterial eines Architekturtheoretikers nehmen sich die dem Geist der Geometrie gehorchenden Festungsstädte weitaus eindrucksvoller aus als in Wirklichkeit. „Der Preis der Ne-

²⁸⁸ In der Musik führte der Hang zur Geometrisierung zum Prinzip der Symmetrie (Fuge). In der Kammermusik wurde die Solostimme häufig hierarchisch hervorgehoben.

²⁸⁹ Duchhardt, Heinz und Schnettger, Matthias, *Barock und Aufklärung*, S. 82.

gation von Geschichte durch Macht, durch eine Ästhetik der Symmetrie und der geraden Linien ist Langeweile“, wie Bernd Roeck sicher zu Recht feststellt.²⁹⁰ Wer das nicht glaubt, dem sei ein Spaziergang, insbesondere an sommerlichen Sonntagnachmittagen, in Städten wie Palmanova (Abb. 19) oder Freudenstadt im Schwarzwald (Abb. 20) empfohlen. Der Grund für den mangelnden Reiz geometrischer Städte liegt darin, dass sie in ihrer Gesamtheit und Differenziertheit mit ihren noch so mannigfaltigen Formen und Sichtachsen vom Boden aus visuell nicht erfassbar sind; nur in Form eines Grundrisses, als Gesamtschau von oben, als Vogelflugvedute sind solche Städte beziehungsweise Schlossanlagen (Abb. 21, Solitude bei Stuttgart) ein ästhetisches Erlebnis. Häufig trifft hier die Einschätzung von Thomas Morus aus seiner Schrift *Utopia* zu: „Kennst Du eine Stadt, kennst Du sie alle.“²⁹¹ Ganz anders liegt dagegen der Fall, wenn der Stadt genug Raum für „krumme Straßen“ gegeben wird, während die gekonnten, idealen Architektur- und Platzanlageentwürfe die Stadt punktuell ordnen und sie damit als Kunstwerk auszeichnen, wie in Paris mit der Place des Vosges, den Straßenplänen Roms oder den zentralen Plätzen in Nancy.

Innerhalb der barocken, Ordnung schaffenden Stadtgründungen zeigt sich die Nutzbarmachung der Geometrie und Mathematik besonders im Fortifikationswesen (beispielsweise von Vauban), da es als wichtiges Zeugnis barocken Selbstverständnisses die „gebaute Souveränität“ des Herrschers darstellt. Die Festungslehre wurde zu den Schlüsselwissenschaften der Epoche, zu der Architekten, Ingenieure und Offiziere, aber auch Juristen, Mediziner sowie Verwaltungsbeamte beitrugen. Zahllose Text- und Bildwerke, Lehrbücher und Traktate legen hiervon beredtes Zeugnis ab.²⁹²

Dem unregelmäßigen, unbeherrscht Gewachsenen wird das Beherrschte gegenübergestellt. Die Städte, eingeschlossen in schützende Bastionen, erscheinen, als seien sie – Juwelen gleich – in einer alles Schlechte abwehrenden Fassung geborgen. Die strenge Geometrie der Bauten betont die harte Trennung zwischen Stadt und Land; die geordnete, gebaute Welt wird abgesetzt von der ungeordneten, gewachsenen Welt der Natur.²⁹³

In den seltensten Fällen wurde in die Ordnungsmaschinerie die soziale Frage miteinbezogen, wie beispielsweise in Augsburg mit der Gründung der Fuggerei

²⁹⁰ Roeck, Bernd, „Stadtkunstwerke“, S. 24–25.

²⁹¹ Thomas Morus über die Städte Utopias, in: Morus, Thomas, *Utopia*, S. 59–60, zitiert nach Eaton, Ruth, *Die ideale Stadt*, S. 66.

²⁹² Duchhardt, Heinz und Schnettger, Matthias, *Barock und Aufklärung*, S. 83–84.

²⁹³ Roeck, Bernd, „Stadtkunstwerke“, S. 21.

ab 1516. Diese Wohnsiedlung für Bedürftige stellte ein kleines *Utopia* dar. Die dort Lebenden hatten es besser als jene, die in den Armenvierteln der Stadt oder in den Vorstädten hausten. Dies dankten sie einzig einer Familie: den Fuggern. Selbst hier in der Kleinheit dieser innerstädtischen Armensiedlung finden sich in den linear verlaufenden und sich rechtwinklig kreuzenden Straßen die Muster idealstädtischer Geometrisierung.

Das Hässliche und die Unordnung

Ordnung existiert selbstverständlich nur aus dem Grund, da es Unordnung und die Vorstellung des damit verbundenen Hässlichen gibt. Der Begriff „Klassizismus“, der immer schon bis zum heutigen Tag mit dem Guten und Schönen in Verbindung gebracht wird, leitet sich von dem Wort „Klassik“ ab und bezeichnet alle Kunstrichtungen, die sich auf die Werte der Klassik berufen. Nach allen klassizistischen Perioden treten jedoch anticlassische, freiere, im weitesten Sinne des Wortes „barocke“ Formen in Erscheinung. Die griechische Klassik wurde vom „barocken“ Hellenismus abgelöst, nach der „klassischen“ Renaissance kamen der Barock und das Rokoko, danach der „klassizistische“ Klassizismus. Je nach Zeitgeschmack wird zwischen schön und hässlich unterschieden, wobei Letzteres noch interpretationsbedürftig ist. „Das Hässliche an sich kann ein Exkrement, verwesendes Aas, ein mit Geschwüren übersätes, stinkendes Wesen sein, während das formal Hässliche eher in einer Ungleichheit in der organischen Beziehung zwischen den Teilen und dem Ganzen besteht.“²⁹⁴ Seit der Antike gilt jedoch, dass jede Form des Hässlichen durch eine getreue und künstlerisch wirksame Darstellung aufgehoben werden kann.²⁹⁵

In der Vorstellung der westlichen Kultur tritt Schönheit an einer Vielzahl von Orten, Gegenständen und Kunstwerken – Menschen nicht ausgenommen – in Erscheinung, deren Schönheit kollektiv nicht hinterfragt, sondern einhellig bejaht wird. So wird griechisch-antiken Statuen eine idealisierte Schönheit attestiert, und die Lage einer Stadt am Meer, Sandstrände mit Palmen, die Gebirgszüge der

²⁹⁴ Eco, Umberto, *Geschichte der Hässlichkeit*, S. 19.

²⁹⁵ Nach Aristoteles wirkt auch das Hässliche dadurch schön, während Plutarch davon spricht, dass das Hässliche zwar hässlich bleibt, aber durch die künstlerische Meisterschaft einen Widerschein von Schönheit erhält. Neben schön und hässlich existiert noch das Hässliche, das die Kunst abzubilden vermag; es ist nicht hässlich wie die Vorlage, sondern kann sogar auch schön sein; siehe Eco, Umberto, *Geschichte der Hässlichkeit*, S. 20.

Alpen, berühmte Schauspielerinnen und Schauspieler sowie die Musik Bachs oder anderer Komponisten wurden und werden als schön bezeichnet, ohne weiter darüber nachzudenken. Aber das nur Schöne ist nicht automatisch gut. Es bedarf eines Zusatzes, der bereits in der griechischen Antike eingefordert wurde: *kalós* (dt. schön) und *agathós* (dt. gut) sollten zur *kalokagathía* (dt. Schönheit und Gutheit) verschmelzen, einer auf den Menschen bezogenen Eigenschaft, die ein würdiges, schönes Aussehen mit den Tugenden Mut, Moral, Sportlichkeit und militärische Größe bezeichnet. Allerdings kann es sein, das hinter dieser Schönheit auch „nur“ die geistige Schönheit gesehen wurde, also eine Eigenschaft der Seele, die nicht mit dem Aussehen des Körpers übereinstimmt. Im Lichte dieses Schönheitsideals waren alle Menschen, deren Proportionen nicht durch ideales Maß, Symmetrie und harmonische Zahlenverhältnisse bestimmt waren, hässlich. Als hässlich galt auch alles Übertriebene, Widerstrebende, Unschickliche oder Unerwartete – Eigenschaften, die Unordnung provozieren. Der „kleine Mann“ kannte Ordnung nur im Zusammenhang mit Verordnungen; sein Alltag war selbstverständlich von Unordnung geprägt, also von Schmutz, Krankheit, Hunger, Tod, Auszehrung, fehlenden Bildungsmöglichkeiten, Streit, Ungerechtigkeit, Mord und Totschlag. Unordnung war subversiv, fatal und für Leib und Seele gefährlich. Auf der anderen Seite stellte die bewusst und gezielt eingesetzte Unordnung ein Privileg und einen Spaß des Adels dar, der hierauf insbesondere im Barockzeitalter nicht verzichten wollte (Kuriositätensammlungen, Hofnarren, Irrgärten etc.).

Die Sonnensymbolik

Aus der idealen geometrischen Form des Kreises lässt sich sinnfällig die von Anfang an als Himmelskörper zutiefst verehrte Sonne ableiten, die das Licht auf Erden garantiert und damit erst Leben ermöglicht. Als lebenspendendes Element, das in die Zukunft, in eine glückliche Zukunft weist, wurde die Sonne in Kultur, Religion und Kunst symbolhaft dargestellt und mit dem von Gott eingesetzten irdischen Herrscher gleichgesetzt.

Seit Beginn der römischen Kaiserzeit und im Rückgriff auf kleinasiatische Sonnenkulte wurden Herrscher mit der aufsteigenden Sonne, *sol oriens*, und der siegreichen Sonne, *sol invictus*, verglichen. Dem mit einer Strahlenkrone ausgezeichneten Kaiser wurde der Sonnengott Helios-Sol als göttlicher Begleiter und himmlischer Gegenpart zur Seite gestellt, wobei es im 3. Jahrhundert auch

zu einer Verschmelzung beider kommen konnte. Das Christentum übernahm wohl ebenfalls im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem kleinasiatischen Sonnenkult das Bild des Erlösers als Helios-Sol. Im heilsgeschichtlichen Kontext wurde Christus neben der Erlöserthematik auch als Richter und als Heilsbringer wiedergegeben.

Zur Sonnenikonographie gehört auch das Motiv vielfältig gearteter Lichterscheinungen (Glänzen, Feuer, Strahlen, Sterne, Kometen, Helligkeit, Weißheit etc.). Es ist seit Homer bekannt und wurde stets mit einer herausragenden Heldenfigur verbunden. Später, in der frühchristlichen Exegese, wurde eine solche Lichtmetaphorik auch verwendet, um eine „genealogische“ Linie von Aeneas und seinem Sohn Julius, den Protagonisten aus Vergils *Aeneis*, über Kaiser Augustus und Christus zu konstruieren. So wird das „friedenbringende“ Flammenzeichen, das Vergil in Zusammenhang mit Julius schildert, zunächst in Form diverser Lichterscheinungen bei Augustus exegetisch wiederaufgegriffen; hierdurch ergibt sich ein direkter Bezug zwischen dem Friedensbringer Augustus und dem friedlichen Prodigium des Julius, Sohn des Aeneas, Enkel der Venus, Gründer Roms und Stammvater des Geschlechts der Julier, aus dem schließlich auch Augustus hervorging. (Dabei ist wichtig, dass die Lichterscheinung bei Augustus nicht von einer im Licht glänzenden Waffenrüstung ausgehen darf – wie etwa beim trojanischen Fürsten und eponymen Helden Aeneas (beispielsweise *Aeneis* 10,569) –, damit der kriegerische Aspekt bei Augustus entfällt.) Die „friedlichen“ Augusteischen Lichterscheinungen werden wiederum als Antizipation des Sterns von Bethlehem betrachtet, der die friedbringende Herrschaft Christi ankündigt und in dem durch Augustus vorgebildeten Goldenen Zeitalter aufgeht. Es war daher kein Zufall, dass Christus sich der Welt in der Zeit des Augustus offenbart hat.

Das helle Strahlen von Kometen ist also ein bekannter Topos in Augusteischer Zeit, in die die Geburt Christi fällt. Das Zeichen der Sonne, ihrer Strahlen und ihrer Leuchtkraft fand als Lebensquelle und als zukünftiger Heilsbringer Eingang auch in die frühneuzeitliche Literatur, so bei Campanellas *Sonnenstaat*, der letztlich auch die Gestalt von geplanten Städten beeinflussen sollte. In der Urbanistik fand die Sonnensymbolik Verwendung in der Bildung kreisförmiger Stadtgrundrisse und in der strahlenförmigen Anordnung der Straßen, die von einem gemeinsamen Zentrum aus wie Strahlen in die Unendlichkeit weisen.

Sonnenuhr und *Ara Pacis* des Augustus

Mit Bezug auf den friedenspendenden Augustus sei auch auf das *Horologium Augusti* hingewiesen, eine gewaltige Sonnenuhr des Kaisers Augustus, die mit der stadtrömischen *Ara Pacis Augustae*, dem Friedensaltar des Augustus, in Beziehung steht. Beide wurden im Jahr 13 v. Chr. begonnen. Das *Horologium* stellt den größten Kalender aller Zeiten dar, ein riesenhaftes Monument, das als Siegesdenkmal gegen Ägypten, gegen Kleopatra und Antonius, ein Dokument der Macht und des Selbstverständnisses von Kaiser Augustus war. Diese Sonnenuhr war eine Horizontaluhr, die aus einem schwalbenschwanzförmigen Liniennetz im Boden des Platzes bestand. Der dazugehörige *Gnomon*, der Schattenwerfer oder „Zeiger“, war der erste Obelisk, der von Ägypten nach Rom gebracht worden war; er maß ursprünglich 29,42 Meter. Nachdem er 1792 wiederentdeckt wurde, stellte man ihn in der Nähe des Fundorts vor dem Palazzo Montecitorio auf, dem heutigen Sitz des italienischen Parlaments. Auf dem Sockel des Obelisken stand die Inschrift: „... als Ägypten in die Gewalt des römischen Volkes gebracht war, gab er [Augustus] die Sonne als Geschenk.“²⁹⁶

Der Obelisk trug eine Kugel, deren Schatten zur Tagundnachtgleiche der gerade von West nach Ost verlaufenden Äquinoktienlinie folgte, die genau durch die Mitte der *Ara Pacis* führte.

Der 23. September, also die Herbst-Tagundnachtgleiche und der Beginn des Sternzeichens Waage, war der Geburtstag von Augustus. Neun Monate vorher, zur Wintersonnenwende, dem Beginn des Sternzeichens Steinbock, war der Tag seiner Empfängnis. Die Sonnenuhr war also auf den Empfängnis- und Geburtstag des Kaisers ausgelegt. Eingeweiht wurde sie am 30. Januar 9 v. Chr., dem Geburtstag von Augustus' Gattin Livia, was die Bedeutung des Themas „Geburts- tag“ noch unterstreicht.

Laut dem römischen Biographen Sueton wurde Augustus kurz vor Sonnenaufgang geboren²⁹⁷, mit ihm ging also die Sonne auf, es begann ein neuer Tag. Der Schatten des *Gnomon* wanderte am 23. September von Morgen bis Abend etwa 150 Meter auf der Tagundnachtgleichenlinie entlang zur Mitte der *Ara Pacis*. Es führt somit eine direkte Linie von der Geburt des Kaisers zur *pax*; sie demonstriert, dass Augustus für den Frieden geboren wurde.

Den Schatten warf wie erwähnt eine Kugel, Symbol der Herrschaft über die Welt, die jetzt befriedet war. Die Kugel wiederum wurde getragen von dem Obelisken, dem Denkmal des Sieges über Ägypten. Der Sieg über Ägypten und

²⁹⁶ Zur Sonnenuhr und *Ara Pacis* allgemein siehe Buchner, Eduard, *Horologium*, S. 241.

²⁹⁷ Sueton, *Augustus* 5; zitiert nach Buchner, Eduard, *Horologium*, S. 242.

Antonius war also die Voraussetzung für den Frieden. Am Wendekreis des Steinbocks, der Augusteischen Empfängnislinie, fängt die Sonne wieder an zu steigen. Mit Augustus begann also ein neuer Tag, ein neues Jahr, eine neue Ära, und zwar die Ära des Friedens mit all seinen Segnungen wie Fülle und Glückseligkeit.

Zur *Ara Pacis* gehört das *Ustrinum*, der Verbrennungsort des Kaisers. Der Gebäudekomplex umspannte also Anfang und Ende des Herrschers, Geburt und Grab. Auch der Obelisk verweist bereits auf das Ende: Er ist nicht genau genordet, sondern auf das kaiserliche Mausoleum ausgerichtet, das neben der *Ara Pacis* liegt und 15 Jahre vor der Sonnenuhr gebaut wurde.

Geometrische Ordnungsmuster von Städten

Nach den Idealvorstellungen der Neuzeit bildet die Stadt ein geordnetes Ganzes, was sich in geometrischen Reißbrettplanungen und einheitlicher Bebauung zeigen sollte. Vorbild für die Regulierung einer schon bestehenden Großstadt durch gerade Straßen und geometrische Stadtgrundrisse wurde das um 1600 auf Initiative von Papst Sixtus V. neu geordnete Rom. Turin dehnte im 17. und 18. Jahrhundert seinen römisch-antiken Stadtgrundriss in drei Erweiterungsphasen mit einheitlicher Bautypologie auf neue Areale aus. Im deutschen Südwesten veranlassten die Zerstörungen unter Ludwig XIV. die Fürsten, ihre Residenzen von den Höhenlagen nach Westen in die Rheinebene zu verlegen. Diese Neugründungen verdeutlichten mit ihrer Geometrie der Idealstadt den Zugriff des Herrschers auf den Raum. Rastatt beispielsweise (und später auch Saarbrücken) nahm dabei Motive aus Versailles auf wie den berühmten Dreistrahl der auf das Schloss zuführenden Hauptstraßen, den Gänsefuß. Der ordnende Zugriff des Herrschers auf das Staatsgebiet über Schloss und Stadt hinaus wurde sichtbar, wenn Straßen, Waldschneisen oder Sichtachsen den Fürstensitz mit Nebenschlössern, markanten Monumenten oder Städten seines Territoriums verbanden (so in Saarbrücken, siehe Kapitel VII, Abschnitt „Die Blickachsen“; Turin ist von einem Kranz von Schlössern und der Wallfahrtskirche Superga umgeben).²⁹⁸

Im Barock lassen sich zwei unterschiedliche Tendenzen erkennen, Residenzschloss und Stadt neu in Beziehung zu setzen: War der ursprüngliche Fürstensitz während kriegerischer Auseinandersetzungen zerstört worden, so wurde er

²⁹⁸ Hesse, Michael, „Geordnete Welt“, S. 174–176.

meist nicht wieder aufgebaut, sondern an anderer Stelle neu errichtet. War der alte Sitz jedoch nicht zerstört worden, wurde er auch dann nicht abgerissen, wenn aus Gründen der Modernität eine neue Residenz an anderem Ort errichtet wurde; in diesen Fällen gab es künftig zwei Residenzen, eine alte und eine neue. Ganz selten wurde – wie in Saarbrücken – die alte Residenz abgerissen und eine neue am selben Ort errichtet. Die Vorstellung, Wilhelm Heinrich habe das Saarbrücker Schloss aus einem Gefühl dynastischer Verbundenheit am alten Fürstensitz belassen, ist für damalige Verhältnisse untypisch und nicht die Regel.

Im Großen und Ganzen existierten nur zwei Ordnungsmuster idealer Stadtanlagen; diese waren allerdings signifikant unterschiedlich: die radiale Gestaltung mit ihren Varianten sowie die quadratische Gestaltung; daneben gab es Kombinationen beider Muster. Während Festungsstädte gerne rund waren, also das radiale Muster bevorzugten, wiesen quadratische Städte auf (geplanten) Zuwachs hin. Eine Ausnahme von beiden Formen stellt die lineare Straßensstadt dar, deren Form der Topographie geschuldet ist.

Die Auswahl der Stadtform – radial oder quadratisch –, die ein Herrscher für sich traf, ist vergleichbar mit der Wahl der möglichen Kirchenform: Hier gab es den seit frühchristlicher Zeit dominierenden Zentralkirchenbau, der in der Renaissance wiederbelebt wurde, oder Kirchen in der Form eines lateinischen Kreuzes; entsprechend unterschiedlich war die Platzierung des Altars: in der Mitte oder im Ostchor.

Die Radialstadt

Exemplarisch für die radiale Form sind Festungsstädte wie das venezianische Palmanova (Abb. 19), bei denen die Artillerie vom Mittelpunkt aus in alle Richtungen gleich weit auf den Feind feuern kann; gleichzeitig ist dieser Mittelpunkt für die Soldaten der geschützte Ort, da er bei Beschuss am weitesten vom Feind entfernt liegt.

Radiale Planstädte können sich selbstverständlich auf utopische Städte wie den *Sonnenstaat* von Campanella beziehen, der in der Tat extrem autoritär ist; die Sonne als Zeichen der lichten Helligkeit, die über allem strahlt und im Zentrum des Lebens steht, findet sich ja schon im Namen dieser Utopie. Die symbolische Bedeutung des Kreises und insofern auch der Sonne liegt darin, dass der Kreis weder Anfang noch Ende besitzt und daher Ausdruck einer Unendlichkeit ist, die eigentlich nur Gott zugesprochen werden kann. Die Struktur des

Dreistrahls oder Gänsefußes, also die Wiedergabe eines Kreisabschnitts, findet sich überall in Europa: unter anderem in Versailles, in Aranjuez in Spanien, in Peterhof bei St. Petersburg, bei der Piazza del Popolo (Abb. 18) in Rom, im piemontesischen Venaria Reale, im ungarischen Esterházy sowie in Rastatt.²⁹⁹

Im Folgenden sollen drei deutsche Radialstädte näher beschrieben werden.

Rastatt: Nachdem 1697 der Pfälzische Erbfolgekrieg beendet und Frieden mit Frankreich geschlossen worden war, begann der Wiederaufbau des Landes Baden-Baden und somit auch der dortigen zerstörten Residenzstadt. Mit Rastatt entstand die erste barocke Residenzstadt auf deutschem Boden. Sie stellt eine Kombination zweier Planstädte dar: der von Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden selbst besuchten Planstadt Turin mit ihrem Straßennaster sowie des markanten Straßensystems von Versailles mit dem Dreistrahl.

Der italienische Architekt und Baumeister Domenico Egidio Rossi errichtete im Mittelpunkt der Stadt den Marktplatz mit den Prunkbauten des Rathauses und der Stadtkirche, also den beiden Hoheitssymbolen städtischer Selbstdarstellung, die in deutschen Städten nicht fehlen durften.³⁰⁰ Die Repräsentationsbauten auf der Hauptachse wurden symmetrisch beiderseits der eigentlichen Mittelachse der Anlage angeordnet, die vom Ehrenhof des Schlosses die Hauptstraße rechtwinklig schneidet. Rossi orientierte sich gestalterisch an dem von Versailles ausgehenden idealstadttypischen Dreistrahl, der hier funktional erweitert wurde.³⁰¹

Bruchsal: Unter den großen Residenzen in Südwestdeutschland ist die von Bruchsal die einzige Residenz eines geistlichen Herrschers. Die Anlage ist in eine Vielzahl von kleineren Trakten und Pavillons aufgegliedert, die die unterschiedlichsten Funktionen als Behördenbauten erfüllten. Damit entspricht sie weniger den Residenzschlössern von Rastatt oder Mannheim, sondern eher den Vorstellungen von Lustschlössern wie etwa dem leider 1793 während der Revolutionskriege zerstörten Schloss Favorite in Mainz.³⁰² Die größtenteils gemalte Fassadenarchitektur des Bruchsaler Schlosses betont diesen Charakter noch. Die Anlage war ab 1720 vor den Toren der eigentlichen Stadt für den Speyrer Fürstbischof Kardinal Damian Hugo von Schönborn errichtet worden

²⁹⁹ Stober, Karin, „Sonne“, S. 121.

³⁰⁰ Engel, Martin, *Forum Fridericianum*, S. 234–236.

³⁰¹ Diese Straßen, die ansatzweise ein radiales System andeuten, wurden dann später in Karlsruhe kreisrund in vollendeter Weise realisiert. In Richtung Schloss fokussieren sie andererseits die Umwelt auf den baulichen wie gedachten Mittelpunkt des Landes: das Schloss. Siehe Reinhard, Eugen, „Oberrheinische Kulturlandschaft“, S. 37–38.

³⁰² Mertens, Klaus, „Residenzen“, S. 26.

und weist die Besonderheit auf, dass die einzelnen Behörden in jeweils eigenen Gebäuden in unmittelbarer Nähe des Schlosses angesiedelt sind. Die Aufteilung des Residenzschlosses in verschiedene Bauglieder sollte verhindern, dass bei einem Brand gleich das gesamte Schloss vernichtet wurde. Diese Überlegung war vor dem Hintergrund der häufigen französischen Zerstörungen in Südwestdeutschland zwar plausibel, verlor aber im Zweiten Weltkrieg durch die Flächenbombardements ihren Sinn. Die wiederaufgebaute Residenz erstrahlt heute im alten Glanz und stellt wieder eine der reizvollsten Anlagen Europas dar.

Karlsruhe: Anstelle der Karlsburg, der alten, 1689 von den Franzosen zerstörten Residenz in Durlach, wollte Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach 1715 nördlich der Stadt ein Lustschloss erbauen, das nach und nach zur heutigen Karlsruher Schlossanlage mit den schrägen Seitenflügeln und dem rückwärtigen, noch aus dem Mittelalter stammenden Turm ergänzt wurde.³⁰³ Der barocke Karlsruher Stadtgrundriss stellt eine Weiterführung der Idee von Versailles dar, mit drei vom Schloss ausgehenden Straßen den Machtfaktor des Königs sozusagen in die Unendlichkeit und in alle Himmelsrichtungen zu transferieren. Da um Karlsruhe zudem ein gesamter Straßenkreis gezogen wurde, verkörpert es die perfekte Vollendung des in Versailles vorliegenden Kreischnitts.

Mit der Verlängerung der Radialstraßen erfolgte der stetige Ausbau der Stadt, da der Hof, der Adel und die Gesellschaft sowie die arbeitende Bevölkerung, die für die Infrastruktur zuständig war, sich hier niederließen. Auf der Rückseite des Schlosses befanden sich 24 Alleen. In unmittelbarer Nähe entstanden dort kleine Gebäude, die sich um den Schlossturm gruppierten und für die Zerstreuung des Fürsten, aber auch für die reibungslose Versorgung des Schlosses und der Schlossbewohner sorgten. Hier waren Werkstätten, eine Metzgerei, Lagerräume, Wohnungen für die Wachen und Ähnliches untergebracht. Der Lustgarten war mit über 4 000 Pomeranzen-, Zitronen-, Orangen- und Lorbeerbäumen bepflanzt. Er besaß eindeutig eine trennende Funktion, da eine Verbindung zur Bürgerstadt offenbar in keiner Weise gewollt war. Verstärkt wird dieser Eindruck durch den Umstand, dass die Wohngebäude im Zirkelschlag zweigeschossig waren; es folgten einstöckige Modellhäuser, danach verlor sich die Stadt in die Umgebung. Die Zirkelbauten erscheinen daher wie eine Wand oder ein Wall, der gewissermaßen schützend vor die eigentliche Stadt gestellt wurde. Das Schloss öffnet sich als Zweiflügelanlage weit gegen die Stadt und umfasst eine Kombination aus Ehrenhof und französischem Garten.

³⁰³ Dresch, Jutta, „Markgraf Karl Wilhelm“, S. 130–136. Der eigentliche Architekt war selbstverständlich nicht der Markgraf, sondern Jacob Friedrich von Batzendorf; siehe ebd., S. 130.

Die Quadratstadt

Die quadratische Form findet sich in Deutschland in deutlichster Ausprägung erstmals in Mannheim. Die Überlegung, ob zentralistisch-radiale Lösungen einem „autoritären, absoluten Machtanspruch“ das Wort reden würden, während eine quadratische Ausrichtung einem „bürgerlich-pluralistischen Gesellschaftsentwurf“ entspreche, ist müßig, da nicht entscheidbar.³⁰⁴ Denn auch Städte, die durch Quadrate gekennzeichnet sind, künden nicht von sich aus von einer egalitären, sozialen und politischen Struktur, da auch sie gleichförmig und militärisch gestaffelt sind und einem Kollektiv ähneln, das alles Freiheitlich-Bürgerliche zu ersticken droht. Dafür erlaubt der quadratische Grundriss von „Stadtvierteln“ das bequeme Entstehen und Weiterentwickeln einer Stadt, da sie schnell und ohne Probleme, quasi industriell, mit Musterhäusern erbaut und je nach Bedarf vergrößert werden kann. Somit ist schließlich auch die Gleichförmigkeit des Bauens garantiert.

Das Quadrat findet sich auch in Form des Würfels und widerspiegelt damit – wie oben erwähnt – unter anderem das quadratförmige Himmlische Jerusalem, das in der Architektur von Kirchen anklingt, wenn Höhe, Breite und Tiefe der Vierung identisch sind.

Bedeutende Beispiele von Quadratstädten sind das im Folgenden beschriebene Freudenstadt im Schwarzwald sowie Mannheim.

Freudenstadt (Abb. 20) ist eine der wichtigsten und frühesten idealstädtischen Siedlungen in Deutschland. Sie wurde zu Beginn des 17. Jahrhunderts von dem aus Herrenberg stammenden Baumeister Heinrich Schickhardt geplant; Auftraggeber war Herzog Friedrich I. von Württemberg. Schickhardts Tätigkeitsbericht ist zu entnehmen, dass der Herzog sein Schloss im Mittelpunkt der Stadt haben wollte und nicht am Rand, wie es in einer früheren Planungsphase vorgesehen war. Das regelmäßige Viereck der Stadtgestalt sowie des Marktplatzes war geblieben. Das Quadrat wurde zu Rastern perpetuiert, was insbesondere die Idealstädte des schwedischen Ostseereichs oder Städte wie Palmanova prägte. Kruft betont den symbolischen Charakter des Quadrates als besonderes Zeichen des Protestantismus. Der vom Herzog berufene Pfarrer Andreas Veringer setzte die Stadt als „geistliche“ und „himmlische“ Freudenstadt dem (ebenfalls auf einem quadratischen Grundriss basierenden) Himmlischen Jerusalem gleich.³⁰⁵ Die Konzeption geht von dem ursprünglich antiken, in der Re-

³⁰⁴ Stober, Karin, „Sonne“, S. 125.

³⁰⁵ Kruft, Hanno-Walter, „Utopie und Idealstadt“, S. 78–80, siehe allgemein auch Sönke, Lorenz, „Freudenstadt“.

naissance wiederaufgegriffenen Ideal des geometrischen Musters aus, wie es in Thomas Morus' *Utopia*, in Dürers *Etliche Unterricht zur Befestigung ...* (1527) und in den Veröffentlichungen Girolamo Cataneos behandelt wurde. Freudenstadt weist eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Plan einer Idealstadt aus Dürers *Etliche Unterricht* sowie mit der Struktur der utopischen Stadt Christianopolis von Johann Valentin Andreae (vor 1619) auf, der wiederum von Dürer sowie von Campanellas *Civitas Solis* beeinflusst worden war.

Mannheim: Anlass für die Neugründung Mannheims durch Friedrich IV. von der Pfalz im Frühjahr 1606 war keine Zerstörung. Vielmehr sollte in Form der Zitadelle Friedrichsburg eine Schutzfestung der geplanten protestantischen Union gegen das katholische Frankreich entstehen; zudem war für die geplante Ansiedlung reformierter Glaubensflüchtlinge aus Frankreich ein Ausbau des bisherigen Dorfes Mannheim zur Stadt erforderlich. (Letztlich ließen sich in Mannheim jedoch vor allem Protestanten aus den Spanischen Niederlanden nieder.) Die Stadt Mannheim und die eigentliche Festung Friedrichsburg, die gegen den Rhein gerichtet ist, scheinen sich symbiotisch zu vereinen. Die Zitadelle besteht aus einem siebenstrahligen Stern mit vier kleineren Bastionen zur Feldseite hin. In ihrer inneren architektonischen Gestaltung ist sie dem Palmanova-Typus nicht unähnlich; die Gebäudereihen sind am Siebenstern der Bastionen ausgerichtet. Die Stadt besitzt acht Bastionen; die Gebäude sind im rechten Winkel zueinander orientiert und bilden so die Grundlage für das Schachbrettmuster der späteren Stadtentwicklung.

Die lineare Straßenstadt

Eine besondere, wenn auch ganz einfache Struktur weisen Idealentwürfe von Straßenstädten auf, die auf kleinstem Raum den Erfordernissen einer Residenz entsprechen und doch allen idealen Ansprüchen genügen. Insbesondere eine Region in Deutschland besitzt etliche dieser Residenzstädte, die durch ihre topographischen Begebenheiten zu linearer Kleinheit neigen: die Hohenlohe. In den Ebenen liegen Städte wie Öhringen, Ingelfingen, Pfedelbach und Weikersheim, auf den Bergrücken oder Bergspornen die Städte Langenburg, Kirchberg, Waldenburg, Schillingsfürst und Bartenstein.³⁰⁶ All diese kleinen Residenzorte besaßen eigene Hofhaltungen, Verwaltungen, Hof- und Beamtschaft. Im ausgehenden 17. Jahrhundert, nach den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges,

³⁰⁶ Wüst, Pia, *Schloss Bartenstein*, S. 31–32.

regte sich hier ein allgemeiner „Bauwurm“ – um einen beliebten Begriff der hochadeligen Familie der Schönborns für ihre Bauliebhabe zu verwenden – zwischen den einzelnen untereinander konkurrierenden Adelslinien.³⁰⁷ Die Platzierung des eigentlichen Herrschersitzes an der Spitze eines Bergsporns ist für eine mittelalterliche Burg sinnvoll, für ein Renaissance- oder Barockschloss ausgesprochen majestätisch. Gemeinsam ist diesen Städten der Anschluss des Schlosses an einen größeren Platz, an dem die verschiedenen Ämter und Behörden des Kleinstterritoriums von bis zu mehreren Hundert Einwohnern ihre Niederlassung hatten. Der Platz mündete schließlich in eine längere Straße mit den Wohnungen der Handwerker und Bediensteten sowie Wirtschaften und Krämerläden. Die Form der Stadt mit der Residenz gewissermaßen als Kopf eines ansonsten schlanken Organismus orientierte sich naturgemäß am Verlauf der topographischen Gegebenheiten. Die Hauptstraße konnte sich an ein bis zwei Stellen kreuzen, je nachdem, wie es die geographische Lage zuließ. Die Straßen der Residenz endeten jeweils an Stadttoren, die jedoch nur theoretische Befestigungen waren und keine wirklichen fortifikatorischen Aufgaben übernahmen.³⁰⁸

Innenpolitisch motivierte Neugründungen

Auf Befehl des württembergischen Herzogs Eberhard Ludwig wurde 1704 nördlich von Stuttgart ein Schlossneubau in Angriff genommen. Während zunächst nur ein Lustschloss vorgesehen war, erweiterte sich die Planung in Richtung einer Neusiedlung: Schloss und Ort Ludwigsburg entstanden; 1718 wurde die Siedlung zur Stadt erhoben. Ludwigsburg trat nun in Konkurrenz zur älteren Residenzstadt Stuttgart, wo die in Württemberg einflussreichen und mächtigen Landstände tagten. Die Herzöge zogen es vor, auf räumliche Distanz zu diesen zu gehen, und hielten sich vorwiegend in Ludwigsburg auf. Später wurde Herzog Carl Eugen allerdings so bedrängt, doch wieder nach Stuttgart zurückzukehren, dass er unter der Voraussetzung einwilligte, dass die Landstände ihm erlaubten, in Stuttgart ein neues Schloss zu errichten, was schließlich auch geschah.

³⁰⁷ Der Konkurrenzdruck entstand unter anderem dadurch, dass etwa die Linie Hohenlohe-Waldenburg katholisch war, im Gegensatz zum protestantischen Neuenstein; siehe Stober, Karin, „Hohenloher Residenzen“, S. 40–41.

³⁰⁸ Stober, Karin, „Hohenloher Residenzen“, S. 42–43.

Die gewaltige, einen großen Innenhof einrahmende barocke Vierflügelanlage von Schloss Ludwigsburg entstand unter der Planung der Architekten Johann Friedrich Nette (Dreiflügelanlage) und Donato Giuseppe Frisoni (abschließender Südflügel); beim Tod Herzog Eberhard Ludwigs 1733 war sie schließlich vollendet. Neben dem Südflügel schuf Frisoni unter anderem noch die Schlosskirche und die Ordenskapelle. Nördlich des Schlosses entstand in der Weiterführung seiner Mittelachse das wunderschöne Lust- und Jagdschlösschen Favorite (Frisoni, 1717–1723). Im Osten des Schlosses befinden sich Gebäude für die höhere Beamtenchaft.³⁰⁹

Nach der Verlegung der herzoglichen Residenz von Stuttgart nach Ludwigsburg erlebte die sich anschließende, rechtwinklig angelegte Stadt einen raschen Aufschwung. Der mit Stadt und Schloss nicht vertraute Reisende vermutet den Eingang des Schlosses im Norden oder Süden, also auf der Längsachse der Anlage. Er liegt aber untypischerweise im Westen, auf der Querachse, und ist somit herrschaftsikonographisch wenig sinnvoll. Schloss und Stadt bilden keine Einheit, sondern sind durch eine sehr breite, unschöne Straße voneinander getrennt, heute eine mehrspurige, dröhnende Bundesstraße. Das in Stadtrandlage befindliche Schloss ist darüber hinaus auch nicht mittig zur Stadt hin ausgerichtet, denn vom westlichen seitlichen Ehrenhof führt die Straße in den nördlichen Teil der Stadt, direkt zum ehemaligen Marstall.

Der Schlossplatz als städtebauliches Element

Im Barock erfuhr der Schlossplatz eine gewaltige Veränderung. Es war der Italiener Gian Lorenzo Bernini, der mit dem 1656–1667 angelegten Petersplatz vor dem Petersdom in Rom die Dimensionen der Stadtbaukunst veränderte. Die Größe des Petersplatzes erschien angesichts der Tatsache, dass es sich um die wichtigste Kirche der Christenheit handelte, nicht nur gerechtfertigt, sondern war zur Aufnahme der Pilgerströme auch funktional erforderlich. Etwas später wurde diese Weiträumigkeit für das Hôtel des Invalides in Paris übernommen. In Versailles erhielt die Place d'Armes ihre monumentale Größe.³¹⁰

³⁰⁹ Reinhard, Eugen, „Oberrheinische Kulturlandschaft“, S. 39–40.

³¹⁰ Zum Thema Schlossplatz siehe das Buch von Engel, Martin, *Forum Fridericianum*; zum Forum Fridericianum siehe auch noch Nicolai, Bernd, „Berlin“, S. 138–143.

Es gab im Barock unverkennbar Bestrebungen, das Schloss durch einen Schlossplatz auf Distanz von der übrigen Stadt zu halten. In Deutschland ist der Mannheimer Schlossplatz wohl die größte realisierte Anlage; größer noch wäre das Forum Fridericianum in Berlin unter Friedrich II. ausgefallen, von dem jedoch „nur“ die kleine Lösung ohne Schloss, der heutige Bebelplatz an der Straße Unter den Linden, übriggeblieben ist. Das Phänomen der Schlossanlagen mit monumentalen Residenzplätzen tritt um 1720 etwa gleichzeitig in Mannheim, Würzburg und Bruchsal in Erscheinung. Bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches entstanden weitere großzügig angelegte Residenzplätze in Münster, Stuttgart, Ludwigslust, Koblenz und Kassel.

Im Wesentlichen können zwei Grundformen der Platzgestaltung unterschieden werden. Die häufiger anzutreffende Form lässt sich auf eine quer vor dem Schlosshof verlaufende Hauptstraße zurückführen, die auf sehr unterschiedliche Weise in die Schlossanlage integriert wurde. Bei der zweiten Form handelt es sich um die räumliche Erweiterung des Schlosshofs durch einen nicht verschließbaren Vorhof oder Vorplatz. Tendenziell findet meist eine Vermischung dieser beiden Grundformen statt.

Obwohl den beteiligten Bauherren und Architekten die Einmaligkeit und herausragende Bedeutung des großflächigen Vorplatzes durchaus bewusst war, wurde die Realisierung der Schlossplätze beziehungsweise die Gestaltung der Platzränder (wie im Falle von Würzburg und später von Koblenz) oft hintangestellt.

Aufgrund der geringen Anzahl monumentaler Residenzplätze in Deutschland erscheint die jeweils gefundene Lösung als ein aus der besonderen Situation entwickelter Sonderfall. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die knappen Bemerkungen, die die architektonischen Lehrbücher von Johann Friedrich Penther und seinen deutschen Kollegen dem Thema Schlossplatzgestaltung widmen. Dort findet man zwar die Feststellung, dass zu einem Schloss selbstverständlich ein Platz gehört, es fehlen aber verbindliche Anregungen oder gar Regeln zur Gestaltung von Schloss- und Residenzplätzen. Der einzige konkrete Hinweis besteht darin, dass man Schlossplätze mit Brunnen und Bäumen sowie mit Ehrenportalen oder Säulen (wie die Mariensäule auf dem Münchener Marienplatz) schmücken könne, um sie von einfachen Marktplätzen zu unterscheiden. Eine Anleitung zur Platzgestaltung mit Hilfe architektonischer Mittel sucht man jedoch vergeblich. Einheitlich geformte Plätze nach französischem Vorbild waren den deutschen Traktatschreibern nicht bekannt und kamen für die deutschen Territorialfürsten offenbar auch nicht in Frage. Ebenso wenig stan-

den die Pläne norditalienischer Schlossplätze, insbesondere des Schlossplatzes von Turin, als vorbildliche Lösungen zur Verfügung. Die Idee der Platzgestaltung mit gleichförmigen Fassaden konnte sich in der deutschen Stadtbaukunst nicht durchsetzen. Selbst zaghafte Versuche scheiterten an den Anwohnern, die offenbar nicht bereit waren, ihre Häuser einem übergeordneten Baugedanken folgend zu erneuern. Eindeutig belegt ist ein Beispiel in Kassel. Dort bemühte sich Oberhofbaumeister Simon Louis du Ry im Auftrag des Landgrafen Friedrich II. vergeblich, die Häuser am Steinweg, deren Rückfronten zur Rennbahn gerichtet waren, mit einer einheitlich gestalteten Fassade zusammenzufassen, um dem erneuerten Schlossplatz auch eine stattliche Randbebauung zu geben.

In Münster und Stuttgart beispielsweise entstanden riesige Residenzplätze anstelle der zunächst geplanten, weitaus kleineren äußeren Schlosshofbereiche, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Hinblick auf die Staatsrepräsentation und das Zeremoniell offenbar bedeutungslos wurden und als überflüssiges Beiwerk gestrichen werden konnten. Insofern erscheinen die Residenzplätze als monumentale Provisorien und geschickt kaschierte Vorhalteflächen für eine unbestimmte zukünftige Entwicklung. Umso bedeutender ist, dass Alessandro Galli-Bibiena für die kurpfälzische Sommerresidenz Schwetzingen 1748 die Idee entwickelte, vor dem Ehrenhof einen Großen Platz anzulegen, der dem herrschaftlichen Lustschloss einen ungemein bemerkenswerten Anblick verliehen hätte, aber nie realisiert wurde. In Karlsruhe schließlich wurde statt eines Schlossplatzes ein prächtiger Vorgarten zwischen Schloss und Stadt angelegt.

Das schon in seinen Anfängen gescheiterte Projekt des Berliner Forum Fridericianum stellt angesichts dieser Beispiele eher die Regel als eine negative Ausnahme dar.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde europaweit die Monumentalisierung der Schlossbauten und damit verbunden auch die der Residenzplätze weiter vorangetrieben. Ein herausragendes Beispiel ist das ab 1752 für Karl von Bourbon, der als Karl VII. König von Neapel und Sizilien war, errichtete Landschloss Caserta bei Neapel. Nach dem Vorbild des Petersplatzes entwarf Luigi Vanvitelli den Schlossplatz als ein riesiges Oval mit einheitlicher Randbebauung.

Etwa zur gleichen Zeit keimte auch in St. Petersburg die Idee zum größten europäischen Residenzplatz. Francesco Bartolomeo Rastrelli plante vor der rund 200 Meter langen Hauptfront des 1754–1762 errichteten Winterpalastes, der Hauptresidenz der Zaren, einen riesigen Rundplatz mit Ringkolonnade. Wie so

viele Pläne zur Platzgestaltung wurde jedoch auch dieser nicht verwirklicht. Seine heutige Form erhielt der Platz schließlich durch das ab 1819 errichtete Generalstabsgebäude von Carlo Rossi. Die beiden Trakte dieses riesigen Gebäudes sind durch einen Triumphbogen zum Gedenken an den russischen Sieg über Napoleon im Jahre 1812 verbunden und bilden eine 580 Meter lange, im Halbrund zurückschwingende Fassade. Der Schlossplatz und der zugleich angelegte 800 Meter lange Paradeplatz vor der Admiralität stellen eine Einheit dar.

VI. Die ideale Stadt



Abb. 18

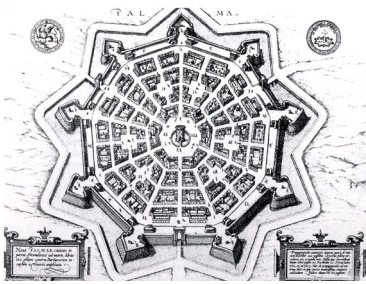


Abb. 19

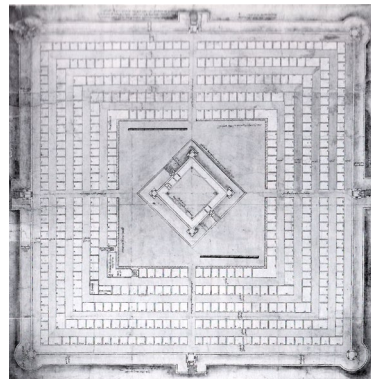


Abb. 20

Abb. 18: Giovanni Battista Piranesi, Piazza del Popolo, aus: *Le Vedute di Roma*, Radierung, nach 1751, Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich

Abb. 19: Georg Braun und Franz Hogenberg, Der Grundriss von Palmanova, aus: *Civitas Orbis Terrarum*, Köln, 1598, Bayerisches Nationalmuseum, München

Abb. 20: Heinrich Schickhardt, Der Grundriss von Freudenstadt, Württembergisches Hauptstaatsarchiv, Stuttgart

VI. Die ideale Stadt

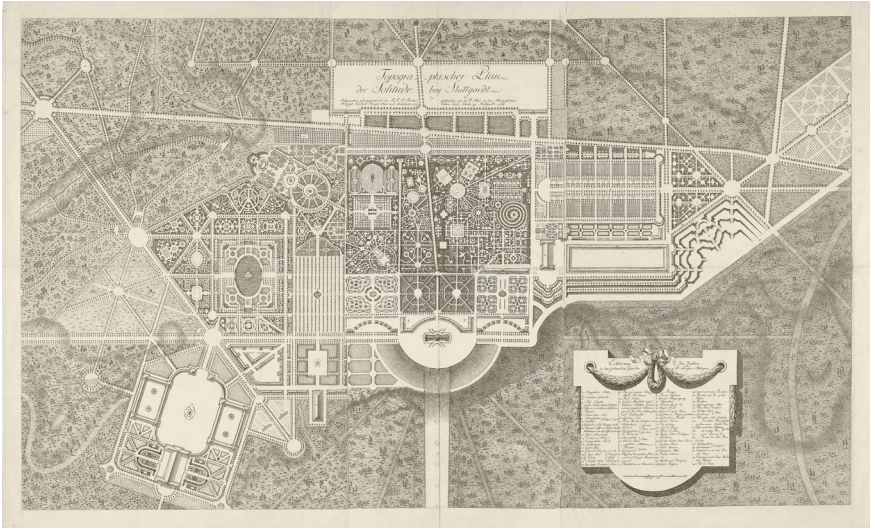


Abb. 21

Abb. 21: Gottlieb Fischer Abel, Topographischer Plan der Solitude bey Stuttgart, 1784, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

VII. Die Idealität Saarbrückens

Noch habe ich bei meinem fernern Leben den vor kurz erwählten Bau, Gott sey Danck, glücklich zu Ende gebracht. Die völlige inwendige Ausbauung des neuen Kirchenbaues hingegen verhinderte der leyder, ach leyder erfolgte betrübte gar zu frühzeitige Todesfall des Durchlauchtigsten Fürsten Wilhelm Heinrich.³¹¹

Für die Gründung von Idealstädten gab es – wie oben gesehen – verschiedene Gründe. Ausschlaggebend für die Neuplanung von Saarbrücken war zum einen die Verheerung von Residenz und Stadt im Jahr 1677, aber auch die Teilung des umfangreichen Nassau-Usinger Gesamtbesitzes durch die beiden Söhne Wilhelm Heinrichs I. im Jahr 1735 spielte eine Rolle: Karl erhielt das rechtsrheinische Gebiet mit Zentrum Usingen und Biebrich (= heute Wiesbaden), Wilhelm Heinrich II. das linksrheinische Territorium mit Saarbrücken als Zentrum. Wilhelm Heinrich II., ab 1741 regierender Fürst von Nassau-Saarbrücken, wollte in dieser Gemengelage einen umfassenden Neuanfang.

Wenn der Umbau Saarbrückens auch nicht vergleichbar war mit den Stadtgründungen oder Stadterweiterungen der deutschen Kurfürsten, des preußischen Königs oder des Kaisers in Wien, so steht diese kleine Residenzstadt doch exemplarisch für den unbändigen Wunsch jener mindermächtigen, die Mehrzahl der Reichsfürsten stellenden Herrscher nach umfangreicher Repräsentation, größtmöglicher Selbstdarstellung und herrschaftlicher Prachtentfaltung – und für ihren entsprechenden Gestaltungswillen. Mit wachsender baulicher Pracht wuchsen gleichzeitig Prestige und Einfluss des jeweiligen Fürsten, so sehr das aus heutiger Sicht befremden mag. Entsprechend war auch Versailles, das größte Vorbild, nicht Ausdruck von Größenwahn, sondern wohldurchdacht, um sichtbar zu demonstrieren, dass sein Herrscher den ersten Platz unter den Mächten Kontinentaleuropas einnahm. Eine solche Sichtbarmachung war nötig, wenn die Plätze für ein „Fürstenranking“ vergeben wurden.

Die Kehrseite dieses barocken Selbstverständnisses war die Verschuldung der Fürsten. Im nordfränkischen Arolsen etwa sollte das neue Residenzschloss des Fürsten von Waldeck und Pyrmont ursprünglich der Mittelpunkt der neuen

³¹¹ Stengel, Friedrich Joachim, „Lebens-Lauff“, S. 52. Zu Stengels Architektur siehe auch Güthlein, Klaus, „Spätbarocke Architektur“, S. 34.

Residenz sein. Da sich Planungsanspruch und Realisierung jedoch nicht deckten und die Hälfte der Stadt gar nicht gebaut wurde, blieb dem Schloss nur die Stadtrandlage übrig. In Saarbrücken dauerte die barocke Umgestaltung fast vierzig Jahre; sie griff über den Tod von Wilhelm Heinrich hinaus auf seinen Sohn Ludwig über, der noch lange die Schulden abbezahlen musste, wovon auch Knigge berichtet.³¹² Ludwig XIV. schließlich hatte sich derart verschuldet, dass Ludwig XVI. darüber Krone und Haupt verlieren sollte.

An dieser Stelle muss noch einmal betont werden, dass es sich beim Ausbau Saarbrückens unter Wilhelm Heinrich weder um eine Neugründung noch um den Wiederaufbau einer vollkommen zerstörten Stadt handelte. Die Umgestaltung erfolgte nach dem Prinzip „Bauen im Bestand“. Nach der Verheerung von 1677 wurden die teils zerstörten, teils beschädigten Häuser der Stadt sowie das Schloss selbst wieder hergerichtet. Nach den Plänen des Fürsten und seines Baumeisters wurden punktuell Straßen gezogen sowie begradigt und marode oder störende Häuserinseln abgerissen; der Bestand der vorbarocken Gebäude blieb allerdings weitestgehend erhalten, sie erhielten „nur“ eine neue, frühklassizistische Stengel'sche Fassung. Es war sicherlich für alle Beteiligten, insbesondere natürlich für die „einfachen“ Bürger und Bewohner der Städte Alt-Saarbrücken sowie St. Johann, eine schwierige Zeit voller Schmutz und Lärm.

Es mag sein, dass diese Vorgehensweise kostengünstiger war als alle anderen Möglichkeiten einer „Neuerfindung“ der Stadt Saarbrücken. Sie ist jedoch zumindest insofern ungewöhnlich, als es im Heiligen Römischen Reich sehr selten vorkam, dass eine bereits bestehende Stadt eine neue Hülle mit idealstädtischen Strukturen erhielt.

Der Baumeister des neuen Saarbrücken

Friedrich Joachim Stengel stammte aus dem anhaltinischen Zerbst und hatte in Berlin an der Königlich-Preußischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften studiert.

Seit 1733 war Stengel in Nassau-Usingen als Hofarchitekt für Wilhelm Heinrichs Bruder Karl und für die Mutter beider Fürsten, Charlotte Amalie, tätig gewesen. Die beiden hatten ihn als Architekten für den „Winterbau“ von Schloss

³¹² Zur Stadtrandlage von Schloss Arolsen und den auch von Knigge erwähnten Schulden siehe Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité““, S. 572.

Biebrich/Wiesbaden gewinnen können. Das Biebricher Schloss besteht aus verschiedenen, klar trennbaren Architekturmodulen, die mit der Zeit zu einem Schlosskomplex zusammenwuchsen.³¹³ Aufgrund der längeren Bauzeit wurden mehrere Architekten verpflichtet, die jeweils ihren Anteil zur Vollendung des Schlosses beitrugen. Unter Fürst Georg August Samuel von Nassau-Idstein wurde zunächst von 1700 bis 1721 ein Lustschloss errichtet; Baumeister waren Julius Ludwig Rothweil, Johann Jacob Bager, Paul du Ry und Maximilian von Welsch. In dieser Zeit wurden der Ost- und Westpavillon, die Rotunde und die Galerien in Angriff genommen. Von 1730 bis 1744 arbeiteten Friedrich Joachim Stengel und Johann Peter Jäger am Ost- und Westflügel. In diesem Zeitraum erhielt das Schloss eine Aufwertung, da Karl von Nassau-Usingen 1744 seine Hauptresidenz dorthin verlegte.

Karl war es auch, der Stengel seinem Bruder Wilhelm Heinrich empfahl. 1735 gab Wilhelm Heinrich bei Stengel ein Gutachten über die Bausubstanz des alten Saarbrücker Schlosses in Auftrag, das vernichtend ausfiel: Laut Stengel war das Schloss gänzlich marode, in Teilen bereits ruinös und konnte nur noch abgerissen werden.³¹⁴

1739 begleitete Stengel den 21-jährigen Prinzen an den Hof Ludwigs XV. und erhielt dort die Gelegenheit, Beispiele der herausragenden europäischen Stadtarchitektur persönlich in Augenschein nehmen zu können. Im folgenden Jahr zog Stengel ganz nach Saarbrücken und widmete sich fortan der Stadtentwicklung Saarbrückens, die in drei Phasen verlief und sich über fast vierzig Jahre hinzog: Von 1739 bis 1748 erfolgte der Neubau des Schlosses mit der spätbarocken Umgestaltung des Marktplatzes zum Schlossplatz, anschließend die Stadterweiterung durch die Wilhelm-Heinrich-Straße und schließlich der Bau des Ludwigsplatzes und der 1775 eingeweihten Ludwigskirche. 1761 wurde Stengels Tätigkeit mit der Berufung zum Generalbaudirektor und Kammerrat von Nassau-Saarbrücken gewürdigt. 1787 starb er im Alter von 92 Jahren.

³¹³ Von Bedeutung sind auch folgende Renaissance- beziehungsweise Barockschlösser der Region: Die Nassau-Weilburger Residenzstadt Weilburg besitzt noch heute eine Vierflügelanlage aus der Renaissance (1533–1572), die nicht abgerissen, sondern 1675–1719 durch Barockbauten ergänzt wurde und so einen 400 Meter langen, wirkungsreichen Komplex bildet, der hoch über der Lahn einen erhabenen, vornehm-würdigen und ganz einfach großartig zu nennenden Anblick bietet. In Ottweiler und Neunkirchen existierten den Schlössern von Weilburg und Saarbrücken vergleichbare, wenn auch kleinere Renaissanceschlösser, die Wilhelm Heinrich allerdings in den Jahren 1753 sowie 1752 abreißen ließ. Das Usinger Schloss, in dem Wilhelm Heinrich und sein Bruder Karl aufgewachsen waren und das das Residenzschloss der Nassau-Usinger Linie gewesen war, existiert nicht mehr. Der eher schlichte Dreiflügelbau wurde im 18. Jahrhundert errichtet, 1873 jedoch durch einen Brand zerstört und abgetragen.

³¹⁴ Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 575.

Der Schlossbereich

Das Saarbrücker Schloss vor Stengel und Fürst Wilhelm Heinrich

999 wird erstmals eine Burg auf dem Saarfelsen erwähnt. Es handelte sich dabei wohl um eine Dreiflügelanlage; nach Osten wurde der südliche und nördliche Bau nur durch eine Mauer verbunden, sodass der Innenhof geschlossen war. Richtung Westen befand sich ein Bergfried, der im schiefen Winkel an den Nordbau anschloss und fast in der Flucht der heutigen Schlossstraße lag, die gerade in Richtung westliches Stadttor verlief.

Zwischen 1563 und 1617 entstand unter Ludwig II. von Nassau-Weilburg an der Stelle der Burg unter Einbeziehung des mittelalterlichen Bergfrieds eine regelmäßige Schlossanlage (Abb. 1).³¹⁵ Dieses Renaissanceschloss bestand aus einem Kernbau mit einem Erd- und zwei Obergeschossen, dessen vier Seiten ein etwas windschiefes Quadrat bildeten. Dominierendes Element war der rechteckige, abgetreppte und mit Uhren versehene Turm, durch den man den Schlossinnenhof betrat. Der Hof selbst wurde mit zum Teil heraustretenden Treppentürmen und einem ausgesprochen schönen, dreigeschossigen Galeriegebäude akzentuiert. Als architektonischer Schmuck sind die zahlreichen Zwerchgiebel zu betrachten, die den Abschluss der Dächer bildeten.

Von diesem Innenhof aus gelangte man zu zwei Gartenbereichen im Osten und einem sehr großen zweiten, nach Westen durch einen Riegelbau abgeschlossenen Hof, der wohl zum Aufmarsch der Soldaten bestimmt war. Über dem Saarfelsen thront markant wie ein Schwalbennest das Sommerhaus aus dem Jahr 1577,³¹⁶ das sich bis ins beginnende 18. Jahrhundert erhalten hat. Umgeben war der gesamte Komplex von einer sehr hohen und sorgsam verarbeiteten Schildmauer, die im Osten zum Teil bereits barocke, bastionsartige Umbauten aufwies.

So sehr das Renaissanceschloss von einer beeindruckenden Prosperität zeugt, so wenig entspricht das in der Realität der nahenden Zukunft, die für Schloss und Stadt – wie mehrfach berichtet – ausgesprochen düster wurde. Bereits während des Dreißigjährigen Krieges wurden Schloss und Stadt stark in Mitleidenschaft gezogen. Die immerwährenden kriegerischen Konflikte, die die Bevöl-

³¹⁵ Purbs-Hensel, Barbara, *Renaissance-Schlösser*, S. 7; siehe auch Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 573. Im Fall der Dresdener Neustadt unter August dem Starken kann beispielsweise Vergleichbares beobachtet werden.

³¹⁶ Lohmeyer, Karl, *Südwestdeutsche Gärten*, S. 41.

kerung in Hunger und Elend stürzten, hatten auch die Vernachlässigung der baulichen Pflege der Stadt zur Folge, da andere Dinge wichtiger erschienen.

Keinesfalls unerwähnt bleiben darf der sogenannte Tugendsaal des Schlosses im Obergeschoss; dank einer Handschrift mit Beschreibungen von Jacobus Kordauer und ungefähr sechzig Zeichnungen eines anonymen Künstlers können wir eine Vorstellung vom einzigen Innenraum des Renaissancegebäudes gewinnen. Das Büchlein beschreibt ein auf den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches zugeschnittenes Deckenbildprogramm, das insbesondere aus Allegorien, aber auch aus Darstellungen des Kaisers als König von Böhmen bestand.³¹⁷

Häufige Belagerungen und Zerstörungen, die in der Vernichtung von Alt-Saarbrücken im Jahre 1677 gipfelten, zogen einen „Raubbau der Bausubstanz“³¹⁸ nach sich, dem entschieden entgegengearbeitet werden musste. Schon vor der Umgestaltung der Stadt durch Friedrich Joachim Stengel war mit der Ausbesserung des Schlosses begonnen worden, die den Beginn einer besseren Zeit ankündigen sollte, auch wenn das Renaissanceschloss selbst keine Zukunft hatte. In dieser Übergangszeit überlegten die französischen Besatzer, anstelle des Renaissanceschlosses eine Festung zu bauen. Diese wurde jedoch aus topographischen Gründen nicht realisiert; stattdessen gründete man die Festung mehrere Kilometer westwärts in Gestalt von Saarlouis.

Den Zustand der ersten Barockisierung des Schlosses durch den Saarlouiser Architekten J. C. Motte, genannt Bonté, zu Beginn des 18. Jahrhunderts zeigt ein zwar erst nach 1800 entstandenes, aber wahrscheinlich aus älteren Quellen generiertes Blatt von Johann Ludwig Lex (Abb. 22), Regierungsbeamter unter Fürst Ludwig und Zeichner von Ereignissen aus der Saarbrücker Geschichte. Lex war hundert Jahre nach dem Schlossumbau in der glücklichen Lage, noch auf Baupläne der Architektenfamilie Koellner zu stoßen, die er kopieren konnte. Gut zu erkennen ist der zweiteilige Schlossgarten, dessen oberer Teil auf den Substruktionsmauern liegt und durch ein Gitter mit Doppeladler eingefriedet ist. Dieses Gitter fand nach Abbruch des Schlosses für das Belvedere des neuen Schlosses und für den Turm der Friedenskirche neue Verwendung. Unterhalb der Einfriedung wird der leicht kaskadenartig abfallende untere Schlossgarten sichtbar, der durch eine Mauer von einem Weg, der späteren Talstraße, abgegrenzt wird. Durch die Rauschenpforte erreicht man – am Gefängnis vorbei –

³¹⁷ Kordauer, Jacobus, *De via virtutis*. Die auf das Jahr 1618 datierte Handschrift befindet sich im Archiv des Saarlandmuseums.

³¹⁸ Thomes, Paul, „Weg zur absolutistischen Residenz“, S. 338–342.

den Marktplatz mit dem Brunnen und dem Rathaus. Zwischen Letzterem und dem Schloss ist eine der sogenannten „Schlossinseln“ erkennbar, kleine mittelalterliche, baufällige Häusergruppen vor dem Schloss, die Stengel bei der ersten Umgestaltungsphase von Alt-Saarbrücken entfernen ließ. Dahinter erhebt sich über das Schloss hinweg der Turm der Schlosskirche. Die Veränderungen zum Renaissanceschloss sind daran erkennbar, dass der östlich des Schlosshofes abschließende Bau eingerissen und durch einen von Rundbögen getragenen und von Skulpturen besetzten Baukörper ersetzt wurde. Auch der rechts anliegende zweite Innenhof wurde durch diese Umgestaltung gelockert.³¹⁹

Die Umgestaltung von Schloss und Schlossplatz

Als Wilhelm Heinrich 1741 sein Erbe antrat, bot Saarbrücken den Anblick einer mittelalterlichen Stadt (Abb. 23, 24) mit einem vielgestaltigen, teils barock überformten Renaissanceschloss, das kaum den Ansprüchen eines selbstbewussten Barockfürsten genügte. Ersetzt wurde es 1739 bis 1748 unter Stengels Leitung durch eine vollständig neue, sich nach Westen öffnende, für französische Schlösser typische Dreiflügelanlage (Abb. 25). Im Vergleich zum restlos abgetragenen Renaissanceschloss wurde das Stengel'sche Schloss um ungefähr 20 Grad gegen den Uhrzeigersinn gedreht und dadurch in seiner Ausrichtung korrigiert; außerdem rückte es fast um die Breite des Süd- oder Nordflügels zurück in Richtung Osten.³²⁰

Der Staatswissenschaftler und Publizist Friedrich Karl von Moser definierte in seiner umfangreichen Schrift *Teutsches Hof=Recht* die Residenz als die „ordentliche beständige Wohnung des Regenten an dem Ort, wo der eigentliche Sitz des Hofes und der Collegien ist“.³²¹ „Hof und Collegien“ beinhalten eine bauliche Konzentration der wichtigsten weltlichen Administrationen, eine Forderung, die am Saarbrücker Schlossplatz (dem ehemaligen zentralen Marktplatz) geradezu idealtypisch umgesetzt wurde. Räumlichkeiten der Regierung und der Finanzverwaltung sowie Regierungsarchive waren zudem im Untergeschoss des linken Schlossflügels untergebracht.

³¹⁹ Schubart, Robert H., „Bautätigkeit des Fürsten Wilhelm Heinrich“, S. 396; siehe auch den Aufsatz von Gamer, Jörg, „Residenz“.

³²⁰ Purbs-Hensel, Barbara, *Renaissance-Schlösser*, S. 2.

³²¹ Moser, Friedrich Karl von, *Teutsches Hof=Recht*, Bd. 2, § 1, S. 252, zitiert nach Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité““, S. 578.

Dass Behörden und andere zum Schloss gehörende Einrichtungen wie Orangerie oder Marställe in separaten Gebäuden in unmittelbarer Umgebung des Schlosses zu liegen hatten, entsprach den Vorgaben des bedeutenden Architekturtheoretikers Nikolaus Goldmann, der das in Deutschland viel genutzte, 1699 von Leonhard Christoph Sturm veröffentlichte und wesentlich von Vitruv, Alberti, Serlio oder auch Palladio beeinflusste Werk *Vollständige Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst* [...] geschrieben hatte, das auch Stengel kannte.³²² So war auch das Saarbrücker Schloss umgeben von der spätmittelalterlichen Schlosskirche und der Lingerie-Remise (heutiger Ort des Kreisständehauses) auf dem Felsen darüber, dem Neuen Rathaus, der Superintendentur (bis 1775), dem Erbprinzenpalais, dem Oberamt, einem Marstall (erbaut 1750), dem nicht parallel verlaufenden Nordgitter der *Avant-Cour* sowie den Wachhäuschen und den darunterliegenden Gefängnissen.³²³ In dieser Hinsicht orientiert sich Saarbrücken an Städten wie beispielsweise Bruchsal, das diese Verteilung der Ämter auf dem Platz vor dem Schloss in einzigartiger Weise in die Tat umsetzte. Dort entstand aus der Anordnung der Ämter gemeinsam mit dem Schloss, der Schlosskirche und dem herrschaftlichen Garten geradezu ein architektonisches Gesamtkunstwerk, ein Feuerwerk an Einfällen, Prospekten, Türmen und Verbindung zur Stadt.

Goldmann warb zudem dafür, das Saarbrücker Residenzschloss nach vorne in „einen schönen Prospect“ einzubinden und nach hinten durch einen Garten abschließen zu lassen.³²⁴ In seinem Traktat *Vollständige Anweisung Großer Herren Palläste*³²⁵ widmete Sturm einen besonderen Abschnitt den zu einer fürstlichen Residenz gehörigen Nebengebäuden. Diese seien zur weiteren Bequemlichkeit des Fürsten erforderlich und entsprächen in etwa dem, was bei Privathäusern die rückwärtigen Gebäude seien. Im Gegensatz dazu seien die fürstlichen Gebäude allerdings vor dem Schloss zu platzieren. Auch sollten diese nicht mit dem Schloss in einem baulichen Zusammenhang stehen. Sturm unterteilte die Nebengebäude in „ergötzliche“ Gebäude wie Opern (Berlin) und Ballhäuser (Hannover), in nützliche (Brau-, Back- und Schlachthäuser) und in solche, die sowohl der „Ergötzung“ als auch dem Nutzen dienen, wie Reithäuser. Als un-

³²² Goldmann, Nikolaus, *Civil-Bau-Kunst*; siehe Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 578.

³²³ Schubart, Robert H., „Bautätigkeit des Fürsten Wilhelm Heinrich“, S. 407, Abb. 36; Skalecki, Georg, „Werk Friedrich Joachim Stengels“, S. 66 f. und 71 f.

³²⁴ Goldmann, Nikolaus, *Civil-Bau-Kunst*, VI, Hauptstück, S. 17, siehe Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 578.

³²⁵ Sturm, Leonhard Christoph, *Großer Herren Palläste*, S. 39.

entbehrlich galten ihm Marställe; das Haus der Schmiede und Kutschen musste auch in der Nähe der Residenz sein, während das bei Kanzleien und Justizgebäuden nicht unbedingt notwendig war. Die Räumlichkeiten der „Rath-Collegiis“ und „Finanz-Cammer“ seien dagegen wegen ihrer Unentbehrlichkeit sogar häufig innerhalb des Palastes untergebracht,³²⁶ wie es denn auch in Saarbrücken der Fall war.

Für die Gestaltung des Schlossplatzes waren zuerst umfangreiche Vorarbeiten erforderlich. Durch den Ehrenhof, die *Cour d'Honneur*, erreicht der Schlossbesucher das *Corps de Logis*, dessen Hauptstück der erhöhte, dreiachsige Mittelpavillon ist. Das Schloss selbst ist in der Art von Chorschranken mittels einer Balustrade eingehegt. Rechts vom Schloss liegt der Marstall, links die in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts erbaute Remise, deren erster Stock in den achtziger Jahren als Theater genutzt wurde. Erst später beschloss Wilhelm Heinrich, den Graben zuzuschütten und durch schmiedeeiserne Gitter zwischen Postamenten und zwei polygonalen Wachhäuschen zu ersetzen, die die eigentliche *Avant-Cour* mit der Residenz und den dazugehörigen Nebengebäuden vom städtischen Marktplatz abgrenzte. Der Eingang zum Schlosshof wird von Löwen bewacht, dem Wappentier von Nassau-Saarbrücken. Zur Verschönerung des neuen Schlossplatzes wurden zwei Häusergruppen beseitigt, die seine Weite störten. Ragte das ehemalige Renaissancerathaus noch aus der Häuserflucht heraus, musste das neue Rathaus (vollendet 1750) „zurück ins Glied treten“. Schließlich wurde der abfallende Platzraum nach Wegfall der „mittelalterlichen Inseln“ erhöht.

Der wesentlich das Zentrum des bürgerlichen Selbstwertgefühls demonstrierende Marktplatz änderte sich so zu einem reinen Schlossvorplatz. Der gesamte Schlossbergbereich erhielt nun eine strukturierte, hierarchische Hauptachse, die vom Mittelrisalit des Schlosses aus in Richtung Rathhausturm verlief. Alle den Marktplatz umgebenden Häuser – auch die in Richtung Talstraße – wurden in ihrer Erscheinungsform dem Schloss angeglichen, wobei der Kern der Häuser weitgehend mittelalterlich blieb. Auch die eigentliche Altstadt änderte sich im Zuge der Neugestaltung. Zwischen Kirchgasse, Altneugasse und Saargasse errichtete Stengel für wohlhabende Bürger repräsentative Gebäude, wie beispielsweise die Doppelhaushälften für die verwandtschaftlich und wirtschaftlich verbundenen Handelsherren Schmidtborn und Korn, wozu Lager, Remisen

³²⁶ Schubart, Robert H., „Bautätigkeit des Fürsten Wilhelm Heinrich“, S. 395.

und Ställe gehörten. Am Ende des Schlossbergs erhielt der Regierungspräsident Bode ein stattliches, zum Palais umgebautes Gebäude, das ursprünglich als gräfliche Zehntscheuer diente. Im Zweiten Weltkrieg wurde es zerstört, anschließend zum Teil wieder aufgebaut. Ebenfalls im letzten Krieg ruiniert und wieder aufgebaut wurde die Alte Post in der Nähe der Schlosskirche, die heute zu einem Altenheim gehört.³²⁷

Der Bereich unmittelbar vor dem Schloss bezog sich nach der Umgestaltung ganz auf den herrschaftlichen Bereich des Fürsten. Auch wenn sich der Marktplatz zum Schlossvorplatz gewandelt hatte und das neue Rathaus nur als Eckbau an der Kreuzung Schlossplatz/Schlossstraße lag, wurde das Rathaus (1748–1750) als bürgerliches Zentrum doch architektonisch durch den Mittelrisalit mit Balkon, Segmentgiebel, Stadtwappen, dem Uhrtürmchen und der Geschosshöhe mit dem Mezzaningeschoss prachtvoll herausgehoben. Das sind hoheitliche Baumotive, die die Architekturformen des Schlosses in zurückgenommener Weise rezipieren.³²⁸ Beide Bereiche, der fürstliche und der bürgerliche, sind zwar stilistisch miteinander verbunden, doch ist das Schloss der dominante Faktor des gesamten Areals und damit ideell der dort residierende Fürst der Herr von Stadt und Land, was unmissverständlich deutlich wird: Der Schlossneubau erhält seinen architektonischen Höhepunkt im zentralen *Corps de Logis*, dem repräsentativen Zentrum des Wohn- und Regierungssitzes, ablesbar an der Kolossalordnung sowie an der Fülle der dekorativen Details wie den Fenstergehäusen mit reich verzierten Schlusssteinen oder den Ziervasen auf dem Dach; hinzu kam die größere Höhe der Residenz und deren Lage auf dem höchsten Punkt des Schlossfelsens.

Dennoch brauchten das Schloss und der zum Schloss gehörende Platz ein westliches Gegengewicht (Abb. 26), das in der Lage war, die große Platzfläche und Baumasse des Schlosses auszugleichen. Um einen solchen Platz, der harmonisch in sich geschlossen erscheint, bewerkstelligen zu können, bedurfte es eines optischen Kniffs: Stengel verlieh dem Rathaus die Gestalt eines relativ kleinen Kubus, den er, wie oben erwähnt, zu einem Eckhaus gestaltete, wodurch das bürgerliche Zentrum an den Rand gerückt und nicht sehr groß erscheint. Damit der Westabschluss des Platzes dennoch die schwere Baumasse

³²⁷ 1790 wohnte hier der bedeutende Kaufmann Nikolaus Karcher; siehe hierzu Ruppertsberg, Albert, *Grafschaft Saarbrücken*, III. Teil, S. 726, Nr. 137.

³²⁸ Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité““, S. 580.

der gegenüberliegenden Seite adäquat auffangen konnte, fügte Stengel links vom Rathaus gewissermaßen nahtlos ein mehrjochiges Stadtpalais an, sodass das Rathaus weitaus größer erscheint, als es in Wirklichkeit ist.

Der Saarbrücker Schlossneubau und seine Gemälde

In fünf Bereichen des Schlosses hingen Gemälde: in den Appartements des Fürsten, der Fürstin und in dem Appartement für hohe Gäste, im „Puderkabinett“ und schließlich im Großen Saal, dem Prunk- und Festraum des Schlosses. Das Appartement für hohe Gäste war unverzichtbarer Bestandteil eines Schlosses; ein Merkmal deutscher Schlösser war zudem ein Gästeraum für den Kaiser, der hier allerdings nicht mit den Gästerräumen gemeint ist.

In der Auflistung des Schlossinventars aus dem Jahr 1753 sind insgesamt 59 Gemälde genannt. Nur 24 davon können als autarke Werke betrachtet werden, was nicht viel ist; sie bestehen in der Mehrzahl aus Porträts und mythologischen Stoffen. Die übrigen 35 Gemälde sind Sopraporten und Dekorationsstücke über Spiegeln. In den sogenannten Puderkabinetten hängen die Gemälde des Ehegatten und die der Familie und Freunde. Daher befinden sich in diesen Räumen auch die meisten Gemälde. Es ist erstaunlich, dass viele Gemälde im Inventar als im Puderkabinett hängend gekennzeichnet sind, da ein Puderkabinett damals zwar notwendig war, aber in der Hierarchie der Zimmer eines Schlosses sicher nicht besonders weit oben rangierte. Wahrscheinlich ist, dass diese Räume zwar Puderkabinette genannt wurden, aber gar nicht zum Pudern der Perücken gedacht waren, da die dort aufgehängten Gemälde dadurch ruiniert worden wären.

Die mythologischen Gemälde verweisen auf die jeweilige Funktion des Raumes, was sehr schön an den Darstellungen des Fürsten zu sehen ist: Während der Gast im Vorzimmer antichambriert und darauf wartet, vorgelassen zu werden, demonstriert ihm das dort hängende Bild die militärische Stärke des Landesherrn, was ihn zur Vorsicht gemahnt. Betritt er dann das Audienzzimmer, wird ihm anhand der dortigen Gemälde schnell deutlich, dass er es mit einem Fürsten zu tun hat, der seine Entscheidungen weise trifft. Die Sopraporten zeigen dagegen meist Landschaften, Tierstücke und Stilleben.³²⁹

Wie sich noch zeigen wird, ist für uns der Umstand höchst interessant, dass Fürst Wilhelm Heinrich in seinem Vorzimmer sowie im Großen Saal Darstellungen seiner im Dienste Frankreichs stehenden Regimenter beziehungsweise

³²⁹ In Kapitel IX, Abschnitt „Das Schloss und die Sonnensymbolik“ wird auf die besondere Ikonographie der Gemälde im Schloss, die im Inventar aufgelistet sind, eingegangen.

Bataillone anbringen ließ und dass im Audienzzimmer der Fürstin Sophie Erdmüte ein Gemälde der französischen Königin und Gattin Ludwigs XV., Maria Leszczyńska, hing (Abb. 17). Auch zeigt sich Sophie Erdmüte in einem weiteren Porträt mit einem „polnischen Kleid“.³³⁰

Die Blickachsen

Wie Nikolaus Goldmann in seiner *Vollständigen Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst* verlangt hatte, sollte eine große Magistrale auf den Schlosskörper treffen, sodass den Bewohnern und Besuchern der Stadt schon von weitem deutlich wird, dass die Straßen auf die Residenz hinführen; umgekehrt betrachtet können die Straßen vom Schloss aus in die Welt hinausstrahlen und vom Ruhm des Fürsten künden. An der Schnittstelle zwischen Schlossplatz und der verengten Situation zur Schlossstraße habe zudem das Rathaus zu stehen.³³¹ Allein die Verbindung Schloss – Schlossplatz – Magistrale findet sich in einfachster Form in zahlreichen hohenlohischen Residenzen wie Bartenstein wieder, die quasi nur aus diesen Magistralen sowie dem Schloss und dessen Vorplatz bestehen. In Saarbrücken entspricht der Prospekt vom Schloss in Richtung Ludwigskirche der Vorstellung barocker Herrschaft, dass vom Residenzschloss aus das Land erschlossen wird.

Zu dieser Magistrale kommen zwei weitere hinzu, die Wilhelm-Heinrich-Straße sowie die Alte Brücke mit ihrer Verlängerung (Abb. 27), sodass sich ein Dreieck bildet,³³² das die protestantischen Kirchen mit der einen reformierten Kirche Saarbrückens verbindet. Einzig die katholische Kirche, die wohl auch nur auf ausdrücklichen Wunsch Frankreichs gebaut wurde, liegt nicht auf der Wegstrecke des Dreiecks.

Die vielfältige und kunstsinnige Planung Stengels ermöglicht eine weitere Prospektansicht, die der Betrachter genießen kann, ohne das genannte Dreieck verlassen zu müssen. Dort, wo sich die zweite und dritte Tangente treffen, wo die Alte Brücke in den Ort St. Johann übergeht, öffnet sich ein Platz, der durch ein Halbrund von Säulen gekennzeichnet ist, wie man auf dem Gemälde des Schlossbrandes von Johann Friedrich Dryander (Abb. 3) erkennen kann. Blickt

³³⁰ Sander, Eckart, *Saarbrücker Schloss*, S. 161.

³³¹ Sturm, Leonhard Christoph, *Großer Herren Palläste*, S. 39.

³³² Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 581.

man von hier aus auf Alt-Saarbrücken, ist rechts die Wilhelm-Heinrich-Straße mit der Ludwigskirche als Endpunkt zu sehen, als Mittelachse die Saarbrücke, das Brückentor und die Schlosskirche sowie im gleichen Winkel nach links verschoben das Schloss. Auch in dieser kunstvollen Anordnung ist der bereits erwähnte Dreistrahl oder Gänsefuß zu erkennen. Der von Deutschland kommende Reisende erreichte zunächst St. Johann und erhielt somit am nördlichen Brückenkopf die Möglichkeit der eben beschriebenen Bellevue, eines *point de vue*. In der entgegengesetzten Richtung sieht er den neuen Brunnen auf dem St. Johanner Markt. Der Brückenkopf erweist sich so als Dreh- und Angelpunkt mit dem Ziel, beide Städte miteinander zu verzahnen.³³³

Bei obigem Ensemble handelt sich demnach um einen angedeuteten radialen Rundblick, wie er in einzigartiger Weise in Karlsruhe verwirklicht ist, vorgebildet in Rastatt und zuallererst – natürlich – in Versailles. Da der Winkel zwischen der Mittelachse (Alte Brücke) und den äußeren Strahlen des Gänsefußes (Richtung Ludwigskirche und Richtung Schloss) identisch ist, kann vermutet werden, dass die Magistralen, so wie sie bis zum heutigen Tage existieren, auch gewollt und damit geplant waren.

Die Stadtstruktur war also gekennzeichnet durch eine politische Ikonographie, die sich im Straßenverlauf und in der Positionierung herausragender Gebäude wie Residenzschloss und Ludwigskirche manifestierte. Bei der Erstellung der beiden Baukörper wäre ein städtebaulich-axialer Bezug, also eine genaue Gegenüberstellung, naheliegend gewesen, zumal sich ja gerade barocke Stadtanlagen um vergleichbare Sichtachsen bemühten. Stengel folgte jedoch einer anderen Überlegung. Er übernahm zuerst einmal die bereits in der mittelalterlichen Anlage bestehende Innenstadtstraße, die ihren ideellen Ausgangspunkt am schief stehenden Bergfried hatte.³³⁴ Der Blick auf die Ludwigskirche wird dabei durch eine kleine Häusergruppe kurz vor der sich daran anschließenden ehemaligen Marktpforte verdeckt, die später unter Stengel abgerissen wurde. Die Schlossstraße führt zwar zum Ludwigsplatz, doch stellt die Ludwigskirche nicht das Pendant zum Schloss dar, da sie nicht als direktes Gegenüber betrachtet werden darf; vielmehr ist sie wie ein Gelenk Richtung evangelische Kirche/St. Johann ausgerichtet.

Die Drehung der Ludwigskirche (also die Tatsache, dass sie nicht in Richtung Schloss ausgerichtet wurde) veranlasste letztlich auch erst den Bau der

³³³ Schubart, Robert H., „Bautätigkeit des Fürsten Wilhelm Heinrich“, S. 413.

³³⁴ Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité““, S. 579.

Wilhelm-Heinrich-Straße im Jahr 1748; mit ihr wollte Wilhelm Heinrich zum einen die Stadt den Blicken der Fremden öffnen und zum anderen Perspektiven schaffen.

Geplant wurde der Ausbau der Stadt für Zuzügler in einer Talau, durch die die Wilhelmgasse beziehungsweise Neugasse (die heutige Wilhelm-Heinrich-Straße) gezogen wurde. Zuerst fand jedoch nach dem Abriss der Stadtmauer 1742 der Bau der reformierten Kirche statt, der heutigen Friedenskirche (vollendet 1751, Turm 1763). Er erfolgte im Angedenken an die 1738 verstorbene Mutter des Fürsten, Gräfin Charlotte Amalie, die evangelisch-reformiert gewesen war. Stengel wählte für den Bau ein Grundstück außerhalb des Stadtbereiches aus; es steht außer Frage, dass er bei der Planung der Friedenskirche bereits an die spätere Wilhelm-Heinrich-Straße gedacht hatte, da ihre Fassade die Richtung der Straße vorwegnimmt.

Der Grund für die Stadterweiterung war nicht Platzmangel; das zeigte sich schon daran, dass die Vermietung der Häuser auf Schwierigkeiten stieß. Wilhelm Heinrich musste Anreize für die Besiedlung der Straße setzen, weshalb er die Baugrundstücke zu einem niedrigen Preis anbot und einige Häuser auf eigene Kosten errichten ließ. Auf den sich in der Talau ausbreitenden Marstall führte die heutige Markthallenstraße zu, die die Verbindung zur Altstadt herstellte und bereits existiert hatte, als die Stadtmauer noch stand; sie wurde lediglich nach Norden verlängert. Gleichfalls von Bedeutung war ein kleiner Platz, der bereits vor dem Bau der neuen Straße außerhalb der Stadtmauer angelegt worden war und der nach Errichtung der Wilhelm-Heinrich-Straße für Abwechslung im Straßenbild sorgte. Das betreffende Grundstück, unmittelbar an einem Turm der Stadtbefestigung gelegen, war früher ein eingezäunter Garten gewesen, der nach Friedrich und Adolf Koellner einem Christian Ludwig Bettendorf gehört hatte, einem Rittmeister der *Royal-Allemand*.³³⁵ Der neu angelegte Platz befand sich direkt gegenüber dem heutigen Restaurant Handelshof; später wurde er überbaut. Der Bereich am ehemaligen Turm, die spätere Markthallenstraße und schließlich die Straße am ehemaligen Eisernen Pfortchen, die später der Wilhelm-Heinrich-Straße zugerechnet wurde, lockerten die südliche Bebauung der Straße auf, während die nördliche Bebauung ohne vergleichbare Schwerpunktverlagerungen auskommen musste.

Erwähnenswert ist, dass in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in der Wilhelm-Heinrich-Straße Katharina von Ottweiler, die sogenannte Gänsegretel und Mätresse Ludwigs von Nassau-Saarbrücken, mit ihrer Mutter wohnte,

³³⁵ Ruppertsberg, Albert, *Grafenschaft Saarbrücken*, III. Teil, S. 724; zu Bettendorf siehe ebd., S. 98–99.

um nahe bei ihrem späteren Gatten, dem Fürsten, sein zu können, bevor sie ihn heiraten und damit ins Schloss umziehen durfte (Abb. 28).

Die nördliche Seite der Wilhelm-Heinrich-Straße wurde in Form einzelner, durch kleine Wege getrennter Blöcke angelegt, wodurch auch sie eine gewisse Strukturierung erhielt. Im Westen wurde die Straße vom quergelagerten Riegel des Ludwigsgymnasiums abgeschlossen. Das neu gebaute Ludwigsgymnasium, ehemals in der altstädtischen Altneugasse gelegen, bestand aus einem mächtigen, erhöhten Mittelbau mit beidseitigen Flügeln. Im Mittelbau waren die Klassen untergebracht, in den Flügeln die Wohnungen der Lehrer. 1752 begann der Unterricht; die feierliche Einweihung fand jedoch erst 1759 statt. Dieser große Bau sollte das Pendant zum westlichen Ende des später erbauten Ludwigsplatzes darstellen, wo das in ähnlichen Ausmaßen errichtete Armen- und Waisenhaus liegen sollte. Doch während sich Letzteres bis in unsere Zeit erhalten hat, ist vom Ludwigsgymnasium nichts mehr übrig geblieben. Gegen das Ludwigsgymnasium als Querriegel regte sich gegen Ende des Jahres 1748 Protest, da einige Bürger eine ungehinderte Verlängerung der Wilhelm-Heinrich-Straße nach Westen bis zur Ludwigskirche bevorzugten. Der Fürst ließ darüber abstimmen, doch war die Mehrheit für den Riegel; das Gymnasium wurde also in der alten Form gebaut.³³⁶

Die Ludwigskirche mit Ludwigsplatz

Zu Beginn der 1760er Jahre verfügte Wilhelm Heinrich den Neubau der evangelischen Neuen Kirche (später Ludwigskirche genannt), da die alte gotische Schlosskirche zu klein geworden war; damit wurde die dritte Phase der Stadterneuerung eingeläutet. Die Ludwigskirche wurde 1762 begonnen und 1775, sieben Jahre nach dem Tod Wilhelm Heinrichs, von dessen Sohn Ludwig am 25. August, dem Todestag des heiligen Ludwig von Frankreich³³⁷, eingeweiht (Abb. 29). Man mag sich fragen, aus welchem Grund der protestantische Nassauer Ludwig die Hauptkirche seines Landes, die zukünftige Grablege seiner Dynastie und eines der größten protestantischen Gotteshäuser im Heiligen Römischen Reich am Todestag des katholischen französischen Königs Ludwig IX. (auch „Ludwig der Heilige“ genannt) weihte. War es eine Reminiszenz an Frankreich,

³³⁶ Skalecki, Georg, „Werk Friedrich Joachim Stengels“, S. 70–71.

³³⁷ Näheres zu Ludwig dem Heiligen siehe Kapitel IX, Abschnitt „Ludwig der Heilige als idealer christlicher Monarch“.

eine Verbeugung vor den französischen Königen? Und welche Bedeutung hatte Ludwig IX. für Nassau-Saarbrücken? Hierauf soll später in Kapitel VIII eingegangen werden.

Ursprünglich sollten Platz und Kirche nach ihrem Erbauer Wilhelm Heinrich benannt werden. Einige Jahre nach dessen Tod entschloss sich allerdings sein Sohn Ludwig, beiden seinen eigenen Namen zu geben. Vater und Sohn hatten sich nicht besonders gut verstanden; eventuell lässt sich die Umbenennung darauf zurückführen.³³⁸

Für den Neubau wurde im Westen der Stadt ein neuer Platz in direkter Verlängerung der Wilhelm-Heinrich-Straße (Abb. 32) angelegt. Die Planung sah einen rechteckigen Platz vor, dessen Nord- und Südseite jeweils aus Palais bestanden (Abb. 30). Dieser neue Platz stellte den Höhepunkt der Stadtplanung dar, wurde dem die Wilhelm-Heinrich-Straße abschließenden Ludwigsgymnasium jedoch zum Verhängnis. Da die jetzt gewünschte Sichtachse von der Ludwigskirche zur Wilhelm-Heinrich-Straße durch das Gymnasium versperrt war, wurde der Mittelbau des Gymnasiums wieder eingerissen. Aus städteplanerischer und ästhetischer Sicht war das sicher sinnvoll, damit die Verlängerung der Wilhelm-Heinrich-Straße nach Westen ungestört Richtung Neue Kirche und umgekehrt erfolgen konnte. Für das Gymnasium bedeutete die Entscheidung allerdings eine Katastrophe, da ihm nur noch die beiden Seitenflügel blieben, bis ihm 1820 die Friedenskirche zur Nutzung zur Verfügung gestellt wurde.³³⁹ Die beiden Seitenflügel wurden erst im Zweiten Weltkrieg zerstört und nicht wieder aufgebaut.

Die vom Ludwigsplatz ausgehenden Sichtachsen verlaufen – abgesehen von denen des erwähnten Stengel’schen Dreiecks – unorganisch, ohne miteinander zu kommunizieren, und entsprechen daher keiner Ordnung.³⁴⁰

Ein wesentliches Element der Ludwigskirche ist ihr Turm, der – mit einem originellen flachen Abschluss versehen – als *point de vue* fungiert und auf die Mittelachse des Schlosses ausgerichtet ist. Über die Dächer hinweg markiert er den Standort der Ludwigskirche und ermöglicht die visuelle Kommunikation zwischen Ludwigsplatz und fürstlicher Residenz auf dem Schlossberg. Gleichzeitig setzt die Kirche Maßstäbe für die Randbebauung des Ludwigsplatzes (Abb. 31). Erdgeschoss, Beletage und Mezzanin der Palais reichen nicht über die Höhe der Kirche hinaus. Die Dachgesimse liegen in gleicher Höhe wie die Ka-

³³⁸ Näheres zur Umbenennung siehe Kapitel IX, Abschnitt „Ludwig der Heilige – Namenspatre der Ludwigskirche?“

³³⁹ Heinz, Dieter, „Unterrichtsstätten“, S. 82–86.

³⁴⁰ Hierzu siehe Strutinski, Carl, „Alleen“, S. 21.

pitelzone des Kirchenbaus, und die Firstlinien bleiben unterhalb des Simses der Dachkuppel. Die Randbebauung des Platzes folgt dem Prinzip einer wirkungsmächtigen Steigerung zur Mitte hin. Die Eckgebäude des Platzes sind niedriger, während der Bauschmuck zur Mitte hin immer reicher wird.³⁴¹

Der Westteil des Ludwigsplatzes wird noch heute dominiert von dem 1761 errichteten Hospital, einem Waisen-, Armen- und Zuchthaus, das hinsichtlich der Größe und äußeren Gestalt mit dem gegenüberliegenden Gymnasium (wäre es erhalten geblieben) identisch war. Interessant ist, dass am Ludwigsplatz die unterschiedlichen gesellschaftlichen Systeme eng beieinander lagen: Arm (Waisenhaus) und Reich (Adel), Gebildete (Gymnasium) und Ungebildete (Waisenhaus) wohnten zusammen, womit der Großherzigkeit und Großzügigkeit des Fürsten Ausdruck verliehen wurde.³⁴²

Die Ludwigskirche vereinte Pfarr- sowie Schlosskirche und stellte so den Bereich dar, in dem der Herrscher mit seinen Untertanen in Kontakt trat. Die Stuhlordnung sorgte allerdings für eine klare Hierarchisierung: Dem Fürsten war der Fürstenthron in der Empore vorbehalten. Die hochgestellten Familien hatten gleichfalls eigene, logenartige Stühle, sogenannte Glasfensterstühle, an denen repräsentative Familienembleme angebracht waren. Die offen aufgestellten Stuhlreihen wurden nach einer festgelegten Ordnung besetzt.³⁴³

Heute ist die Ludwigskirche das Wahrzeichen Saarbrückens und gilt als einer der bedeutendsten Barockbauten Deutschlands.

Der Ludwigsplatz und die Frage der *Place Royale*

In der Literatur wird der Ludwigsplatz immer wieder als *Place Royale*³⁴⁴ bezeichnet, und man kommt nicht umhin, darüber nachzudenken, ob der Name nicht vielleicht von der Place Royale in Nancy übernommen wurde, die kurz zuvor entstanden war. Eine solche räumliche und zeitliche Parallele darf allerdings nicht automatisch zu dem Schluss führen, dass der Ludwigsplatz ebenfalls eine *Place Royale* ist.

³⁴¹ Siehe Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 587.

³⁴² Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 589.

³⁴³ Martin, Thomas, „Residenzstadt Saarbrücken“, S. 90; Schubart, Robert H., „Stuhlordnung der Ludwigskirche“, S. 121–130.

³⁴⁴ Im Folgenden wird typographisch unterschieden zwischen *Place Royale* (kursiv gesetzt) als fremdsprachigem Fachbegriff, der auf keinen konkreten geographischen Ort bezogen ist, und Place Royale (nicht kursiv) als Eigenname eines ganz bestimmten Platzes.

Zunächst ist zu klären, was eigentlich eine *Place Royale* ausmacht. Ein großer Platz mit einheitlicher Randbebauung ist noch keine *Place Royale*. Zwar besitzen alle entsprechenden Plätze in Paris, Nancy oder anderswo in Frankreich eine solch einheitliche Bebauung, doch gibt es einen ganz entscheidenden Unterschied zu Saarbrücken: In diesen französischen Städten wird der Mittelpunkt des Platzes von einem Denkmal eingenommen, das – in den meisten Fällen – den Herrscher des Landes, den König, darstellt. Dieses ideelle und tatsächliche Zentrum des Platzes ist der Fokus für alles, was ihn umgibt. Die Architektur der Randbebauung mag noch so kunst- und prachtvoll sein – sie hat nur den Zweck, diesem Denkmal, dem herausgehobenen Herrscher, einen seiner Erhabenheit entsprechenden Rahmen zu verleihen.

Die Befürworter einer Saarbrücker *Place Royale* verweisen darauf, dass die mit der Inschrift „*Templum evangelicum [...] ad laudem dei publicam*“ versehene Ludwigskirche eben dieser dominierende architektonische Akzent und damit durchaus als Denkmalersatz zu verstehen sei. Auch befänden sich Wilhelm Heinrichs Amortissements (Bekrönungen, häufig mit Wappen oder Porträts verbunden) als Balustradenschmuck über allen Eingängen der Kirche, womit die Anwesenheit des Fürsten hervorgehoben und deutlich sei, nur diskreter als bei einem Herrscherstandbild inmitten einer *Place Royale*.

Nun könnte man einwenden, dass ein Platz zu Ehren eines Herrschers generell etwas anderes ist als ein Platz mit einer Kirche zu Ehren Gottes. Über die Herrschaft Gottes in der Welt gab es zur damaligen Zeit keinen Zweifel. Eine Stadt und Land dominierende Hauptkirche mit vorgesehener fürstlicher Grablege bedurfte daher für den sie umgebenden Platz auch keiner weiteren Bezeichnung wie „Königsplatz“ (*Place Royale*). Wenn allerdings die Anbringung von Amortissements an der Ludwigskirche ausreichte, um den Platz zu einer *Place Royale* zu machen, so hieße das doch, dass die durch die Amortissements gewährleistete Anwesenheit Wilhelm Heinrichs höher bewertet würde als die im Kirchenbau verkörperte Anwesenheit Gottes.

In der Folge sollen die *Place Royale* von Nancy sowie einige deutsche Beispiele für „Königsplätze“ näher beschrieben werden.

Die Place Royale in Nancy

In Übereinstimmung mit den klassischen französischen Vorgaben für die Gestaltung königlicher Plätze stand auch auf der 1751 bis 1755 angelegten *Place Royale* von Nancy (Abb. 33) das Denkmal eines Herrschers – allerdings nicht

des gerade regierenden (das war Stanisław Leszczyński, Herzog von Lothringen), sondern des französischen Königs Ludwig XV. Nachdem Stanisław die mehrfach angestrebte Wahl zum polnischen König durch die politische Lage in Europa verwehrt worden war, hatte Ludwig seinem Schwiegervater Stanisław zum Herzogtum Lothringen verholfen, das dieser von Nancy aus regierte. Als Zeichen der Dankbarkeit und Demut seinem Schwiegersohn gegenüber ließ Stanisław das Denkmal und den Platz errichten, den er zu Ehren Ludwigs Place Royale nannte. Nach dem Tod von Stanisław im Jahr 1766 sollte Lothringen, das bis dahin Teil des Heiligen Römischen Reiches war, vertragsgemäß an Frankreich fallen. Das Denkmal auf der Place Royale ist daher insofern ungewöhnlich, als es für einen ausländischen Fürsten errichtet wurde, der damals nicht im Land regierte, aber zu einem späteren Zeitpunkt (falls er dann noch lebte) die Regierung übernehmen sollte; es war also ein quasi in die Zukunft gerichtetes Denkmal. (Während der Französischen Revolution wurde es allerdings zerstört und 1831 durch eine Statue von Stanisław ersetzt; seitdem trägt der Platz den Namen Place Stanislas.)

Als Teil der Neustadt liegt die Place Royale mit ihrer prächtig-erlesenen und beeindruckenden Architekturräumung in unmittelbarer Nähe zur Altstadt. Dort befindet sich ein weiterer großer Platz, gewissermaßen gegenüber der Place Royale: die Place de la Carrière, die ehemalige Pferderennbahn, an deren einem Endpunkt der alte Palast der lothringischen Herzöge liegt. Alt- und Neustadt stoßen hier gewissermaßen zusammen, getrennt durch eine Stadtmauer, die einen Durchlass in Form eines Stadttors bietet. Das Tor wurde von Stanisław in Anlehnung an den römischen Septimius-Severus-Bogen errichtet und zeigt den zeitgenössisch gekleideten Ludwig XV.; es stellt daher formal eher einen Triumphbogen dar. Vom alten Herzogspalast aus musste der Besucher, wollte er in die Neustadt, durch diesen antikisierenden, triumphalen Bogen gehen. Er stimmte ihn durch seine prachtvolle, herrschaftlich-majestätische Architektur und durch den Hinweis auf die Antike als Zeichen der Ehrwürdigkeit und altersbedingten Legitimität sogleich auf die neuen Zeiten einer gewandelten und besseren Herrschaft ein.

Nun fiel der Blick des Besuchers auf das von Stanisław in Auftrag gegebene Standbild des zukünftig hier regierenden Königs, Ludwigs XV., der mit der Rechten emphatisch und entschlossen in Richtung Frankreich zeigte. Damit wurde unmissverständlich deutlich, wohin die „Reise“ dieser Residenzstadt und des von hier aus regierten lothringischen Landes einstmals gehen würde. Zudem war diese „Reise“ gekoppelt mit der Verheißung, dass dem Land und seinen Bürgern glücklichere Zeiten bevorstanden, denn das Denkmal trug am Sockel

eine für Glück, Wohlstand und Frieden stehende Sonne. Sie verwies an diesem Ort natürlich auch auf den Sonnenkönig, Ludwig XIV. Doch nicht nur die Sonne war ein Hinweis auf den Vorgänger Ludwigs XV., sondern die gesamte Gestaltung des Denkmals. Denn abgesehen von dem in Richtung Westen, also Frankreich, gereckten Arm, dessen Hand das Zepter hält, entspricht es den ersten beiden Entwürfen des Standbilds Ludwigs XIV. auf der Place des Victoires in Paris (Abb. 35), der ersten vom Sonnenkönig in Auftrag gegebenen *Place Royale*. (Auch dieses Standbild wurde allerdings während der Französischen Revolution vernichtet.) Nancy präsentiert somit neben der Huldigung Ludwigs XV.³⁴⁵ auch eine Huldigung an Ludwig XIV. durch die Sonne, die in der Beliebtheit ihrer Darstellung insbesondere während der ersten Regierungsjahre Ludwigs XIV. einen Höhepunkt hatte, während sie danach nicht mehr ganz so dominant eingesetzt wurde.³⁴⁶

Beispiele eventueller *Places Royales* in Deutschland

Saarbrücken war von solch turbulenten Herrscherwechseln weit entfernt. Auf dem Ludwigsplatz stand kein absolutistischer, zum Zeitpunkt der Aufstellung regierender oder laut Vertrag in Zukunft regierender Herrscher im Mittelpunkt wie in Frankreich oder Lothringen.

Bei aller denkbaren Antipathie, die Wilhelm Heinrich gegen Habsburg hegen mochte, stand im Reich über dem jeweiligen Herrscher doch immer noch ein höherer Fürst, ob das erwünscht war oder nicht: der Kaiser. Im Heiligen Römischen Reich hätte daher eher eine *Place Impériale* gebaut werden müssen. Als mögliche Standorte herrschaftlich-kaiserlicher Macht könnten die Reichsstädte vermutet werden, doch befinden sich dort auf den Hauptplätzen eher Brunnen, Allegorien der Iustitia oder Statuen des Roland, eines ehemaligen Heerführers und Neffen Karls des Großen. Die Rolandstatue repräsentiert – vom tatsächlichen Aussehen abstrahierend – damit den Kaiser und steht für Marktrecht und Freiheit. Doch generell finden sich in Deutschland bis 1806 ausgesprochen selten Plätze mit Herrscherbildnissen.

Eine der *Place Royale* vergleichbare, den Regenten heraushebende Bedeutung haben in Deutschland vielmehr die Kaisersäle von Schlössern oder Klöstern. Sie hatten ihren Ursprung in dem Umstand, dass die Kaiser im Mittelalter viel reisen mussten, um als Herrscher wahrgenommen zu werden. Die

³⁴⁵ Roze, Francine, „Pologne“, S. 17–19.

³⁴⁶ Ziegler, Hendrik, „Sonne“, S. 359 f.

weltlichen und geistlichen Reichsfürsten – gleichgültig ob kaisertreu oder nicht – wollten für den Fall gerüstet sein, dass der Kaiser bei ihnen vorbeikam, und ließen daher in ihren Burgen und Schlössern angemessene, künstlerisch höchst wertvolle Gemächer und Festsäle einrichten. Später, als beispielsweise die Habsburger Kaiser sesshaft wurden und in Wien und Prag residierten, wollte man dem Kaiser die Möglichkeit einer Schlafstätte anbieten können, wenn er etwa nach seiner Kaiserkrönung auf dem Heimweg war. Sicher der bedeutendste Kaisersaal ist der im Zweiten Weltkrieg wie durch ein Wunder unversehrt gebliebene Kaisersaal mit Treppe in der fürstbischöflichen Würzburger Residenz, geschaffen von Balthasar Neumann, ausgemalt von Giovanni Battista Tiepolo und von Antonio Giuseppe Bossi mit Skulpturen und Stuckaturen versehen. In den Darstellungen wird nicht der aktuelle Kaiser Franz I. geehrt, sondern einer seiner Vorgänger, der Stauferkaiser Friedrich I. Barbarossa.

Allerdings besaßen die deutschen Kaiser zwar einen beneidenswerten Titel, dafür aber wenig Macht, sodass ein unmittelbarer Vergleich mit der französischen *Place Royale* doch allzu schwer fällt.

Berühmte Standbilder deutscher Herrscher sind in Berlin der heute vor Schloss Charlottenburg stehende Große Kurfürst, in Dresden der Goldene Reiter, August I. von Sachsen, auf dem Neustädter Markt sowie das Reiterstandbild „Jan Wellems“, des pfälzischen Kurfürsten Johann Wilhelm, vor dem Rathaus in Düsseldorf. (Letzteres stellt eine Ausnahme dar, da mit Blick auf Berlin und Sachsen festgestellt werden kann, dass weite Teile der von diesen Monarchen regierten Länder nicht zum Reich gehörten: Zum Kurfürstentum Brandenburg gehörte das außerhalb der Zuständigkeit der Kaiser liegende Ostpreußen, und der sächsische Kurfürst war gleichzeitig König von Polen.) Theoretisch hätte es daher zwei *Places Royales* in Deutschland geben können: in Berlin und in Dresden. Beide Standorte sollen im Folgenden hinsichtlich ihrer potenziellen Eignung als *Place Royale* näher betrachtet werden.

Berlin, Lange Brücke: Beim oben erwähnten Reiterstandbild Friedrich Wilhelm von Brandenburgs, des Großen Kurfürsten, zeigt sich eine eindeutige kompositorische Nähe zum französischen Vorbild, der 1699 errichteten und 1792 zerstörten monumentalen Reiterstatue Ludwigs XIV. auf der *Place Vendôme*, wenn auch nicht im Zusammenhang mit einer *Place Royale*. Mittlerweile steht das von Andreas Schlüter geschaffene³⁴⁷, 1703 errichtete Standbild des Großen Kurfürsten vor dem Charlottenburger Schloss, befand sich aber bis zum Ende

³⁴⁷ Kessler, Hans-Ulrich, „Reiterdenkmal“, S. 250.

des Zweiten Weltkrieges auf der Langen Brücke, die auf das Berliner Schloss zuführt. Während dieser ursprüngliche Standort eher an den des Reiterstandbilds von Heinrich IV. auf dem Pont Neuf in Paris mit dem Louvre im Hintergrund erinnert,³⁴⁸ sind die stilistischen Verbindungen zu der von François Girardon gestalteten sieben Meter hohen Reiterstatue Ludwigs XIV., die auf einem zehn Meter hohen Sockel stand, jedoch signifikant: Beide zeigen den gleichen gravitatischen Gang des Pferdes wie auch die Haltung des Reiters, die Würde, Ernst und Gefasstheit bei gleichzeitiger Gelassenheit ausstrahlt; vergleichbar sind auch die Allongeperücken und die antikisierenden Rüstungen, die beide Fürsten tragen. Unterhalb des Postaments befinden sich bei beiden Standbildern die in Ketten gelegten Sklaven.³⁴⁹ Komposition und Ausführung erinnern dagegen wiederum an das Reiterdenkmal Marc Aurels auf dem Kapitol.³⁵⁰

Berlin, Forum Fridericianum: König Friedrich II. hatte diesen Platz ab 1740 ursprünglich als großes Bauensemble dimensioniert, das auch das neue, von Knobelsdorff geplante Residenzschloss hätte umfassen sollen. In dieser Form konnte das Projekt jedoch nicht realisiert werden; es durchlief diverse Entwurfsphasen und Veränderungen, bis schließlich die endgültige (nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs rekonstruierte) Anlage entstand, die trotz ihrer alles andere als geradlinigen Baugeschichte durch ihre monumentale und prachtvolle Architektur ausgesprochen herrschaftlich, vornehm und majestätisch wirkt.

Auf einem 1733 entstandenen Kupferstich, der das Forum zeigt, wird zwar der Begriff „Place Royale“ erwähnt, doch hieß der Platz von Anfang an „Platz am Opernhaus“. Es sei auch darauf hingewiesen, dass Friedrich für sich selbst keine Denkmäler aufstellen ließ, und ein Denkmal des Kaisers wäre für den

³⁴⁸ Kessler, Hans-Ulrich, „Reiterdenkmal“, S. 246 und 253 f.

³⁴⁹ Ziegler, Hendrik, *Sonnenkönig*, S. 130–131.

³⁵⁰ Friedrich III. von Preußen, der Sohn des Großen Kurfürsten, ließ sich häufig als Ludwig XIV. feiern: so in der Darstellung auf einem Kupferstich in Anlehnung an das Denkmal auf der Place des Victoires, das wegen innen- und außenpolitischem Unmut geändert werden musste, oder auch im Standbild von Johann Christoph Döbel, das sich an der Statue des Sonnenkönigs von Antoine Coysevox orientiert, die heute im Musée Carnavalet steht; siehe Fischbacher, Thomas, „Kunst der Komposition“, S. 98. Auch das von Friedrich Wilhelm Dietrichs geschaffene Denkmal König Friedrichs I. basiert auf einem französischen Vorbild, nämlich auf der Darstellung Ludwigs XIV. auf einer römischen Triumphsäule von Pierre Lepautre (nach einer Vorlage von Charles Augustin d’Aviler, siehe *Cours d’Architecture*, Paris 1720, Bd. 1, Tafel 93); siehe Fischbacher, Thomas, „Kunst der Komposition“, S. 100 und 107.

preußischen König natürlich nicht vorstellbar gewesen. Mit Blick auf das Thema „Place Royale“ hätten wir es demnach hier mit einem „Königsplatz ohne König“ zu tun.³⁵¹

Dresden, Neustädter Markt: Im 11. und 12. Jahrhundert entstand Altendresden, eine rechts der Elbe gelegene Siedlung slawischen Ursprungs, die etwa der heutigen Neustadt entsprach. 1549 wurde Altendresden mit dem linkselbischen Dresden vereinigt, da die sächsische Hauptstadt besser geschützt werden konnte, wenn sie auch auf der anderen Seite der Elbe über entsprechende Befestigungen verfügte. Im Jahr 1685 kam es dennoch zur vollständigen Zerstörung von Altendresden durch einen Stadtbrand. Dieses Unglück wurde zum Anlass genommen, den rechtselbischen Stadtteil neu zu gestalten. Geplant war eine 400 Meter lange von Norden kommende Hauptstraße, die sich nach Süden hin immer weiter verbreiterte und ihren Kulminationspunkt auf dem Neustädter Markt in der Reiterstatue Augustus des Starken fand, die in Anlehnung an die Reiterstatue Ludwigs XIV. auf der Place Vendôme entstand. Auf diesen Punkt führten von Westen und Osten kommend zwei weitere Magistralen zu, die sich mit der Hauptstraße zu einem Dreistrahl vereinen sollten. An der Elbe traf sich der Dreistrahl vor zwei Monumentalbauten. Auf dem linken Gebäude sollte sich ein Reiterbildnis des Königs erheben, auf der rechten Seite sein Standbild; weiterhin waren als Schmuck Allegorien und Trophäen über das gesamte Monument verteilt vorgesehen. Umgesetzt wurde das jedoch nicht. Von der ursprünglichen Planung blieb bis zum Zweiten Weltkrieg der trapezförmige Platz erhalten, der heutige Neustädter Markt, der aber mit der Zeit seine einheitliche Bebauung verlor, sowie als Mittelpunkt der sogenannte Goldene Reiter, das Reiterdenkmal Augustus des Starken. Es zeigt den in Richtung Hauptstraße und damit in Richtung Polen blickenden König mit dem Befehlsstab in der Linken auf einem Hengst, der sich in einer Levade auf der Hinterhand aufrichtet. Hauptstraße und Reiterstandbild sind nicht genau auf die Augustusbrücke ausgerichtet, sondern auf das neben der Brückenauffahrt gelegene sogenannte Blockhaus, die Neustädter Wache.³⁵²

Beide in Deutschland gelegenen Plätze, das Berliner Forum Fridericianum und der Dresdener Neustädter Markt, wären geeignet, *Place Royale* genannt zu wer-

³⁵¹ Kessler, Hans-Ulrich, „Reiterdenkmal“, S. 228. Das unmittelbar in der Nähe stehende, weithin berühmte Reiterstandbild Friedrichs II. von Christian Daniel Rauch auf der Straße Unter den Linden wurde erst 1851 enthüllt, fast 65 Jahre nach dem Tod des „Alten Fritz“.

³⁵² Zum Neustädter Markt siehe Hertzog, Stefan, *Dresdner Bürgerhaus*, S. 37–41.

den. Wir haben erfahren, dass das Forum Fridericianum auf einer Graphik zwar als solche bezeichnet wurde, durchgesetzt hat sich der Name aber nicht. Die stilistische Einheitlichkeit oder gleichbleibende Monumentalität eines Platzes ist auch kein zwingendes Zeichen für eine *Place Royale*; vergleichbare einheitliche Plätze existieren abgesehen von den beiden erwähnten Plätzen selbstverständlich auch anderswo in Deutschland. Andererseits muss man sich klarmachen, dass die Place de la Concorde, eine *Place Royale* Ludwigs XV., gar nicht den Charakter eines Platzes hat, sondern vielmehr den einer riesenhaften Freifläche; sie ist so unüberschaubar groß, dass eine Platzgestaltung nicht erkennbar ist, zumal die Seitenflächen durch Gartenanlagen und die Seine bestimmt werden, also keine Rahmung vorhanden ist, was den Platzcharakter zusätzlich verwischt.

Die Person, die eine *Place Royale* betritt, soll dem Herrscher huldigen. Ein einfacher Marktplatz wie etwa in Ludwigsburg wird daher nie eine *Place Royale* sein können; dafür ist eben auch ein imposantes Herrscherdenkmal notwendig.

Ikonographisch ist in Deutschland also eine *Place Royale*, oder im Falle Saarbrückens wenigstens eine *Place Principale*, nicht denkbar. Fürst Wilhelm Heinrich und sein Baumeister entwarfen den Ludwigsplatz daher nicht als *Place Royale* mit „angehängter“ Kirche „*ad laudem dei publicam*“, als Haus des Evangeliums, gedacht zum öffentlichen Lob des Herrn, wie Schubart vermutet hat,³⁵³ sondern als Standort eines großen, machtvollen Kirchengebäudes, das als zukünftige Begräbnisstätte der Fürsten von Nassau-Saarbrücken dominierend die Mitte des Areals für sich in Anspruch nimmt und dadurch quasi zwei kleinere Plätze formt.

Vielleicht kann dann von einer *Place Royale* gesprochen werden, wenn der Platz sowohl eine einheitliche, monumentale, gleichwohl würdevolle Randbebauung besitzt als auch ein den Platz und die Bebauung dominierendes Herrscherdenkmal. Dabei sollte es sich jedoch nicht um eine beliebige Darstellung handeln; um dem Anspruch einer *Place Royale* gerecht zu werden, sollte der durch das Denkmal Gewürdigte sich seiner einzigartigen Stellung im Staat sowie in Europa derart bewusst sein, dass er bei der Gestaltung seines Denkmals bis an die Grenzen der Götzendienerei gehen konnte. Die höchste Form eines solchen Personenkults, die absolutistische Herrschaft, verkörperte in beispielloser, einmaliger und epochemachender Weise Ludwig XIV. Verglichen mit ihm war Ludwig XV. nur ein „einfacher“ Epigone, der in dem nun einmal geschaffenen großen Gewand seines Vorgängers auftreten musste und sich daher auch

³⁵³ Schubart, Robert H., „Ludwigsplatz und Ludwigskirche“, S. 145–149.

die monarchische Bauaufgabe einer *Place Royale* „gönnte“, was nachvollziehbar ist; doch eine wirkliche *Place Royale* kann nur mit einem Herrscher in Verbindung gebracht werden, der in der Lage war, die Sonne selbst herauszufordern: Ludwig XIV.³⁵⁴

Das Feuerofenrelief der Ludwigskirche

Ein Schmuckelement der Ludwigskirche, dessen Bedeutung in der Literatur kontrovers diskutiert wird, kann vielleicht dazu beitragen zu entscheiden, ob der Ludwigsplatz als *Place Royale* intendiert war oder nicht.

An der Nordseite der Kirche befindet sich unter der Balustrade unterhalb des Fürstenbildnisses ein Relief, das das biblische Thema „Die drei Männer im Feuerofen“ zeigt (Abb. 34, 44).³⁵⁵ Schubart hat nachdrücklich darauf hingewiesen, dass dieses Relief deutlich und sehr entschieden den götzendienstähnlichen Personenkult der Bildnisstatuen der französischen Könige kritisiert.³⁵⁶

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht, dass Kritiker der „Urfassung“ des Denkmals Ludwigs XIV. auf der Place des Victoires in Paris (Abb. 35), das 1686 enthüllt worden war, in der Tat Götzenkult vorwarfen – verständlicherweise, hielt doch eine Victoria dem triumphierenden König einen Lorbeerkranz über das Haupt.³⁵⁷ Zudem zeigte der Sockel gefesselte Kriegerfiguren feindlicher Nationen ohne jegliche Herrschaftsattribute. Etwas später, im Jahr 1697, gab ein italienischer Parteigänger Ludwigs in Rom, Prinz Valni, ein Standbild des

³⁵⁴ Auch Hendrik Ziegler, ausgewiesener Kenner der Kunst unter Ludwig XIV., bestreitet, dass es sich beim Ludwigsplatz um eine *Place Royale* handelt; siehe Ziegler, Hendrik, „Place royale française“, S. 95.

³⁵⁵ Die biblische Geschichte von den drei Männern im Feuerofen findet sich im Alten Testament bei Daniel (3,1–30): König Nebukadnezar ließ ein goldenes Götzenbild aufstellen und verlangte, dass sich alle Amtsträger vor dem Bildnis niederwerfen und es anbeten sollten. Wer sich weigerte, sollte in einen glühenden Ofen geworfen werden. Alle gehorchten, nur Daniels drei jüdische Gefährten Sadrach, Mesach und Abed-Nego weigerten sich. Auch als Nebukadnezar ihnen erneut mit dem Ofen drohte, blieben sie standhaft und erklärten, dass der Gott, den sie verehrten, sie auch aus einem Ofen erretten könne. Voller Zorn ließ der König die drei Männer fesseln und in den weißglühenden Ofen werfen. Doch statt elendig in den Flammen umzukommen, wurden die drei Männer von einem Engel Gottes beschützt. Als Nebukadnezar das sah, erschrak er zutiefst, rief die Überlebenden zu sich, pries den Gott, der sie gerettet hatte, und gebot all seinen Untertanen, von nun an ebenfalls diesen Gott zu verehren. Zum Feuerofenrelief in der Ludwigskirche siehe Schubart, Robert H., „Sonnen Saarbrückens“, S. 152–154; ders., „Ludwigsplatz und Ludwigskirche“, S. 121–122; Hertzog, Stefan, „Ludwigskirche“, S. 146–147.

³⁵⁶ Schubart, Robert H., „Sonnen Saarbrückens“, S. 152–153.

³⁵⁷ Ziegler, Hendrik, *Sonnenkönig*, S. 75.

Sonnenkönigs in Auftrag. Zwei Attribute des Königs lösten heftigen Unmut bei seinen Feinden aus: Ludwig trug einen Lorbeerkranz, und sein Fuß ruhte auf einem Globus. Beide Attribute standen jedoch seit der Antike ausschließlich dem regierenden Kaiser zu, in diesem Fall also dem deutschen Kaiser Leopold I. Die Empörung war allerdings so unerwartet groß und heftig, dass sich Ludwig gezwungen sah, das ikonographische Programm beider Standbilder zu entschärfen. Es gab sogar Morddrohungen gegen den ausführenden Bildhauer des römischen Standbilds, was dazu führte, dass ein französischer Künstler das Werk vollenden musste, der aus Sicherheitsgründen anonym blieb. Es handelt sich um das Marmorstandbild Ludwigs XIV., geschaffen von Domenico Guidi und Pierre Legros d. J. in den Jahren 1697 bis 1699, das sich heute in der Académie de France à Rome in der Villa Medici befindet.³⁵⁸

Die Kritik an den Darstellungen kam nicht nur aus dem Ausland, wie vermutet und erwartet werden darf, sondern auch aus Frankreich selbst: Hier waren es breite gesellschaftliche Gruppen, die aus den Schichten der Höflinge, Geistlichen, Gelehrten und wohlhabenden bürgerlichen Kreise stammten. Druckgraphiken, mit deren Hilfe sich die Zeichnungen der Denkmäler reproduzieren ließen, und schriftliche Berichte gingen blitzschnell durch ganz Europa.³⁵⁹ So wurden dem absolutistischen Herrscher Ludwig XIV. „aufgrund massiven standesübergreifenden in- und ausländischen Drucks Grenzen in seiner künstlerischen Selbstdarstellung gesetzt.“³⁶⁰

Der breite Unmut regte allerdings auch dazu an, frechen Konterpart zu bieten, wie es etwa die Niederländer taten. 1674 war eine Münze Ludwigs XIV. herausgekommen, die ihn auf der Vorderseite wie einen Gott mit lockigem und wallendem Haar zeigte, während er auf der Rückseite auf einem Streitwagen triumphierend dem Sieg entgegenfuhr. Die Niederländer entwarfen 1693 eine Karikatur dieser Münze, auf der der Streitwagen auf der Rückseite in die entgegengesetzte Richtung zurückfuhr, verbunden mit der Inschrift „*Venit, vidit sed non vincet*“ (dt. „Er kam, sah, aber siegte nicht“).

Einen großen Fürsprecher der Künste im Namen Ludwigs XIV. und dessen politischer Aussagen fand der König dagegen später in Voltaire, der, auch mit Blick auf die Statue der Place des Victoires, all diese Kritik mit eher fadenscheinigen Argumenten zu entkräften suchte.³⁶¹

³⁵⁸ Ziegler, Hendrik, *Sonnenkönig*, S. 133.

³⁵⁹ Zu dieser öffentlichen Kritik siehe Ziegler, Hendrik, *Sonnenkönig*, S. 75.

³⁶⁰ Ziegler, Hendrik, *Sonnenkönig*, S. 76.

³⁶¹ Haskell, Francis, *Geschichte und ihre Bilder*, S. 114–115.

In der Götzenstatue des Saarbrücker Feuerofenreliefs möchte man in der Tat eines der Standbilder Ludwigs XIV. oder Ludwigs XV. wiedererkennen, vergleicht man die Statue etwa mit Abbildungen auf gleichfalls kleinteiligen Münzen, Medaillen oder Graphiken.³⁶² Doch hätte gerade Fürst Wilhelm Heinrich eine derart provozierende Anklage gegenüber dem mächtigen Frankreich überhaupt wagen dürfen: Hätte er mit diesem Relief dem französischen König unchristliche Idolatrie unterstellen können? In der Hauptbauphase der Ludwigskirche, den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, galt bereits das *renversement des alliances*, die 1756 beginnende Verpartnerung Frankreichs mit Habsburg; in dieser Zeit wäre eine so kritische Darstellung kaum opportun gewesen. Es bestand auch kein Grund für eine massive Anklage in Religionsfragen, stand doch Nassau-Saarbrücken auch in der Spätphase von Wilhelm Heinrichs Regierungszeit mit dem westlichen Nachbarn in einem befreundeten Verhältnis. Außerdem war Wilhelm Heinrich weiterhin in der Armee Ludwigs XV. eingebunden, wie später auch sein Sohn Ludwig, der zwar im Gegensatz zu seinem Vater weder Pulverdampf noch Militärduft, Dreck oder Tod direkt erlebt hatte, dafür aber immerhin französische Generalsränge besaß. Ein Affront gegen diejenigen, von deren Subsidien die Nassau-Saarbrücker Fürsten abhängig waren, wäre jenseits aller Logik.

Als weiterer Beleg für die These, mit dem Feuerofenrelief werde eine vermeintliche französische Götzendienerei kritisiert, wird ein zweites Relief auf der gegenüberliegenden Südseite der Kirche angeführt, das Hesekiels Vision des wiederhergestellten Salomonischen Tempels darstellt, der einige Jahre zuvor von Nebukadnezar II. zerstört worden war. Der Prophet schaut hier die „Herrlichkeit des Herrn“, der in „des neuen Tempels Herrlichkeit“ einzieht (Hes 43,1–12). Die Parallelsetzung der Errichtung des Salomonischen Tempels und der Errichtung der Ludwigskirche ist natürlich sinnfällig, insbesondere dann, wenn die Mutmaßung, dass der Kirchenneubau das Neue Jerusalem widerspiegeln sollte, tatsächlich der ursprünglichen Idee Wilhelm Heinrichs entspräche. Damit stünde seine Kirche sowie der „für einen protestantischen Bau völlig ungewöhnliche und reiche Statuenapparat“³⁶³, insbesondere auf der Attikazone, allerdings im eklatanten Gegensatz zu den Plätzen, die in Paris als *Place Royale* gestaltet wurden. Gleichzeitig habe sich Wilhelm Heinrich mit Hilfe von Inschriften und Amortissements als idealer protestantisch-christlicher Herrscher dargestellt und sei so den französischen, jederzeit wieder aufbrechenden Re-

³⁶² Ziegler, Hendrik, *Sonnenkönig*, S. 21 ff.

³⁶³ Hertzog, Stefan, „Ludwigskirche“, S. 147.

katholisierungsversuchen der Jahre 1679 bis 1697 entgegengetreten:³⁶⁴ Die Ludwigskirche sowie der Ludwigsplatz versinnbildlichen somit Herrschaftszeichen und protestantisches Glaubensbekenntnis. Beide Grundaussagen verschmelzen miteinander und behaupten sich – bei aller Freundschaft – gegen den mächtigen katholischen Nachbarn.

Auch eine Kritik allgemeinerer Art, die sich weniger gegen einen vermeintlichen Götzendienst, sondern „nur“ gegen die Konfession der französischen Könige richtete, kann hier nicht vorliegen; denn der Umstand, dass Wilhelm Heinrich selbst die protestantische Konfession besaß, die im Frankreich Ludwigs XIV. noch vernichtend bekämpft worden war, war in der Regierungszeit des Saarbrücker Fürsten unerheblich geworden, da sich die vorgeblichen Kriegsgründe und -ziele stets zugunsten des eigenen Vorteils änderten und nicht von Vernunft, Logik oder Sachzwängen geleitet wurden. Es spielte daher keine Rolle, dass der protestantische Wilhelm Heinrich gerade den früheren französischen König, der stolz auf die Annullierung des Edikts von Nantes und auf die Verfolgung der Hugenotten gewesen war, zum Maßstab seines neuen Platzes und seiner Residenzstadt gemacht hatte, denn Ludwig XIV., der sich 1701 in seinem großen Staatsporträt von Hyacinthe Rigaud der Welt programmatisch als Verteidiger und Retter der katholischen Kirche gezeigt hatte, verfolgte wohl weniger religiöse als vielmehr innen- sowie außenpolitische Ziele: So unterstützte er gleichzeitig die Osmanen, die vor Wien standen, in dem doch auch Katholiken wie er herrschten. Und schon Ludwigs Vorgänger hatte sich ja im Dreißigjährigen Krieg mit den protestantischen Schweden verbündet, um Habsburg in die Knie zu zwingen. Der Glaube wurde also letztlich immer als Vorwand für irgendetwas anderes benutzt. Wilhelm Heinrich diente schließlich einem katholischen König und begab sich durch seinen Dienst in der französischen Armee sogar in Lebensgefahr, nur um dessen Parteigänger zu sein. Insofern konnte er auch über das Negativum, dass Ludwig XIV. gegen die französischen Protestanten vorgegangen war, hinwegsehen und -schweigen.

Ferner sei darauf hingewiesen, dass es wenig Sinn ergibt, den Ludwigsplatz einerseits als urfranzösische Bauaufgabe zu betrachten und ihn zu einer *Place Royale* zu erklären, gleichzeitig aber zu betonen, dass das Feuerofenrelief als Kritik gegen eben jene Plätze mit ihren Statuen französischer Könige verstanden werden müsse. Ganz generell ist die Vorstellung problematisch, dass hier gegen den in Frankreich betriebenen Götzendienst ins Feld gezogen werde, da

³⁶⁴ Ellwardt, Kathrin, „Stengels Querkirchentypus“, S. 44; siehe auch Hertzog, Stefan, „Ludwigskirche“, S. 147.

sich – wie weiter unten erläutert wird – Wilhelm Heinrich ja selbst als antike Gottheit darstellte, und das auch noch als Amortissement auf der nördlichen Kirchenbalustrade, also für alle sofort sichtbar.

Auch sollte man nicht übersehen, dass die exegetische Auslegung der Feuerofenszene nicht so sehr den Götzendienst anprangert, sondern für die zur Auferstehung, also zum ewigen Leben führende Gottesfurcht steht; Letzteres ist daher in einem typologischen Zusammenhang mit Christi Auferstehung zu betrachten. Intendiert wird hier also, dass derjenige, der an Gott glaubt, auch auferstehen wird. Insofern ist es sinnfälliger, dass oberhalb des Feuerofenreliefs auch Wilhelm Heinrich dargestellt ist – als Zeichen dafür, dass auch ihm die Auferstehung gewiss ist.

Und schließlich wird ja Nebukadnezar, der die Verweigerer des Götzendienstes zum Tod im Feuerofen verurteilt hatte, angesichts ihrer Rettung durch den Engel zum Glauben an den einen Gott bekehrt. Auf Frankreich übertragen hieße das, dass die französischen Könige sich für den protestantischen Glauben hätten entscheiden sollen, was sie natürlich nie vorhatten und – im Gegensatz zur Konversion Nebukadnezars – auch nicht taten.³⁶⁵ Auch dieser Aspekt spricht also gegen eine Deutung des Feuerofenreliefs als Kritik an der Selbstüberhöhung der französischen Könige.

Es darf auch nicht übersehen werden, dass Nassau-Saarbrücken ein Vasall von Frankreich war, noch dazu ein sehr kleiner. *Places Royales* gab es nur in Frankreich. Dass das lothringische Nancy eine *Place Royale* mit der Statue des regierenden Königs besaß, lag nur daran, dass Lothringen in absehbarer Zeit an Frankreich fallen sollte. Mit Nassau-Saarbrücken verhielt es sich anders. Den Ludwigsplatz als *Place Royale* zu bezeichnen, wäre kühn und anmaßend. Das kleine Land war viel zu mindermächtig und unbedeutend, zumal hier „nur“ gefürstete Grafen regierten und diese noch dazu ein staatliches Oberhaupt besaßen, den Kaiser.

Es sei außerdem daran erinnert, dass es in Frankreich *Places Royales* gab, die gar keine Randbebauung besaßen (*Place de la Concorde*), dass es runde (*Place des Victoires*) und geschlossen wirkende, rechteckige *Places Royales* gab. Es scheint also keine besondere formale Voraussetzung für königliche Plätze gegeben zu haben. Einziges gemeinsames Merkmal aller *Places Royales*, die diesen Namen verdient haben, war, dass in ihrer Mitte eine monumentale Statue des

³⁶⁵ Auch Dittscheid spricht sich gegen die von Schubart postulierte Frankreichkritik aus; siehe Dittscheid, Hans-Christoph, „Hermen als Leitbilder der Ekklesia“, S. 105, Anm. 24. In der neueren Literatur ist praktisch kein Autor mehr auf die eigentlich schöne Idee Schubarts eingegangen, Ludwig XIV. Idolatrie vorzuwerfen.

regierenden Herrschers dominierte, der mit absolutistischer Macht und imperialem Anspruch sein mächtiges Land nach innen wie nach außen regierte. Und davon war Nassau-Saarbrücken – leider – sehr weit entfernt.³⁶⁶

Wie nach Ansicht des Verfassers der Ludwigsplatz und das Feuerofenrelief stimmig zu interpretieren sind, soll in Kapitel IX dargestellt werden.

Idealstädtische Aspekte Saarbrückens

Einige Aspekte einer Idealstadt, die in Kapitel VI vorgestellt wurden, treffen auch auf Saarbrücken zu, das durch den Stengel'schen Umbau deutliche idealstadttypische Züge erhielt:

So waren die Gebäude durchgängig eingeschossig, schlicht und grau-weiß geschlämmt; auch wiesen sie zum großen Teil die gleiche sparsame Ornamentik auf, die auf Eckquader, Geschossgesimse, Stichbogenfenster und Portale mit einfacher Pilasterrahmung reduziert war. Andererseits gestaltete Stengel den Straßenraum, indem er Gruppen unterschiedlich großer Gebäude bildete, die hier und da auch in ihrer Formensprache voneinander abwichen. Dadurch entstand eine gewisse Abwechslung in der ansonsten uniform gestalteten Stadt. Das ist insbesondere in der Wilhelm-Heinrich-Straße zu beobachten, die von dem 1765 bis 1766 errichteten fürstlichen Marstall dominiert wird.

Stengel „inkorporierte“ ein durch Magistralen gebildetes Dreieck in die Stadtanlage, bestehend aus Schloßstraße, Wilhelm-Heinrich-Straße und Verlängerung der Saarbrücke, die wieder zurück in Richtung Schloßstraße führt (Abb. 27). Diese zu einem Dreieck vereinten Magistralen entsprechen dem Wunsch nach einer den Idealstädten immanenten Zahlenallegorese, die eine Botschaft aussendet. Das Dreieck kann als Schutzsymbol betrachtet werden, indem die Drei mit der Heiligen Dreifaltigkeit gleichgesetzt wird.

³⁶⁶ Siehe auch Ziegler, Hendrik, „Place royale française“, S. 95. In Deutschland gibt es einen vergleichbaren Fall, wo die traditionelle Benennung nicht der tatsächlichen Funktion entspricht. Der Frankfurter Dom St. Bartholomäus ist selbstverständlich kein Dom, sondern eine einfache Pfarrkirche, die lediglich als Wahl- und Krönungsort der deutschen Kaiser eine große Bedeutung besitzt. „Dom“ ist in diesem Fall quasi ein Ehrentitel. Das Bauwerk heißt also Dom, ist aber keiner. Entsprechend kann man den Ludwigsplatz durchaus *Place Royale* nennen; dadurch wird er aber noch lange keine werden.

Insgesamt verlieh Stengel der Residenzstadt ihren stadtspezifischen Charakter, der zwischen Sakralität und Säkularität pendelt.³⁶⁷

Auf dem Gemälde *Saarbrücker Schlossplatz vom Schloss aus gesehen* (Abb. 26) ist zu erkennen, wie geordnet, vorbildlich und geregelt sich Saarbrücken vor den Augen ihres Herrschers entwickelte. Schließlich entsprach es der „Aufgabe“ idealer Stadtbaukunst, „Ordnung“ zu schaffen. Zu dieser Ordnung gehörte auch, dass Saarbrücken nun eine der wesentlichen Forderungen Goldmanns umgesetzt hatte, nämlich dass eine Magistrale unmittelbar auf das Schloss zu laufen müsse.³⁶⁸

Viele Werke von Stengel – wie Schloss Biebrich in Wiesbaden und Schloss Dornburg im Anhaltinischen – sind im Laufe ihrer Geschichte, etwa im Zweiten Weltkrieg, zerstört worden; anhand der wenigen erhaltenen Photographien Stengel'scher Innenräume wird jedoch deutlich, dass der Architekt die Wände ohnehin weniger mit Gemälden schmückte, sondern vielmehr mit Wandvertäfelungen und sparsamen Stuckornamenten arbeitete, die noch Platz für die reine Wandfläche zuließen. Dadurch hinterlassen Stengels Räume einen nicht überdekorierten, frühklassischen Eindruck und strahlen Ruhe, ja Vornehmheit aus, wie beispielsweise am Treppenhaus des Palais Freithal (später Post) auf dem Saarbrücker Ludwigsplatz³⁶⁹ oder im Speisesaal des Winterbaus von Schloss Biebrich in Wiesbaden zu erkennen ist.³⁷⁰ Diese von einer gewissen Sachlichkeit getragenen Stengel'schen Räume standen dem verspielten und ornamentalen zeitgenössischen Rokoko entgegen.³⁷¹ Sie entsprachen damit den Forderungen der griechischen Antike, bei allem auf *dike*, also Grenze und Maß, zu achten.

³⁶⁷ Zu diesen Ausführungen siehe Jung, Michael, „Saarbrücken während der Fürstenzeit“, S. 418–422.

³⁶⁸ Goldmann, Nikolaus, *Civil-Bau-Kunst*, S. 17; siehe hierzu auch Friedhoff, Jens, „Magnificence‘ und ‚Utilité‘“, S. 578.

³⁶⁹ Lohmeyer, Karl, *Friedrich Joachim Stengel*, Abb. auf S. 131.

³⁷⁰ Heinlein, Stefan, *Katharina Kest*, S. 51.

³⁷¹ Wenn sich auch im Werk Stengels stilistisch bereits Formen eines Protoklassizismus zeigen, so ist doch beim sogenannten „Grünen Kabinett“ (dem ehemaligen Kabinett der Reichsgräfin von Otweiler und Gattin Fürst Ludwigs, das ehemals aus einem Gebäude der Wilhelm-Heinrich-Straße stammt und sich mittlerweile in der Alten Sammlung des Saarlandmuseums befindet) davon auszugehen, dass es nicht von Stengel entworfen und in keiner Weise von seinen bisherigen Innenräumen beeinflusst wurde. Vielmehr entspricht es mit seinen „hängenden Emblemen“ als quasi einzigem Dekorationselement allgemein den Innenräumen der Zeit zwischen 1780 und 1795. Klassizistisch nüchtern sind im „Grünen Kabinett“ abgesehen vom fehlenden übertriebenen Zierrat und Dekor auch die Fliegenden Bänder, die keinesfalls verspielt „davonflattern“, sondern entsprechend der Erdanziehung einfach „nur“ bewegungslos herunterhängen. Siehe Heinlein, Stefan, *Katharina Kest*, S. 48–59.

Nicht nur die erhöhte Lage machte das Schloss zur beherrschenden Dominante des Schlossplatzgefüges; es gab weitere Kunstgriffe, mit denen Stengel die Stadt dem Schloss untertan machte. So sind die Schlossfenster breiter als die Fenster der übrigen Häuser des Schlossplatzes, und auch die dekorativen Details mit den Fenstergewänden, Schlusssteinen und Vasen auf dem Schlossdach sind üppiger als in der Umgebung. Der von Südwesten her ankommende Besucher wurde mit Hilfe der Kolossalordnung und des Repräsentationsbalkons des Schlosses hoheitsvoll empfangen.

Goethe schilderte im Jahr 1770 die resultierende Wirkung so: „Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hügelig, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck. Die Häuser sind alle grauweiß angestrichen, und die verschiedene Höhe derselben gewährt einen mannigfachen Anblick. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenden Platze steht die lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstab [...]. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche deuten auf einen lebenslustigen Besitzer.“³⁷²

Freiherr Adolph Knigge schildert 1792 nach einem Besuch in Saarbrücken seine Eindrücke: „Saarbrücken [...] und St. Johann [...] sind durch eine neue, schöne Brücke verbunden und machen eine Stadt von ziemlichen Umfang aus. Die Häuser, besonders in dem diesseitigen Theile [Alt-Saarbrücken] sind durchaus massiv, manche darunter in gutem, reinem Geschmacke gebaut und die Gassen, deren einige breit sind und gerade verlaufen, haben ein freundliches Ansehen. Unter den Bewohnern scheint Wohlstand zu herrschen; auch trifft man hier Kaufmannshäuser an, deren Handel nicht unbedeutend ist, da ausser der großen Straße aus Frankreich nach Teutschland, die schiffbare Saar ihnen auch Gelegenheit giebt, ihre Waren zu Wasser in die Mosel und von da auf dem Rheine nach Holland zu versenden; Steinkohle und Eisen sind wie bekannt wichtige Landesprodukte.“³⁷³ Knigge fährt fort: „Das hiesige Schloss gehört mit zu den schönsten Fürsten-Wohnungen in Teutschland. Es besteht aus einem *Corps de logis* mit zwey Flügeln [...] und hat an zwey anderen Seiten, über einen geschmackvoll eingerichteten Schlossgarten hinaus, eine herrliche Aussicht in die umliegende schöne Gegend.“³⁷⁴

³⁷² Goethe, Johann Wolfgang von, *Dichtung und Wahrheit*, 10. Buch, S. 88.

³⁷³ Knigge, Adolph, „Knigge in Saarbrücken“, S. 247.

³⁷⁴ Aus einem Brief Knigges vom 5. Mai 1792; siehe Knigge, Adolph, „Knigge in Saarbrücken“, S. 241.

Selbstverständlich hat Knigge hier maßlos übertrieben; es gab natürlich schönere und kunsthistorisch wertvollere Schlösser in Deutschland. Ein solches Lob entsprach einfach den gängigen Höflichkeitsregeln jener Zeit. Dennoch ist es ausgesprochen schade, dass das Stengel'sche Schloss nur wenige Jahre Bestand hatte und heute nur noch ein Schatten seines früheren Selbst ist.

VII. Die Idealität Saarbrückens



Abb.22



Abb.23



Abb.24

Abb. 22: Johann Ludwig Lex, Das Saarbrücker Schloss nach dem ersten barocken Umbau in den Jahren 1710 bis 1720, um 1800, lavierte Federzeichnung auf Papier, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 23: Johann Friedrich Christian Koellner, Saarbrücker Schloss, Zustand der Burg und der Stadt, spätes 15. Jahrhundert, um 1800, lavierte Federzeichnung auf Papier, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 24: Johann Friedrich Christian Koellner, Saarbrücker Schloss und Stadt vor dem Stengelumbau 1738, lavierte Federzeichnung auf Papier, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

VII. Die Idealität Saarbrückens



Abb. 25



Abb. 26

Abb. 25: Unbekannt, Das Saarbrücker Schloss, nach 1760, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 26: Unbekannt, Saarbrücker Schlossplatz vom Schloss aus gesehen, Kopie nach Johann Friedrich Dryander, nach 1780, lavierte Bleistiftzeichnung, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

VII. Die Idealität Saarbrückens



Abb. 27

Laufgang in der D... Tractat 1.

Nr.	Polige	Laufen	Größe	Ökonomie
1	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
2	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
3	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
4	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
5	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
6	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
7	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
8	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
9	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
10	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
11	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
12	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
13	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
14	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
15	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
16	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
17	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
18	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
19	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
20	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
21	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
22	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
23	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	
24	St. Johanner Bann	St. Johanner Bann	10000	

Abb. 28

Abb. 27: Georg Valentin Knorzler, Geometrischer Grundriss Tractus 1, 1780–1782, lavierte Federzeichnung, Stadtarchiv Saarbrücken

Abb. 28: Bannbuch zu: Georg Valentin Knorzler, Geometrischer Grundriss Tractus 1, 1780–1782, Kladde, geschrieben mit Feder, Stadtarchiv Saarbrücken

VII. Die Idealität Saarbrückens



Abb. 29

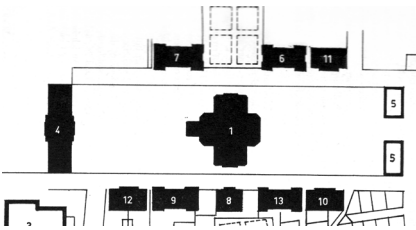


Abb. 30

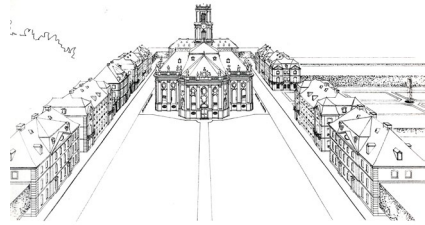


Abb. 31

Abb. 29: Ludwigsplatz, Saarbrücken, Nachkriegsaufnahme

Abb. 30: Der Grundriss des Ludwigsplatzes, Saarbrücken

Abb. 31: Ludwigsplatz, Saarbrücken, Vogelflugperspektive nach Dieter Heinz

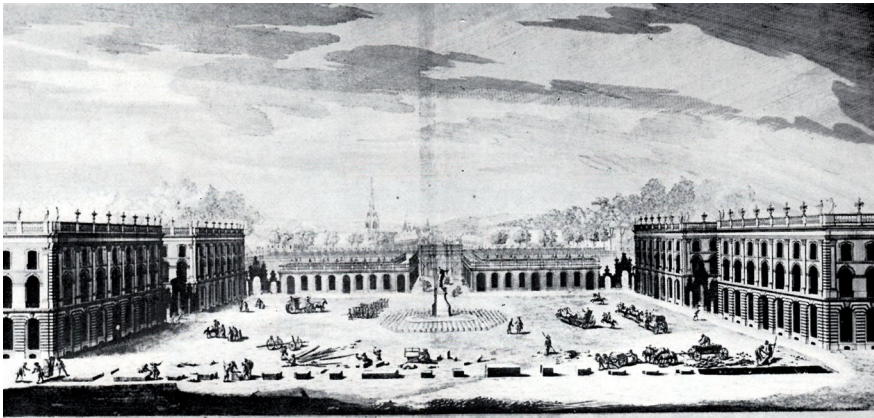
VII. Die Idealität Saarbrückens



Abb. 32

Abb. 32: Unbekannt, Blick durch die Wilhelm-Heinrich-Straße zur Ludwigskirche, Saarbrücken, 1870, historische Photographie, Kollodiumpapier auf Karton, Schwarz-Weiß-Positivabzug, Saarlandmuseum – Photographische Sammlung

VII. Die Idealität Saarbrückens



Vue de la Place Royale de Nancy du côté de L'Arc de Triomphe.

Abb. 33

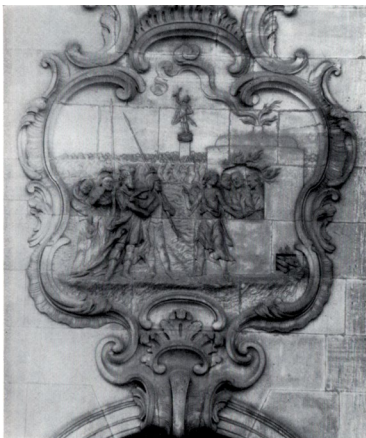


Abb. 34

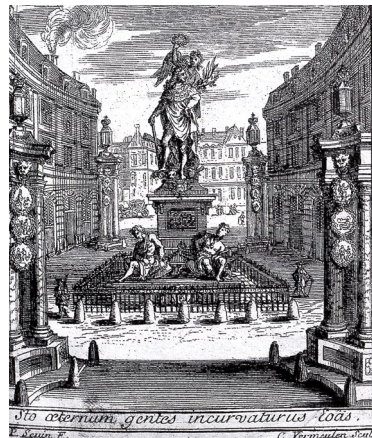


Abb. 35

Abb. 33: Unbekannt, Die Place Royale in Nancy mit Blick auf den Triumphbogen, 1753, nach Emmanuel Héré, Kupferstich

Abb. 34: Johann Philipp Mihm, Feuerofenrelief, Ludwigskirche, Saarbrücken, Nordseite

Abb. 35: Cornelis Vermeulen, nach einer Zeichnung von Pierre-Paul Sevin, Die Place des Victoires in Paris mit dem Standbild Ludwigs XIV. von Frankreich, 1688, Kupferstich

VIII. Troja und die Übertragung von Herrschaft – von Aeneas zu Ludwig XIV.

[...] die Römer [...] als Herrscher, die gebieten sollen mit jeglicher Befugnis über Meere und Länder: Ihnen setze ich kein Ende und keine Frist, grenzenlose Macht habe ich ihnen bestimmt.³⁷⁵

Die Übertragung von Herrschaft

Herrschaft war nie plötzlich einfach da. Zu Zeiten, als es noch keine freien Wahlen gab, musste sie legitimiert und – selbstverständlich auch durch Kriege, aber nicht nur – hart „erarbeitet“ werden. Normalerweise war das Erbe eines Titels durch Testamente oder Gesetze geregelt. Wo das nicht der Fall war, war die Durchsetzung des Anrechts auf Herrschaft einer Dynastie weit in die Zukunft hinein oft ausgesprochen kompliziert – entweder bei der eigenen Bevölkerung oder bei der des Auslands. Ziel war es, die Menschen und die „veröffentlichte Meinung“ davon zu überzeugen, dass die eigene Herrschaft auf eine frühere, allgemein und allenthalben verehrte, aber mittlerweile untergegangene Dynastie zurückzuführen war. Diese Übertragung von einer Herrschaft oder Dynastie auf die andere (lat. *translatio imperii*) war ein langwieriger Prozess; war sie aber erfolgreich, so bedeutete sie für den, der den Titel respektive das gewichtige Erbe letztlich für sich beanspruchen konnte, für die Zukunft Ruhm, Ansehen und womöglich Unsterblichkeit, zumindest jedoch Wohlstand, leider aber auch Missgunst und nicht selten Krieg.

In Europa galt als ehrenvollste Nobilitierung die Zurückführung der eigenen Dynastie auf das antike Troja, und das nicht erst seit ein paar Jahrhunderten, sondern seit fast schon zweitausend Jahren. In diesen zwei Millenniumen lassen sich vier Phasen der dynastischen Legitimierung unterscheiden:

Die Ersten, die sich auf das homerische Troja beriefen und somit eine *translatio imperii* betrieben, waren die Römer in der Zeit der Julier, die – nach Julius Caesar mit Augustus beginnend – als Erste den Kaisertitel führten.

³⁷⁵ Jupiter an Venus. Vergil, *Aeneis*, 1,278–279.

Nach dem Untergang des Weströmischen Reiches wurde die Augusteische Zeit christologisch interpretiert, und zwischen Augustus und Christus wurden wohlwollende Vergleiche gezogen.

Mit Karl dem Großen erfolgte die zweite *translatio imperii*, nämlich die Übertragung der Herrschaft der römischen Kaiser auf die Karolinger, vor einem nun christlichen Hintergrund.

Gegen Ende des 10. Jahrhunderts ereignete sich dann die letzte diesbezügliche *translatio*: die Übertragung auf die deutschen Kaiser.

Die *Aeneis*, das unter der Herrschaft von Kaiser Augustus zwischen 29 und 19 v. Chr. entstandene Vergil'sche Epos über den trojanischen Prinzen Aeneas, seine Flucht aus der brennenden Stadt, seine Irrfahrten und Kämpfe sowie die Gründung und Bedeutung Roms, beeindruckt durch seine Sprachgewalt und die Fähigkeit, alle nur denkbaren menschlichen Gefühle kaleidoskopartig zu entwerfen und zu schildern. Dies geschieht in Versen von monumentaler Kraft, empathiegeladener Leidenschaft, getragener Feierlichkeit und in größtmöglicher Grundsätzlichkeit.

Doch die *Aeneis* war nicht irgendeine beliebige Heldengeschichte, sondern als Ruhmgesang auf die Größe Roms und seine ewige Herrschaft eine Propagandaschrift von Kaiser Augustus, dem Friedensfürsten der römischen Antike und ersten römischen Kaiser, durch den Rom schlussendlich zur einzigen „europäischen Großmacht“ erhoben wurde. Es wundert daher nicht, dass viele europäische Dynastien, die generell Europa unmittelbar in der Nachfolge des *Imperium Romanum* sahen, gewissermaßen mit der *Aeneis* in der Hand ihre Herkunft auf das kleinasiatische Troja zurückführen wollten: so die fränkischen Merowinger und Karolinger, die französischen Kapetinger, Valois und Bourbonen, das Heilige Römische Reich (Deutscher Nation) mit den salischen, staufischen, luxemburgischen und habsburgischen Kaisern, die englischen Könige, die Herzöge der Normandie und von Brabant, die Grafen von Flandern, die Welfen in Schwaben und die Este in Oberitalien.

Aber nicht nur Dynastien, sondern auch Städte führten sich auf Troja zurück, darunter Rom, Padua, Venedig und weitere hundert italienische Städte. „Trojanische Gründungen“ außerhalb Italiens sollen ferner gewesen sein: Narbonne, Toulouse, Metz, Reims und Tour, Barcelona, Toledo, Saragossa, Köln, Bonn, Mainz, Passau, Augsburg, Xanten, London, Oxford, Lissabon und viele andere.³⁷⁶

³⁷⁶ Borgolte, Michael, „Troja“, S. 192.

Von wirklicher staatspolitischer Bedeutung waren allerdings nur die beiden aus dem Reich Karls des Großen sich ableitenden Staaten: das Heilige Römische Reich und Frankreich. Da der eine dem anderen dieses Privileg naturgemäß nicht gönnte, prägten über ein Jahrtausend lang Feindschaft, Krieg und Gewalt das Verhältnis zwischen den Nachbarn. Beide Länder lassen sich seit dem 5. Jahrhundert aus fränkischen Wurzeln (Merowinger bis 751) ableiten: Frankreich aus dem westlichen, lateinisch-römischen Teil des fränkischen Reiches (Neustrien), das Alte Reich aus dem östlichen, germanischen und lothringischen Teil (Austrasien).

Die Entwicklung von Aeneas zu Christus

Das Rombild wurde seit der Antike sehr stark vom Aeneas-Mythos geprägt. Dieser Mythos, der literarisch in erster Linie durch die Vergil'sche *Aeneis* gespeist wurde, etablierte sich in Augusteischer Zeit als Staatssymbol, wurde Bestandteil offizieller Repräsentationskunst und verklärte Augustus nachhaltig.

Entscheidend für unseren Zusammenhang ist eine Kernszene der *Aeneis*, die beschreibt, wie sich während des Untergangs von Troja Aeneas, der Sohn der Venus, mit seinem gelähmten Vater Anchises und seinem Sohn Julius (ursprünglich Askanius genannt) retten konnte. (Im weiteren Verlauf des Epos strandeten die Geflüchteten nach mancherlei Umwegen schließlich in Latium. Rom wurde gegründet und Julius der Stammvater des julischen Geschlechts, dem später auch Augustus angehörte.)

Das Ende von Troja und die Verfolgung von Aeneas' Sohn Julius war ein in der römischen Kaiserzeit häufig rezipierter Mythos. Er war in einem bekannten Topos vorgebildet, demzufolge Götterkinder oder Kinder, die zu außergewöhnlichen Taten bestimmt waren, am Anfang ihres Lebens tödlich bedroht, aber schließlich gerettet wurden, während andere für sie sterben mussten. Dieser Topos, der meist auch auf einen „Systemwechsel“, auf das Ende einer Zeit und den Beginn einer neuen, besseren Epoche hindeutete, hat eine lange Tradition; sein Ursprung liegt wohl in der Kindheit des persischen Urkönigs Kyros II.³⁷⁷

Vergils Glorifizierung von Kaiser Augustus war der Ansatzpunkt, den viele frühchristliche Autoren bei ihrem Versuch nutzten, den altrömischen Glauben zu überwinden, um das Christentum zu etablieren.³⁷⁸ Um den antiken Mythos ver-

³⁷⁷ Binder, Gerhard, *Königskinder*, S. 17–19.

³⁷⁸ Geyer, Angelika, *Buchillustrationen*, S. 133.

wenden zu können, musste er erst christianisiert werden, was schon sehr bald geschah. Als Erstes richtete sich die Strategie der Christen darauf, die Sprache der römischen Traditionalisten zu übernehmen, um diese durch christliches Gedankengut zu unterwandern. Eine derartige Modifizierung des altrömischen Glaubens kommt etwa bei Ambrosius zum Ausdruck, dem Bischof von Mailand. Anlässlich des Streits um den römischen Victoria-Altar im 4. Jahrhundert n. Chr. verlangte Ambrosius die Entfernung des anstößigen Altars, damit das in Sünde und Laster versunkene Rom-Babylon durch ein büßendes Rom abgelöst werden konnte. Dabei trat an die Stelle der Verehrung der altrömischen Götter der Glaube an den einen Gott, und die römischen Helden wurden durch Märtyrer ersetzt.³⁷⁹

War diese erste Strategie schon wirksam, so wurde die zweite noch erfolgreicher: Als propagandistisches Argument gegen den altrömischen Glauben diente der Kirche die Aussage, dass Christus der Nachfolger des vergöttlichten Augustus sei. Für die Traditionalisten galt Augustus als glorreicher Endpunkt der römischen Geschichte, die ihren Ursprung in der Person des Aeneas hatte. Die Neuausrichtung und Erweiterung dieser genealogischen Abfolge um die Gestalt Christi sollte der entscheidende Hebel für die Durchsetzung des Christentums werden.

Exemplarisch kann das durch den damals bedeutenden hispanischen Historiker und christlichen Theologen Orosius (gest. um 418) verdeutlicht werden. Er betonte, Gott habe die Augusteische Weltordnung auch deshalb gewollt, da Christus zu einer Zeit Mensch geworden sei, als Augustus den Weltfrieden gesichert habe. Mit der Menschwerdung Christi beginne demnach die eigentliche Verwirklichung des Friedensreiches, wofür die *pax augusta* (der Augusteische Frieden) als Vorbereitung und beispielhafte Erscheinungsform gedient habe.³⁸⁰ Die Verflechtung zwischen Augustus und Christus bewirkte Orosius, indem er den Kaiser zum Träger von Christusprodigien machte, also von Vor- oder Wunderzeichen, die auf Christus hindeuteten. Ein solches Vorzeichen für die Herrschaft Christi auf Erden erkannte Orosius beispielsweise in der Tatsache, dass Augustus nach dem Ende des Bürgerkriegs im Jahr 29 v. Chr. den Janustempel am 8. Tag vor den Iden des Januar schloss und damit das bekannte Signal für den Beginn des Friedens an demselben Tag gab, an dem die Christen später Epiphania feiern sollten, also das Erscheinen Christi in der Welt, das heute am

³⁷⁹ Buchheit, Vinzenz, „Romideologie“, S. 458–459.

³⁸⁰ Zum Rombild des Orosius siehe Goetz, Hans-Werner, *Orosius*, S. 80–81; Opelt, Ilona, „Augustustheologie“, S. 44; Straub, Johannes, „Romanus“, S. 301; ders., „Geschichtsapologetik“, S. 262.

6. Januar begangen wird.³⁸¹ Ferner floss in Augustus' Regierungszeit in Rom eine Ölquelle, die Orosius auf die „Gesalbten“, also auf die Christen, bezog, die aus der Kirche nunmehr „reichlich und unaufhörlich“ hervorgehen.³⁸²

Weitere Parallelen zwischen Julius, Augustus und Christus werden mit Hilfe des oben erwähnten Topos der verfolgten und geretteten Götterkinder gezogen: So berichtet Sueton (*De Vita Caesarum*, 2,94), dass wenige Jahre vor der Geburt von Kaiser Augustus ein Wunderzeichen gesehen wurde, das die Ankunft eines neuen Königs vorhersagte. Der in Schrecken versetzte Senat beschloss, alle in diesem Jahr zur Welt gekommenen Kinder ermorden zu lassen (was allerdings nicht ausgeführt wurde). Der Bezug zum Kindermord zu Bethlehem ist evident. Damit gelang es Sueton, in einer Zeit, in der die *aurea aetas* (das Goldene Zeitalter) des Augustus noch lebendig war, Christus als kommenden Weltenherrscher darzustellen, der in seiner Kindheit ebenso verfolgt worden war wie Augustus.³⁸³ Im Falle der nicht durch göttliche Fügung geretteten Kinder wird die Verbindung zwischen Astyanax, dem Enkel des trojanischen Königs Priamos, sowie den als Ersatzopfer für Christus in Bethlehem ermordeten Unschuldigen Kindern hergestellt. Astyanax wird bei den Kämpfen um Troja getötet, indem er auf dem Altar des höchsten Gottes, des Zeus Herkeios, zerschmettert wird.³⁸⁴ Mit beiden Morden geht ein bestehendes politisches sowie ein religiöses System unter: In der Ermordung des Astyanax manifestiert sich die Auslöschung des gesamten trojanischen Herrscherhauses und somit auch der Untergang Trojas, was letztlich zur Gründung Roms führte.³⁸⁵ Mit dem Tod der Unschuldigen Kinder als letzten Vertretern des Alten Bundes wird dessen Untergang vorgezeichnet, während der Neue Bund, den sie präfigurieren, mit dem Erscheinen Christi inauguriert wird.

Vergil würdigt Augustus in seiner *Aeneis* ausgiebig als Friedenskaiser und als Nachfolger von Aeneas und Julius. Julius, der mit seinem Vater Aeneas durch göttliche Fügung (Jupiter und Venus) gerettet wurde, erreichte „Lavinians Küsten“ (Latium) und gründete Rom. Damit wurde er zum Wegbereiter des vergöttlichten julischen Geschlechts, an dessen glanzvollem Endpunkt der Gedanke eines Troia nova, eines neuen Troja, respektive die Person des Augustus steht. Dieser begründet nach den Zeiten der Wirren und Kriege das „irdische Gol-

³⁸¹ Opelt, Ilona, „Augustustheologie“, S. 47.

³⁸² Binder, Gerhard, *Königskinder*, S. 159.

³⁸³ Geyer, Angelika, *Buchillustrationen*, S. 169–170.

³⁸⁴ Siehe hierzu Weitzmann, Kurt, „Survival“, S. 61–62.

³⁸⁵ Siehe hierzu Thomas, Eberhard, *Mythos und Geschichte*, S. 59.

dene Zeitalter“, während es im biblischen Rahmen Christus ist, der nach seiner eigenen Errettung während des Kindermordes zu Bethlehem und nach seinem Opfertod der Menschheit ein neues, nämlich das „himmlische Goldene Zeitalter“ bringt.

Julus, der die Eroberung Trojas überlebt hat, wird in der *Aeneis* gebührend gefeiert und in Bezug zu Augustus gesetzt. So heißt es im 6. Gesang: „[...] sieh dies erlauchte Geschlecht [die Julier], den Caesar dort [Augustus] und des Julus ganzen Stamm, der einst zu den Sternen des Himmels emporsteigt!“³⁸⁶ An anderer Stelle spricht Apoll zu Julus: „Heil dir, Knabe, [...] so geht’s zu den Sternen, Göttinnenspross, Ahn künftiger Götter [...]“.³⁸⁷

Karl der Große und seine Zeit

Nach dem Untergang Westroms 476 und dem Übergang der Herrschaft von der fränkisch-merowingischen auf die fränkisch-karolingische Dynastie im Jahr 751 erfolgte die *renovatio imperii* durch Karl den Großen, also die Erneuerung (West)-Roms auf christlicher Basis: Die Herrschaft der römischen Kaiser ging auf die fränkischen Könige über. Karl der Große wurde der erste Nachfolger der antiken Kaiser, da er von Papst Leo III. am 25. Dezember 800 in Alt-St. Peter, dem Vorgängerbau des Petersdoms in Rom, zum Kaiser gekrönt wurde. Sein Titel lautete: „Karl, durchlauchtigster Augustus, von Gott gekrönter großer und friedentiftender Kaiser, das römische Imperium lenkend, der auch durch Gottes Barmherzigkeit König der Franken und Langobarden [ist]“.³⁸⁸

Problematisch war die westeuropäische Kaiserwerdung wegen des Umstands, dass es schließlich auch noch einen Kaiser in Ostrom gab, das im Gegensatz zu Westrom nicht untergegangen war. Anfangs wurde darauf Rück-

³⁸⁶ Vergil, *Aeneis*, 6,789 ff.

³⁸⁷ Vergil, *Aeneis*, 9,641 ff. Julus lässt sich beispielsweise auch durch das folgende Prodigium in die Genealogie Aeneas – Augustus – Christus einbinden: Im 2. Buch der *Aeneis* schildert Vergil als Hinweis auf das brennende Troja, wie Julus’ Haupt plötzlich in Flammen steht. Sein Vater Anchises, der sich bisher geweigert hatte, aus der untergehenden Stadt zu fliehen, bittet Jupiter um ein weiteres Zeichen; als ein geschweifeter Stern am Himmel erscheint, willigt Anchises in die Flucht ein (2,679–704). Das Sternprodigium verweist dabei auf die Größe der julischen Familie, die in der Gestalt des Friedenbringers Augustus gipfelt. Vergil sieht in dieser Erscheinung ein Vorzeichen für den Stern, der Augustus später bei der Schlacht von Actium leuchtete; mit dieser siegreichen Schlacht war der Frieden erreicht, was zum Einzug des „Goldenen Zeitalters“ führte.

³⁸⁸ Schneidmüller, Bernd, „Mittelalter“, S. 48.

sicht genommen, indem Karl der Große, aber auch sein Nachfolger Ludwig der Fromme darauf verzichteten, dass sich in ihrem Titel das Wort „Kaiser“ auf Rom bezog. „Die Würde eines ‚Kaisers‘“ blieb also „zunächst dem Kaiser in Konstantinopel überlassen“.³⁸⁹ Dennoch wird Karl im sogenannten *Aachener Karlsepos* als berechtigter Nachfolger des oströmischen Kaisers und als Idealherrscher des weströmischen, auf die Franken übergegangenen Reiches gefeiert. Da Karl als Haupt der Christenheit die Verantwortung für alle Christen übernommen hatte, wird er im Karlsepos als „alter Aeneas“ (Nachfolger des Aeneas) bezeichnet, wodurch sich seine Krönung zum römischen Kaiser untermauern lässt; Aachen wird entsprechend als Troia nova bezeichnet.³⁹⁰

Künstlerisch erhielt diese *translatio imperii* ihre Legitimität durch die Buchmalereien der sogenannten Metzger Schule, der karolingischen Hofschule unter Karl dem Großen, die ihre ikonographischen sowie stilistischen Vorbilder in der Spätantike des römischen Westreichs fand.³⁹¹

Die Zeit Ottos des Großen

Kaum war das Karolingerreich vereint, trennten sich seine Wege im Jahr 843 auch schon wieder in einen westlichen Teil (Westfrankenreich) und einen östlichen Teil (Ostfrankenreich), woraus sich schließlich Frankreich und das Römisch-Deutsche Reich entwickelten. Letzteres bestand aus dem *Regnum Teutonicum* (dem deutschsprachigen Teil), Reichsitalien und dem Burgund. Das *Regnum Teutonicum* war der bestimmende Teil, der gemeinhin auch Deutschland genannt wurde und wird.

Seit der Inthronisation Ottos des Großen 962 als römischer Kaiser wurde die Kaiserwürde ausschließlich auf die Könige des Ostfränkischen Reiches übertragen, da diese durch die jeweilige päpstliche Krönung in Rom zum Tragen des Kaisertitels legitimiert waren, das von ihnen beherrschte Reich *Imperium Romanum* nennen durften und auch als Haupt der Christenheit galten. Das Westfränkische Reich wird sich dadurch zurückgesetzt gefühlt haben, zumal es sich – seiner vornehmeren lateinischen Herkunft bewusst – berechtigter zum Tragen des Kaisertitels fühlen musste. Mit der Entstehung des Römisch-Deutschen Reiches war somit auch die deutsch-französische Erbfeindschaft geboren.

³⁸⁹ Schneidmüller, Bernd, „Mittelalter“, S. 49.

³⁹⁰ Ratkowsitch, Christine, *Karolus Magnus*, S. 9.

³⁹¹ Ribbert, Margret, *Metzger Gruppe*, S. 56–76.

Im Jahre 982 nahm Otto II., der bereits zu Lebzeiten seines Vaters 967 zum Mitkaiser erhoben worden war, offiziell den Titel „erhabener Kaiser der Römer“ (*Romanorum Imperator Augustus*) an, sodass es quasi zwei römische Kaiser gab, einen lateinisch-westlichen und einen byzantinisch-östlichen.

Von entscheidender Bedeutung für den westlichen Kaiser wie für den Papst selbst war die Verbindung zwischen Papst und Rom. Indem der Papst die institutionelle Funktion der Krönung der deutschen Könige zum römischen Kaiser verbindlich in Rom ausfüllte, wuchs die Autorität beider.

Die französischen „Könige des Friedens“

Für die Beurteilung der Politik Wilhelm Heinrichs II. sind die französischen Könige Ludwig XIV. sowie Ludwig XV. von entscheidender Bedeutung, hat sich doch der Saarbrücker Fürst bewusst mit ihnen identifiziert, indem er sich ihnen in seinem Porträt, das heute dem Duc Decazes gehört, in Pose und Kleidung annäherte (Abb. 7).

Ludwig XIV.

Der Sonnenkönig (reg. 1643–1715) herrschte mehrere Jahrzehnte über sein Land und beeinflusste Leid und Wehe seiner Nachbarn. Er steht hier stellvertretend für den Anspruch Frankreichs auf hegemoniale Herrschaft über das Heilige Römische Reich und über ganz Europa.

Es gibt kaum ein Herrscherbildnis, das das selbstbewusste Selbstverständnis Frankreichs treffender zeigt als das Gemälde Ludwigs XIV. von Hyacinthe Rigaud aus dem Jahr 1701.³⁹² Auf diesem Gemälde steht Ludwig auf einem getreppten und mit schwerem, goldgewirktem Stoff ausgelegten großen Postament vor dem Thron. Links hinter dem König erblickt der Betrachter eine Marmorsäule (ein Attribut der Herrschaft), deren Sockel eine weibliche Gestalt mit Schwert und Waage ziert, die Allegorie der Gerechtigkeit. Der Säulenschaft wird größtenteils durch eine aufwendige purpurne Draperie verdeckt, die den rechts im Hintergrund stehenden Thron in Form eines prächtigen rotgoldenen Baldachins bekrönt.

³⁹² Perreau, Stéphan, *Rigaud*, S. 159–160.

Gekleidet ist Ludwig im Krönungsornat; der blaue, mit weißem Hermelin gefütterte Krönungsmantel, ein Herrschaftsinsignium, ist mit goldenen Lilien bestickt, dem heraldischen Zeichen des Königshauses Bourbon, und verweist auf das Himmelszelt, dessen Weite als Symbol für den Schutz gilt, den der König seinen Untertanen bot. Das Blau und Weiß des Mantels weisen auf die Königsdynastie der Bourbonen hin, während das weiße Hermelinfell Reichtum und absolute Reinheit symbolisiert. Der König trägt den Krönungsmantel wie eine Kasel, was den „sacerdotalen Charakter“ des Bildnisses verdeutlicht, wobei der hochgeraffte Mantelstoff der Krönungsordnung entspricht, laut der der Mantel wie ein geistliches Gewand getragen wird (siehe auch das Standbild des von der Victoria bekränzten Ludwig auf der Place des Victoires in Paris (Abb. 35)).³⁹³ Auf der Brust trägt Ludwig an einer Kette das Kreuz des Ordens vom Heiligen Geist, das ihn als Großmeister des Ritterordens ausweist; zur Ordenstracht gehören die weißen Seidenstrümpfe, die Pumphose, die *pourpoints* sowie die Ordenskette mit dem Kleinod. Als größte Auszeichnung sowie als Zeichen der Ausübung der Herrschergewalt und der Legitimation des französischen Königtums trägt er links das goldene, juwelenbesetzte Schwert *Joyeuse* („Freudvoll“); dieses Schwert, das angeblich von Kaiser Karl dem Großen stammt und mit dem die französischen Könige während der Krönungszeremonie zu Rittern Gottes geschlagen wurden, steht für die Kontinuität der Nachfolge. Als Zeichen der königlichen Autorität und militärischen Macht dienen das Lilienzepter, auf das sich Ludwig mit der Rechten stützt, sowie die auf einem Kissen ruhende Krone. Die Bügelkrone aus massivem Gold symbolisiert die Einheit des Reiches; ihre geschlossene Form war ursprünglich dem Kaiser vorbehalten, dem die französischen Könige sich jedoch gleichrangig fühlten, was mit der Wahl dieser Form zum Ausdruck kommen sollte. Die ebenfalls auf dem Kissen liegende Justizhand steht für die Rechtshoheit, die der König als „Gesandter Gottes“ innehatte.

Sehr dominant sind Ludwigs schlanke, weißbestrumpfte Beine, die dem Betrachter im Ausfallschritt, ja in tänzerischer Pose geradezu präsentiert werden. Trotz prachtvoller Kleidung und opulentem Ambiente, der kostbaren Stoffe wie Seide und Brokat sowie der Leichtigkeit der Pose fallen Spuren des Alters im Gesicht des Dreißigjährigen auf; dennoch ist sein Blick unbewegt und achtunggebietend, und er steht im Mittelpunkt des Bildes. Die Schuhe mit den hohen roten Absätzen und die Allongeperücke mit langen lockigen Haaren lassen Ludwig imposanter erscheinen, als er ist. Das pompöse „Brokatgewitter“, das ihn umgibt, die starken Hell-Dunkel-Kontraste und die überlebensgroße

³⁹³ Ahrens, Kirsten, *Rigauds Staatsporträt*, S. 64–65.

Darstellung (das Bild ist 2,77 Meter hoch und 1,94 Meter breit) verstärken die theatralische und erhabene Ausstrahlung. Der Betrachter blickt von unten zu einer wundervollen Erscheinung empor; niemand könnte dem König auch nur in Ansätzen ebenbürtig sein.

Das Gemälde ist in seiner Typologie wegweisend für die Herrschaftsporträts im 18. Jahrhundert. Neben dem ebenfalls von Rigaud stammenden Porträt von Ludwigs Enkel, dem spanisch-bourbonischen König Philipp V., aus dem Jahr 1701³⁹⁴ sei auch auf Francisco de Goyas Porträt des spanischen Königs Karl IV. im Kreise seiner Familie (1800) verwiesen. In ähnlicher Weise ließ sich auch August der Starke als polnischer König August II. von Louis de Silvestre porträtieren (Gemäldegalerie Alte Meister, Dresden) sowie 1764 der letzte polnische Wahlkönig, der von Katharina der Großen eingesetzte Stanislaus II. August Poniatowski, von Marcello Bacciarelli (Warschauer Schloss).

Ludwig XIV. wird bis zum heutigen Tag sprichwörtlich mit der Sonne gleichgesetzt. Da Wilhelm Heinrich diese Sonnensymbolik rezipiert, soll hier näher darauf eingegangen werden. Die Sonne als Symbol ist seit der Antike bekannt; mit ihr wurde auf die Herrschaft der römischen Kaiser verwiesen. Mittels der *translatio imperii*, also der Überführung der römisch-antiken Herrschaft auf die Karolinger, wurde die Kaiserwürde auf Karl den Großen übertragen; nach französischer Lesart ging sie daraufhin nicht etwa auf die römisch-deutschen Kaiser, sondern auf Frankreich und hier insbesondere auf Ludwig XIV. über, der – wie bereits erwähnt – in Rigauds Prunkgemälde das Schwert Karls des Großen deutlich zur Schau stellt. Mit diesem Anspruch nahm Ludwig für sich auch die antike Sonnensymbolik in Anspruch; er verweist damit auf Kaiser Augustus, der sich nach einem langen Bürgerkrieg als Friedenskaiser, als Sonne, feiern ließ.³⁹⁵ Wie Augustus hatte auch Ludwig XIV. einen langwierigen, blutigen Bürgerkrieg „geerbt“ – in seinem Fall gegen die Hugenotten und gegen die *fronde* genannte Welle von Aufständen zwischen 1648 und 1653. Da er allgemein gegen die Häresie kämpfte, musste sein Ziel auch die Zerschlagung

³⁹⁴ Nachdem Rigaud Philipp porträtiert hatte, bat Philipp darum, ein ebensolches Porträt von seinem Großvater zu erhalten. So entstand das oben beschriebene Staatsporträt des Sonnenkönigs von Rigaud. Es entsprach offenbar Ludwigs Selbstverständnis, denn er ließ sofort eine Reihe von Kopien anfertigen. Die Ähnlichkeit des Porträts seines Enkels mit seinem eigenen Bildnis ist evident.

³⁹⁵ Zur Entwicklung der Sonnensymbolik seit der römischen Kaiserzeit siehe Ziegler, Hendrik, „Sonne“, S. 360–364.

Habsburgs sein, das protestantische Länder im Reich duldeten und ihn – das war der eigentliche Grund – an ruhmreichen Expansionen hinderte. Letztlich war Ludwigs Ziel eine *pax gallica*.

Ludwig tat einiges, um Zeichen zu setzen, dass die *translatio imperii* auf ihn und Frankreich bezogen werden konnte: Wie Augustus nach den Zeiten des Bürgerkrieges und Karl der Große nach der auch heute immer noch weitgehend unbekanntem „Düsternis“, die wie Mehltau auf den drei Jahrhunderten nach dem Fall Westroms lag, so wollte auch Ludwig nach Beendigung der auch in Frankreich stattfindenden Religionskriege wieder ein neues Friedensreich gründen. Von Frankreich sollte die bereits erwähnte *pax gallica* ausgehen, wofür allerdings erst die Feinde überwunden werden mussten – sprich: die Hugenotten besiegt und Habsburg bekriegt.

In der französischen Kunst und Architektur entstanden vielfältige Bezüge zur (römischen) Antike im Allgemeinen und zu Augustus im Besonderen. Mythologische Bildzyklen etwa in Versailles oder in den Tuileries zeigen Ludwig XIV. als Apoll, Jupiter, Herkules oder auch Neptun. In einem 1663 veranstalteten Wettbewerb um das beste Gemälde der heroischen Taten des Königs wurde verlangt, die Eroberung Dünkirkens mit der mythologischen Gestalt der Danaë, der Mutter des Perseus, darzustellen. Ludwigs Hofmaler Charles Lebrun sollte ab 1660 in einer Serie von Bildern Alexander den Großen malen, womit Ludwig seine Bewunderung für diesen Heroen dokumentierte, sich aber auch mit ihm identifizierte. Und Jean Racine schrieb 1665 die Tragödie *Alexander der Große*, die als literarisches Pendant zu Lebruns Alexander-Zyklus anzusehen ist.³⁹⁶

Ludwig ging davon aus, dass die französischen Könige die einzigen rechtmäßigen Erben von Karl dem Großen und somit von Kaiser Augustus waren. Er wollte die Größe des römisch-karolingischen Reiches wiederherstellen – und zwar durch Waffengewalt. Deutlich wird diese genealogische Verbindung in seiner Darstellung als Kaiser Augustus in der Prima-Porta-Version von Jean Warin im Venusaal von Versailles.³⁹⁷ Ludwigs göttliche Aura wird zudem durch den Hinweis auf Venus deutlich, war diese doch (als römisches Pendant der griechischen Aphrodite) die Mutter von Aeneas, die Großmutter von Julius und somit Vorfahrin sowohl von Augustus als auch (im Verständnis des Sonnen-

³⁹⁶ Burke, Peter, *Ludwig XIV.*, S. 41–42.

³⁹⁷ Prima Porta ist ein nördlicher Stadtteil von Rom. Dort wurde eine heute weltberühmte Augustusstatue mit Prunkkrüstung gefunden, die nach ihrem Fundort als „Augustus Prima Porta“ bezeichnet wird.

königs) von Ludwig selbst. Auf der Porte Saint-Denis, einem Triumphbogen von François Blondel aus dem Jahr 1672, ist Ludwig wie auf römisch-antiken Vorbildern im Flachrelief als römischer Kaiser zu sehen, wie er seine Truppen über den Rhein führt.

Zu Ludwigs Vorgängern und Vorbildern zählten neben Aeneas und Augustus auch König Chlodwig I., der erste christliche Herrscher der Merowinger (also ein Franke), sowie der bereits erwähnte französische König Ludwig IX., genannt Ludwig der Heilige.

In seinen Porträts ließ sich Ludwig meist in römischer oder mittelalterlicher Rüstung darstellen oder im lilienbestickten und hermelinbesetzten Krönungsmantel; neben diesen antikisierenden Kleidungsstücken trug er allerdings stets die modische Allongeperücke. Meist steht er distanziert und bewegungslos da und strahlt Macht, Erhabenheit, Kühnheit oder Gelassenheit aus.

Bereits bei seiner Geburt wurde Ludwig XIV. in Bezug zur Sonne gesetzt: Tommaso Campanella, Dominikanermönch, Autor des utopischen Romans *Der Sonnenstaat* und seit 1634 als Exilant in Frankreich, erstellte im September 1638 für den neugeborenen Kronprinzen ein Horoskop mit der Aussage, dass die Sonne das Ludwig zugeeignete Symbol sei; ferner nannte er ihn Messias, der Frankreich das Goldene Zeitalter zurückholen werde.³⁹⁸ Ludwigs Premierminister, Kardinal Mazarin, propagierte, dass sein Schützling der Stellvertreter Gottes auf Erden sei, wobei die Sonne als Sinnbild seiner zentralen Position innerhalb des Staates sowie seines theoretischen Anspruchs auf Weltherrschaft und seine Führungsrolle unter den europäischen Monarchen fungierte. Den Bilderrahmen des Rigaud'schen Gemäldes ziert über dem Kopf des Königs eine große eingeschnitzte Sonne. Dem antiken Gott Phoebus Apollon, der auch mit dem Sonnengott Helios gleichgesetzt wurde, fühlte sich Ludwig besonders verbunden, hatte er doch 1653 als Vierzehnjähriger persönlich die Rolle des Sonnengottes Apollon in Jean-Baptiste Lullys *Ballet royal de la nuit* übernommen.

Zur Sonnensymbolik existiert ein Selbstzeugnis des Königs: „Als Bild wählte ich die Sonne. Sie ist ohne Zweifel das lebendigste und schönste Sinnbild eines großen Fürsten, sowohl deshalb, weil sie einzig in ihrer Art ist, als auch durch den Glanz, der sie umgibt, und durch das Licht, das sie den anderen Gestirnen sendet, die gleichsam ihren Hofstaat bilden, durch die gerechte Verteilung des Lichtes über die verschiedenen Himmelsgegenden der Welt, durch die Wohltaten, die sie überall spendet, durch ihre unaufhörliche Bewegung, bei der

³⁹⁸ Burke, Peter, *Ludwig XIV.*, S. 55.

sie trotzdem stets in ständiger Ruhe zu schweben scheint, durch ihren unveränderlichen Lauf, von dem sie niemals abweicht.“³⁹⁹

Zum Symbol der Sonne kam der von Ludwig eingeführte Wahlspruch „*Nec pluribus impar*“ hinzu (frei übersetzt: „fähig zur Herrschaft auch über andere Königreiche“), womit dem Anspruch nach französischer Hegemonie Ausdruck verliehen wurde. Ein bekanntes Zeichen von Ludwigs „Sonnennähe“ ist auch die Zeremonie des Lever, des im königlichen Schlafgemach stattfindenden Morgenempfangs. Im Lever manifestiert sich das Aufgehen der Sonne, das mit dem Erwachen des Sonnenkönigs gleichzusetzen ist. Verbunden ist damit ferner der Hinweis auf Apoll, der bei Tagesanbruch von seinen Gefährten begrüßt wird. Übertragen auf Ludwig bedeutet dies die Wandlung „in den christlichen König von Gottes Gnaden [...]“, wobei Anklänge an die christliche Liturgie deutlich sind.⁴⁰⁰

Ein weiterer deutlicher Hinweis auf die Sonne findet sich bei einem für den Sonnenkönig geplanten, aber nie verwirklichten Obelisken: Der Architekt und Naturwissenschaftler Claude Perrault verfasste um 1666 eine Schrift mit dem Titel „*Dessein d'un obelisque*“, in der er einen Obelisken für Ludwig XIV. – eine „grande chose“ – beschrieb und zeichnete. Der Obelisk sollte eine Höhe von ungefähr 100 Metern haben, auf dem linken Seineufer auf dem Pré-aux-Clercs aufgestellt werden – im Blickfeld des Louvre und des Pont Neuf – und das Pariser Häusermeer überragen. In Perraults Zeichnung fußt der Obelisk auf vier bronzenen Drachen, die auf einer Erdkugel ruhen. Diese wird von vier Sphingen aus schwarzem Marmor getragen. Die Obeliskenspitze trägt, durch einen Knauf vermittelt, eine vergoldete Kupferkugel. Unter dem Knauf befindet sich die Spitze des Obelisken, das Pyramidion, ein aus zwanzig Eisenständern gebildeter Eisenkäfig, der als Aussichtsraum für ungefähr zehn Personen fungiert und über eine Treppe im Innern des Obelisken erreichbar ist. Die Eisenständer sind in diesem Raum mit vergoldeten Kupferplatten verkleidet, die sich als Strahlen den gesamten Obelisken hinab fortsetzen und gewissermaßen als Armierung dienen.⁴⁰¹

Ein Obelisk ist im Allgemeinen ein Zeichen des Fürstenruhms, das seit der Renaissance bei festlichen Anlässen an vielen europäischen Höfen immer wieder verwendet wurde, so bei Umzügen, Trauerfeierlichkeiten, für Aufbauten von Feuerwerken und bei Theateraufführungen; dabei wurde im Sprachgebrauch

³⁹⁹ Ludwig XIV., *Memoiren*, zitiert nach Malettke, Klaus, *Bourbonen*, S. 257–258.

⁴⁰⁰ Graf, Henriette, *Residenz in München*, S. 101.

⁴⁰¹ Petzet, Michael, *Perrault*, S. 340. Zur Augusteischen Sonnenuhr in Rom gewissermaßen als Vorbild für die Sonnenuhr Ludwigs siehe Buchner, Edmund, „Horologium“, S. 243.

des 16. und 17. Jahrhunderts zwischen Pyramide, Obelisk und Meta (Spitzsäule) nicht unterschieden. Schon der französische König Heinrich II. war 1549 bei seinem Einzug in Paris durch eine Festdekoration mit einem Obelisken begrüßt worden, der auf einem Nashorn stand, das von den bis dahin unbesiegbaren, doch jetzt tot daliegenden Tieren Löwe, Bär, Eber und Wolf umgeben war. Auf der Obeliskenspitze stand die Allegorie der *France* mit gezücktem Schwert, die den zurückkehrenden König feierlich empfing. Vorbild dafür war die Darstellung eines Obelisken aus der *Hypnerotomachia Poliphili*, einem rätselhaften, sehr erfolgreichen Roman von Francesco Colonna aus dem Jahr 1499.⁴⁰²

Auf diese Schrift sowie das 36. Buch von Plinius' *Naturalis historia* konnte Perrault als Inspirationsquellen für seinen Obelisken zurückgreifen; neben bildlichen Anregungen fand er dort auch die Interpretationen zur Sonnensymbolik, wie die Strahlen bei seinem Obelisken zeigen.⁴⁰³ Auf den Kartuschen des Obeliskensockels sollte Ludwigs Devise „*Nec pluribus impar*“ zusammen mit seinem Porträt, seinem Wappen sowie seinen Initialen zu sehen sein: Die Strahlen der unbegrenzten, allgegenwärtigen Sonnenherrschaft gleiten damit beim Obelisken wie im realen Leben herab in Richtung Erde.

Mit der allgegenwärtigen Sonne als Bild des allgegenwärtigen Herrschers verbindet sich die Vorstellung der Herrschaft in alle Richtungen, da dem Licht und den Lichtstrahlen keine Grenzen gezogen werden können.⁴⁰⁴ Naheliegender ist daher der Hinweis auf die (beanspruchte) allgegenwärtige und unbegrenzte Herrschaft Ludwigs über alle vier Erdteile. Sie ist die logische Folge aus dem königlichen Wahlspruch „*Nec pluribus impar*“.⁴⁰⁵ Die in alle vier Weltgegenden schweifenden „Triumphe“ des Sonnenkönigs sollten sich selbstredend auch in der realen Diplomatie und militärischer Präsenz widerspiegeln. So empfing Ludwig Herrscher respektive Botschafter der Osmanen, die ihm wichtig erschienen, da sie die Hauptfeinde des Heiligen Römischen Reiches waren, und traf sich mit persischen Diplomaten, die französische Unterstützung bei der Eroberung von Maskat (im heutigen Oman) erbaten. In Nordamerika führten die

⁴⁰² Petzet, Michael, *Perrault*, S. 340.

⁴⁰³ Zum Obelisken siehe Petzet, Michael, *Perrault*, S. 337–341, Abb. 233–237.

⁴⁰⁴ Siehe Petzet, Michael, *Perrault*, S. 341. Auch der größte Obelisk Roms, der 30 Meter hohe Obelisk auf dem Lateran, besaß nach dem römischen Historiker Ammianus Marcellinus eine mit Goldblech überzogene Bronzekugel, die nach einem Blitzschlag durch eine vergoldete Fackel ersetzt wurde. Zu Zeiten Perraults waren als Obelisken mit kugelförmiger Bekrönung zudem der vatikanische Obelisk oder auch der kapitolinische Obelisk bekannt.

⁴⁰⁵ Zur weiteren Interpretation des Denkmals siehe Petzet, Michael, *Perrault*, S. 343–353.

Franzosen Krieg gegen die Engländer und die ihnen getreuen Indianerstämme, und 1661 boten sie den Chinesen Freundschaft an.⁴⁰⁶

Mit Ludwigs Tod im Jahr 1715 endete schließlich die Sonnenmetapher; sie wurde erst unter Napoleon wiederbelebt.⁴⁰⁷

Frankreich und insbesondere Ludwig XIV. strebte immer wieder danach, über den Weg der *translatio imperii* die Kaiserwürde zu erlangen. Der Anspruch darauf wurde durch die Überzeugung begründet, der eigentliche *Defensor Christi et Pacis* („Verteidiger Christi und des Friedens“) zu sein. Das wird an einer Münze deutlich, die zur Erinnerung an den Frieden von Nimwegen 1678/79 geprägt wurde; sie zeigt Victoria, die Ludwig die Erdkugel reicht, und trägt den Aufdruck „*Pacator Orbis*“ („Er schenkt der Welt den Frieden“) – Ludwig wird hier also als der Friedensgarant schlechthin bezeichnet.⁴⁰⁸

Dennoch scheint Ludwig der Kaisertitel gefehlt zu haben; schließlich hatte er bei der Kaiserwahl im Jahr 1658 versucht, ihn sich anzueignen. Immer wieder kämpfte er gegen die Tatsache an, dass die Deutschen und nicht die Franzosen den Titel trugen. In den sechziger Jahren bezog er das Vergilzitat aus der *Aeneis* „*imperium sine fide dedi*“ („Ich habe ein Reich ohne Grenzen gegeben“; 1,279) auf die französischen Könige. Deutlicher noch wird Antoine Aubéry in seinem Pamphlet „*Traité des justes prétentions du Roy sur l’Empire*“ aus dem Jahr 1667, in dem er die einzigartige Stellung Ludwigs über allen anderen Herrschern preist. Der Hofgeschichtsschreiber Ludwigs, Vertron, schrieb ein Werk, in dem er Ludwig als *Imperator Francorum* (Kaiser der Franken) bezeichnete; allein schon die Verwendung der Sonnensymbolik verweise auf die Einzigartigkeit Ludwigs: Wie es keine zwei Sonnen geben könne, so könne es auch keine zwei Kaiser geben.⁴⁰⁹

Mit Blick auf das französische Königtum ist schließlich von allergrößter Bedeutung, dass der König Pflichten besaß, die allein er übernehmen konnte, da sie untrennbar mit seiner Dignität verbunden waren: „Der französische Monarch erschien als von Gott gewählter Herrscher, dessen Wille Ausdruck des göttlichen Willens und damit Gesetz war.“⁴¹⁰ Zu diesen Pflichten – besser gesagt: Rechten – gehörten die gesetzgebenden Funktionen, die Entgegennahme

⁴⁰⁶ Burke, Peter, *Ludwig XIV.*, S. 191–192.

⁴⁰⁷ Ziegler, Hendrik, „Sonne“, S. 364.

⁴⁰⁸ Burke, Peter, *Ludwig XIV.*, S. 191.

⁴⁰⁹ Burke, Peter, *Ludwig XIV.*, S. 215.

⁴¹⁰ Dade, Eva Kathrin, *Madame de Pompadour*, S. 26.

von Ehrerbietung, die Begrüßung von Diplomaten oder der Besuch im Pariser *Parlement*, wo er die zeremonielle *lit de justice* (wörtl. „Bett der Justiz“) abhielt, eine spezielle Sitzung des Parlaments in Anwesenheit des Königs. Es muss kaum erwähnt werden, dass – wie auch anderswo – in Frankreich das Gottesgnadentum herrschte, was die besondere Sakralität des Monarchen betonte. Sie wurde dem König direkt von Gott verliehen und äußerte sich – und dies war anderswo (abgesehen von England) nicht der Fall – in der Fähigkeit, durch Handauflegung heilen zu können. So gehörte die Heilung von Skrofulosekranken zum französischen Krönungsritual, was auch Ludwig den Titel des „Allerchristlichsten Königs“ einbrachte, den er sich allerdings mit den Königen von Portugal, Ungarn und Polen teilen musste.⁴¹¹ Auch diese Fähigkeit sollte den französischen König als eigentlichen Garanten der Christenheit und damit als höchsten Souverän herausstellen.

Ludwig XV.

Als Ludwig XIV. 1715 starb, waren sowohl sein legitimer Sohn sowie sein Enkel bereits tot. Daher fiel die Krone an seinen Urenkel, den damals erst fünfjährigen Ludwig XV. Der kleine Ludwig, dessen Eltern und älterer Bruder drei Jahre zuvor innerhalb weniger Tage an den Pocken gestorben waren, entwickelte sich aufgrund des plötzlichen Verlustes seiner Familie in jüngsten Jahren sowie der Überforderung durch die königlichen Pflichten zu einem wenig selbstbewussten Kind; er wurde gemeinhin als schüchtern und misstrauisch bis ängstlich-rastlos beschrieben.⁴¹² Hinzu kam, dass er später als Erwachsener seine sexuelle Lust zwar mit zahlreichen Geliebten auslebte, aber stets unter schlechtem Gewissen litt, da Buße und Eucharistie in starkem Gegensatz zu seinen Ausschweifungen standen, auf die er nicht verzichten wollte.

Obleich auch von Ludwig XV. monumentale und prachtvolle Porträts entstanden (Abb. 36, 37), war er doch von ganz anderer Persönlichkeitsstruktur als sein Urgroßvater: Er war ein eher friedliebender Mensch und strebte zu jedem Zeitpunkt danach, Probleme mit Argumenten zu lösen, was ihm letztlich den Vorwurf einbrachte, für einen König zu zögerlich, nicht energisch genug gewesen zu sein. Dadurch gelang es ihm allerdings, für absolut friedliche, da auf diplomatischen Wegen erfolgte Gebietszuwächse zu sorgen, wie im Falle Lothringens und auch Korsikas, das bis 1768 Genua gehört hatte. Andererseits verlor

⁴¹¹ Duchhardt, Heinz, *Balance of Power*, S. 137; Dade, Eva Kathrin, *Madame de Pompadour*, S. 27.

⁴¹² Dade, Eva Kathrin, *Madame de Pompadour*, S. 24.

er in seiner Regierungszeit trotz aller diplomatischen Vorsorgen die meisten überseeischen Kolonien in Nordamerika an Großbritannien.

Dafür gelang es ihm im Jahr 1756, das *renversement des alliances* zu erreichen, die Beilegung der jahrhundertelangen Feindschaft mit Habsburg – allerdings aus Gründen der Selbstverteidigung, da sich die Situation gegenüber Großbritannien weltweit verschlechtert hatte und ein massiver Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich unausweichlich schien, und um den Preis der Feindschaft mit Großbritannien und Preußen. Was schon viel früher dem Kardinalsminister und Erzieher Ludwigs XV., André-Hercule de Fleury, vorge-schwebt hatte und schließlich im Versailler Vertrag von 1756 von den beiden bisherigen Erzfeinden unterschrieben wurde, kam einer „politischen Sensation“ gleich: „[Ludwig XV.] veränderte ein ‚System‘, er zerstörte eine starre Achse, um die sich bisher [...] die anderen Mächte so oder so gruppiert hatten [...]“, und zwar mit dem Ziel, den bisherigen „Staatenpluralismus in ein Gleichgewicht“ zu bringen. Russland und die Niederlande wurden nun auch Teil des neuen französisch-habsburgischen Systems; Russland forderte ein starkes und robustes Bündnis und drängte danach, einen Krieg gegen Preußen zu beginnen; die Niederländer erklärten ihre Neutralität und erhielten dafür das Versprechen, dass Frankreich nicht mehr gegen die südlichen Niederlande vorgehen würde. Damit glaubte Frankreich daran, nun Frieden in Europa gesichert zu haben und alle Kräfte gegen Großbritannien in Nordamerika bündeln zu können.⁴¹³

Hinsichtlich seines Nachruhms geht Ludwig XV. im Vergleich zu seinem Vorgänger (Ludwig XIV.) und seinem Nachfolger (Ludwig XVI.) etwas unter. Während Ludwig XIV. für die gloriose Vormachtstellung Frankreichs in Europa steht, sieht die gebannte Nachwelt in Ludwig XVI. den Monarchen, in dessen Zeit das *Ancien Régime* zugrunde ging. Mit Ludwig XV. werden dagegen lediglich seine Liebschaften, etwa mit Madame de Pompadour, in Verbindung gebracht. Damit wird die Nachwelt dem König allerdings nicht ganz gerecht. Obwohl man konstatieren muss, dass in seiner Regierungszeit der Kampf mit Großbritannien um die Vormachtstellung in Nordamerika gescheitert war, waren seine diplomatischen Erfolge in Europa gar nicht so gering. Sein Leben und Wesen war sicher weniger spektakulär als das der beiden oben erwähnten bourbonischen Könige, doch ergänzt sich der friedlichere Ludwig XV. immerhin vorzüglich mit dem kriegerischen Ludwig XIV. zum Allegorienpaar von *Fortitudo* und *Pax*; beide generieren *Iustitia*, und diese Trias diente schließlich dem Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Vorbild für sein Regierungsprogramm.

⁴¹³ Malettke, Klaus, *Bourbonen*, S. 98–101.

VIII. Troja und die Übertragung von Herrschaft



Abb.36

Abb.36: Laurent Cars, Ludwig XV. von Frankreich gibt Europa den Frieden, 1731, nach François Lemoyne, Salon de la Paix, Versailles, Kupferstich, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

VIII. Troja und die Übertragung von Herrschaft



Abb. 37

Abb. 37: Etienne Fessard, Ludwig XV. von Frankreich als „L’ami de la Paix“, nach 1748, nach Michel-François Dandr e-Bardon, Kupferstich, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

IX. In den Künsten des Friedens ein Held – Saarbrücken als perfekte Stadt

*[...] doch gesperrt mit Eisen und zwängenden Klammern
Stehn die grässlichen Pforten des Krieges; wild drinnen auf Waffen
Sitzet die frevelnde Wut, wo in hundert ehernen Fesseln
und auf den Rücken geschnürt, schnaubt graunvoll blutigen Mundes das Scheusal.⁴¹⁴*

Im Folgenden sollen alle vorangegangenen Themenkomplexe in einen übergeordneten Zusammenhang gebracht werden, um damit die politische Intention Wilhelm Heinrichs mit Blick auf seinen Friedensgedanken, seine Hinwendung zu Ludwig XIV. und dem Himmlischen Jerusalem zu demonstrieren.

Der deutlich idealstädtische Charakter der Stadt Saarbrücken liegt in der fundamentalen Wesenheit ihrer Bipolarität von Schloss und Ludwigskirche. Auf der einen Seite, leicht erhöht auf dem „Saarbrocken“ thronend, erhebt sich die Residenz. Ihr gewissermaßen gegenüber, verbunden durch die Schlossgasse, steht die auf bis dahin unbebautem Terrain errichtete Ludwigskirche. Dazwischen liegt die Stadt, womit Regierung und Kirche unverkennbar die städtischen Bereiche kennzeichnen, die die Herrschaft über die Bevölkerung ausüben. Im Folgenden soll auf die Saarbrücken dominierenden Pole, Schloss und Ludwigskirche, näher eingegangen werden, wobei hier im Gegensatz zu Kapitel VII weniger kunsthistorisch-ästhetische Fragen im Vordergrund stehen, sondern vielmehr die beschriebene Bipolarität inhaltlich und ikonologisch vertieft werden soll.

Zwischen Schloss und Ludwigskirche besteht ein zeitlicher Zwischenraum von fast zwanzig beziehungsweise vierzig Jahren. Dadurch ist es verständlich, wenn es zu Brüchen im einmal eingeschlagenen ikonographischen Programm des Fürsten kommt. Jene Brüche betreffen natürlich nicht nur den Zeitpunkt der Fertigstellung der maßgeblichen Gebäude, sondern auch den Zeitpunkt ihrer Planung. Als sicher noch ungestümer, ideenreicher und kraftstrotzender junger Mann sah sich Wilhelm Heinrich noch als Abkömmling Ludwigs XIV.; als älterer Monarch waren seine Vorstellungen über das Leben wohl etwas moderater, mit Blick auf die Religion eventuell etwas deutlicher.

⁴¹⁴ Jupiter zu Venus über das mit Augustus beginnende Friedensreich; Vergil, *Aeneis* 1,293–296.

Das Schloss als Mittelpunkt der politischen, irdischen Herrschaft

Ein wesentlicher Schlüssel zum Verständnis der Neugestaltung Saarbrückens stellt das Porträt Wilhelm Heinrichs in der Pose des Sonnenkönigs dar, gekleidet in der Uniform eines Obristen der Armee Ludwigs XV. Das Rigaud-Porträt Ludwigs XIV. entstammt einer Zeit, die vergleichbar mit der Situation war, in der später das Porträt des Fürsten als französischer Offizier unter Ludwig XV. entstand. Die Parallelen sollen im Folgenden erläutert werden.

Ludwig XIV. und sein Kampf gegen die spanischen Habsburger

Nach dem Tod des spanischen Königs Karl II. aus der spanischen Linie Habsburgs im Jahr 1700 wurde laut Testament Philipp von Anjou, Bourbonne und Enkel Ludwigs XIV., als Nachfolger bestimmt.⁴¹⁵ Gleichzeitig erhob Kaiser Leopold I., Vertreter der österreichisch-habsburgischen Linie, für seinen zweiten Sohn Erzherzog Karl ebenfalls Anspruch auf den spanischen Thron. Ludwig erkannte allerdings das Testament für seinen Enkel an und durchbrach damit die jahrhundertalte Herrschaft Habsburgs über Spanien.⁴¹⁶ Diese prekäre Situation führte zum langjährigen Spanischen Erbfolgekrieg zwischen Habsburg, Großbritannien und den Niederlanden einerseits sowie Frankreich, Spanien und den von den Wittelsbachern regierten Ländern Bayern respektive Kurköln andererseits. Zumindest hinsichtlich des eigentlichen Ausgangspunktes des Krieges, der Erbfolge, endete diese Auseinandersetzung mit einem Sieg Ludwigs.

Bereits zu Beginn des Erbfolgekrieges fertigte Hyacinthe Rigaud im Auftrag des französischen Königs 1701 zunächst das Staatsporträt Philipps als König von Spanien an, um dessen Anspruch auf den Thron zu unterstützen, sowie das bereits ausführlich diskutierte Porträt von Ludwig selbst. Letzteres wurde in Versailles im Apollosaal, dem Thronsaal, aufgehängt.

Der erwartete Dynastiewechsel von den Habsburgern zu den Bourbonen war für Ludwig Anlass zur Hoffnung, ein christliches Universalreich unter französischer Führung gründen zu können, was das restliche Europa jedoch in Angst und Schrecken versetzte. Als Geschenk für den neuen spanischen König geschaffen, war Ludwigs Gemälde Zeichen eines neuen Verhältnisses zwischen

⁴¹⁵ Zu Ludwig und den spanischen Habsburgern siehe Ahrens, Kirsten, *Rigauds Staatsporträt*, S. 188–192.

⁴¹⁶ Vgl. Dritter Teilungsvertrag über das Erbe Spaniens (1699/1700) im Falle des Ablebens Karls II. von Spanien; siehe Malettke, Klaus, *Ludwig XIV.*, S. 143.

Frankreich und Spanien, das bis dato von unversöhnlicher Gegnerschaft geprägt war. Der Leitgedanke des Rigaud'schen Porträts war, dass Philipp V. durch die Repräsentation Ludwigs XIV. mit den „Insignien seiner göttlichen Autorität“ der „sacerdotale Charakter des französischen Königtums“ vor Augen geführt würde.⁴¹⁷ Durch die Hervorhebung des Priesterkönigtums hatten die französischen Könige immer schon ihre Vorherrschaft unter den christlichen Herrschern begründet, und auch bei dem Gemälde Rigauds kam es darauf an, die ideelle Überlegenheit des französischen Königs zu demonstrieren.⁴¹⁸

Die Insignien der Macht – Krönungsmantel, Krone, Zepter, *Main de justice* (das Symbol der höchsten richterlichen Gewalt) und Schwert – zeichnen den französischen König als den von Gott berufenen König aus, der die Gerechtigkeit garantiert und dessen oberste Aufgabe die Verteidigung und Verbreitung des katholischen Glaubens ist. Dem französischen König sollte von nun an – so die Erwartungen Ludwigs – durch Spanien Unterstützung zukommen.

Das Bildnis Ludwigs hatte zudem das Ziel, dem spanischen Thronfolger mehrere mit dem französischen Königtum verbundene Charakteristika vorzuführen, die dieser verinnerlichen sollte: Die vordere Raumebene zeigt Ludwig als König in seiner monumentalen Würde, in seiner *Dignitas*; der Mittelgrund präsentiert mit der Personifizierung der *Iustitia* auf dem Postament die Grundlage einer gerechten und friedvollen, einer guten Regierung. Ludwig zeigt sich seinem Enkel also als Beispiel der Tugendhaftigkeit, denn nur der Weg der Tugenden führt auch zu Ehre und Ruhm. Der hintere Raumgrund mit der „Tugendtempelarchitektur“ ist im Porträt integriert und stellt damit – wie Ahrens hervorhebt⁴¹⁹ – keine „Ehrentempelarchitektur“ dar, die seinen bereits erreichten Ruhm bezeichnet. Die Architektur richtet sich daher nicht zurück in die Vergangenheit, sondern begleitet den König in die Zukunft, da die Anforderungen an einen König immerwährend sind. Das Rigaud'sche Porträt Ludwigs stellt also eine Art Fürstenspiegel für Philipp dar, durch den der Großvater seinen Enkel ermahnt, mit der gleichen Tugendhaftigkeit, das heißt mit Stärke und Gerechtigkeit, Frieden zu schaffen.

Iustitia steht für die gerechte Regierung des französischen Königs. *Fortitudo* umarmt die Säule des wahren Glaubens. Beide Allegorien verkörpern so die wichtigsten Tugenden Ludwigs, die er für sein durch Unglauben und Häresie bedrohtes Reich in Anspruch zu nehmen gezwungen ist. Durch das Aufkommen der Häresie im 16. und 17. Jahrhundert reichte die Allegorie der *Iustitia* zum all-

⁴¹⁷ Ahrens, Kirsten, *Rigauds Staatsporträt*, S. 64f.

⁴¹⁸ Zum gottgeweihten Königtum Frankreichs siehe Ahrens, Kirsten, *Rigauds Staatsporträt*, S. 65f.

⁴¹⁹ Ahrens, Kirsten, *Rigauds Staatsporträt*, S. 65.

gemeinen Schutz der katholischen Welt nicht mehr aus; daher erschien es Ludwig opportun, der Gerechtigkeit *Fortitudo* (dt. Stärke) zur Hilfe eilen zu lassen. Mit *Iustitia* und *Fortitudo* wurde ein *bellum iustum*, ein gerechter Krieg, geführt, ein Krieg, dessen einziges Ziel der religiöse Friede, *Pax*, war. Im Krönungszeremoniell wird den französischen Königen das Schwert Karls des Großen übertragen, damit sie den wahren Glauben beschützen und verteidigen. Als erster Ritter seines Staates, als *Defensor Dei*, musste sich Ludwig daher für seinen Enkelsohn im Jahre 1701 stehend repräsentieren: Denn er war die Säule der Christenheit, er setzte das Edikt von Nantes wieder außer Kraft und zwang die Hugenotten zur Flucht. Mit diesem Konstrukt wurde die Einheitlichkeit des wahren, des katholischen Glaubens zumindest bis dato bewahrt. Im Fall von Ludwigs Tod hätte Philipp den französischen Thron besteigen sollen, womit das spanisch-französische Universalreich hätte beginnen können und die Verteidigung und Bewahrung des katholischen Glaubens gewährleistet worden wäre.

Fürst Wilhelm Heinrich und sein Kampf gegen die österreichischen Habsburger

In diesem für ihn universellen Kampf um die allerhöchste Würde irdischer Herrschaft lässt sich Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Ludwig XIV. in der Uniform eines Offiziers Ludwigs XV. porträtieren (Abb. 7). Dass sich Wilhelm Heinrich lediglich zum Spaß für Familie, Bekannte oder für seine Höflinge als Ludwig im Militärrock eines Obristen „verkleidet“ hätte, ist bei einem offiziellen Staatsporträt, in dem wie in einem Vexierbild beide französischen Könige einmal so und einmal so im Vordergrund stehen (Ludwig XIV. hinsichtlich der Pose, Ludwig XV. hinsichtlich der Uniform), sicher nicht anzunehmen. Wilhelm Heinrich kopiert hier ganz ernsthaft die Pose Ludwigs XIV. und macht damit deutlich, dass für ihn die gleichen Staatsziele maßgebend sind wie für sein Vorbild: *Iustitia* und *Pax*. Und indem er die Uniform von dessen Nachfolger trägt, stellt er sich somit in den Dienst des „idealen“ Ludwig XIV. und kämpft nunmehr, eine Generation später, gleichfalls für Frieden und Gerechtigkeit – jetzt allerdings nicht gegen Protestanten und die Vertreter der *fronde* wie noch Ludwig XIV., sondern gegen Habsburg, und nicht in der Armee des Sonnenkönigs, sondern in der Ludwigs XV. Wilhelm Heinrich macht deutlich, dass die Phase des gerechten Kampfes gegen die Feinde des Friedens und gegen die Widersacher Gottes noch nicht beendet ist.

Zwischen beiden französischen Königen sowie dem Nassauer Fürsten existieren auch hinsichtlich der Entstehungszeit der Porträts Parallelen:

Den Spanischen Erbfolgekrieg unter Ludwig XIV. konnte Wilhelm Heinrich – gewissermaßen typologisch – als Vorläufer der gegenwärtigen Auseinandersetzung im Österreichischen Erbfolgekrieg unter Ludwig XV. begriffen haben. Zu Beginn beider Erbfolgekriege saßen in Madrid und Wien Habsburger auf den frankreichfeindlichen Thronen. Nach dem Spanischen Erbfolgekrieg regierte in Spanien ein Bourbone, was auf Seiten Frankreichs und Wilhelm Heinrichs als glücklicher Fortschritt betrachtet werden konnte. Wenn auch während des Österreichischen Erbfolgekrieges im Alten Reich von 1742 bis 1745 mit Hilfe Frankreichs der Wittelsbacher Karl VII. Kaiser war, so gab sich der Feind, also Österreich, nicht geschlagen: 1745 erlangte Habsburg mit Franz I. Stephan erneut den Kaiserthron. Wilhelm Heinrich war Offizier Ludwigs XV. und kämpfte – wie weiland Ludwig XIV. – gegen Protestanten und Habsburger. Mit beiden französischen Königen „im Rücken“ glaubte er, sich in den Schlachten der *Fortitudo* sicher sein zu können, um mit *Iustitia* am Ende erfolgreich mitzuhelfen, Habsburg zu schlagen, und am Erreichen des Friedens mitzuwirken.

Die Demonstration von Stärke, der Wunsch, damit Frieden zu erreichen, und die Eitelkeit, sich mit Kardinaltugenden zu schmücken und zu umgeben, verbanden Wilhelm Heinrich gerade mit diesen Königen. Fürst Wilhelm Heinrich scheint davon überzeugt gewesen zu sein, dass Frankreich generell „friedfertig“ war, dass es gerecht und „geradlinig“ handelte, wenn es sich gezwungen sah, den Frieden durch das Schwert zu erkämpfen. Im Bewusstsein, dass die Verbindung von Stärke, Frieden und Gerechtigkeit die Voraussetzung war, ohne die alles nichtig war, öffnete der Fürst die Türen weit in eine französische monarchische Vergangenheit, die zwar schon einige Jahrhundert zurücklag, aber gerade auch für Ludwig XIV. ausgesprochen aktuell war und der er sich über alle Maßen verpflichtet fühlte: in die Zeit des heiligen Ludwig von Frankreich.

Ludwig der Heilige als idealer christlicher Monarch

König Ludwig IX. von Frankreich (gest. 1270), genannt Ludwig der Heilige, galt in ganz Europa, auch in Deutschland, als absolut vorbildlicher Monarch, da er das königliche Amt wegen seiner Gottesfurcht, seines Strebens nach Gerechtigkeit und seines Willens, die Feinde Gottes zu bekämpfen, in idealer Weise verkörperte. Dieser Vorbildcharakter blieb bis ins 18. Jahrhundert wegweisend. Der an der Pariser Universität lehrende Franziskaner Gilbert von Tournai, ein

Freund des Heiligen und wohl auch Teilnehmer von dessen Kreuzzug nach Ägypten, schrieb in seiner auch für die folgenden französischen Könige verbindlichen Schrift *Eruditio regum et principum*, dass für den König Ehrfurcht gegen Gott, Selbstbeherrschung, Disziplin sowie liebende Fürsorge für die Untertanen verbindlich sein müssten. Der König solle der weltliche Arm Gottes und der Kirche sein und solle den Glauben seiner Untertanen gewährleisten, wofür er den Titel „Allerchristlichster König“ erhalte. Schließlich sei das monarchische Fernziel das Paradies, was bedeutet, dass der Regent ein „eschatologischer König“ zu sein habe, also ein König, der für den Anbruch einer Neuen Welt verantwortlich sei – eine Aufgabe, mit der sich der heilige Ludwig mit steigendem Nachdruck auseinandersetzte.⁴²⁰

In diesen Zusammenhang gehört auch die Vorstellung, dass es drei Motive gab, die ein gesalbter König – und insofern auch Ludwig XIV. – durch den Ritus der Krönung künftig zu verkörpern habe:

Die höchste Verkörperung ist die der Gerechtigkeit. Sowohl der Biograph des heiligen Ludwig, Guillaume de Saint-Pathus, sowie Papst Bonifatius VIII. in seiner Kanonisationsansprache für Ludwig in Orvieto preisen ihn uneingeschränkt als gerechten Menschen und Herrscher. Mit der Gerechtigkeit geht der Wunsch nach Frieden einher. Gerechtigkeit und Frieden gehören zusammen: Das Recht dient der Friedenswahrung, während der Friedenswunsch das Recht beseelt. Beides sei, so Bonifatius, durch Ludwig IX. vorbildlich geleistet worden.

Die zweite Verkörperung besteht in der Funktion des kriegerischen Königs. Hier fehlte Ludwig gleichfalls nicht, nahm er doch selbst an zwei Kreuzzügen teil.

Die dritte Verkörperung war laut Zeremonie der Königsweihe die Fähigkeit, materielle Güter zum Vorteil der eigenen Bevölkerung vermehren zu können. Nach Le Goff gab es zwar sechzig Wunder des heiligen Ludwigs, aber keine, die sich auf die Vermehrung dieser Güter bezogen. Damit steht er im Gegensatz zu Karl dem Großen, der „als Inbegriff des Ackermanns, *summus agricola*, gerühmt“ wurde, sowie zum Frankenkönig Dagobert, der am Wegesrand das Korn reifen ließ.⁴²¹ Dafür wurde Ludwig im Kanonisationsverfahren wegen seiner Barmherzigkeit und seiner Fürsorge den Armen gegenüber gewürdigt.

Der Fürstenspiegel, den Ludwig XIV. durch sein Porträt Philipp V. mit auf den Weg gab, hatte also seine christlichen Wurzeln bei Ludwig IX.

⁴²⁰ Le Goff, Jacques, *Ludwig*, S. 363.

⁴²¹ Le Goff, Jacques, *Ludwig*, S. 565–575; Zitat S. 575.

Die Fürstenspiegel als Erziehungsideal zukünftiger Regenten

Nach Meinung von Monarchen, Gelehrten und Philosophen, Kirche und Staat sollten Herrscher zumindest eine Zielvorgabe für die ihnen anvertraute Bevölkerung gewährleisten: die Sicherung von Frieden und Gerechtigkeit. Doch immer wieder brachten gerade sie der Menschheit das Gegenteil: Krieg und Hunger.

In unserer Vorstellung mag etwa das uns vertraulich erscheinende deutsche 18. Jahrhundert auch das Jahrhundert von Bach, Mozart, Goethe, Schiller, Wieland und Herder gewesen sein, ein Jahrhundert von Gelehrsamkeit, von Erfindungs- und Entdeckerlust sowie von Brieffreundschaften, Treue, Tränen der Rührung, Reiselust und einem neuen, empfindsamen Familienbild. Sicher, dieses friedvolle, sympathische und relativ gelassene Bild gab es; doch in Wirklichkeit wurde auch dieses Jahrhundert beherrscht durch Krieg. Der Krieg war der Normalfall; doch wie Duchhardt trocken feststellt: Wo viel Krieg war, war auch viel Frieden.⁴²² Damit markiert die frühe Neuzeit einen Höhepunkt der Friedenspublizistik, in der insbesondere *Pax* und *Iustitia* in Gesetzestexten, in Graphikserien oder auf offiziellen, repräsentativen Staatsgemälden etwa in Residenzen eine häufig zu beobachtende Verbindung eingehen.⁴²³ Bereits im Mittelalter hatte sich das Motiv der sich küssenden Allegorien von Frieden und Gerechtigkeit herausgebildet, ein Motiv, das sich aus Psalm 85,11 herauskristallisiert hat: „dass Nächstenliebe und Wahrheit einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen“⁴²⁴ (Abb. 38).

Obgleich nie ernsthaft danach gestrebt wurde, wurde dem Frieden, der Gerechtigkeit und dem gerechten Krieg überall das Wort geredet, in Paris ebenso wie in Wien oder Saarbrücken, und die Begriffe waren in aller Munde, insbesondere vermittelt durch Allegorien. So ist die christliche Überlegung, was einen guten Staat ausmacht, beispielsweise ausführlich und sehr prominent in einem allegorischen Fresko aus dem 14. Jahrhundert in der Sala della Pace des Rathauses von Siena dargestellt, in dem sich die Stadt als souveräner, konstitutioneller Stadtstaat zu erkennen gibt.⁴²⁵ Zumeist jedoch trifft man die „Leit-

⁴²² Duchhardt, Heinz, „Friedensprozess“, S. 9.

⁴²³ Duchhardt, Heinz, „Friedensprozess“, S. 9.

⁴²⁴ Zu den Segnungen gehörten in erster Linie die fruchtbringende Landarbeit, die die Nahrungsproduktion ermöglichte, der Hausbau, die Sicherheit für Warentransporte, der Handel sowie die Lebensfreude, dargestellt etwa durch die Allegorie der Musik; schließlich profitierten auch Wissenschaft und Kunst vom Frieden. Kaulbach, Hans-Martin, „Gute Regierung“, S. 79–84.

⁴²⁵ Die Gruppe auf dem Podium symbolisiert den Staat und ist als solcher eine juristische, säkularisierte Ausarbeitung der vorher in den angrenzenden Räumen und im Dom entwickelten

linien der Fürsten“ im Zusammenhang mit Monarchien an. Da sich in religiöser, machtpolitischer und ökonomischer Hinsicht alles auf den König, auf den Herrscher, hinbewegte, wurden Richtlinien von Seiten des Adels, den religiösen Herrschern, herausgearbeitet, die den „geradlinigen, den richtigen und korrekten Weg“ (lat. *rex* von lat. *regere* = lenken, führen; lat. *recte* = geradlinig) der Befehlsgewalt beschrieben. Der Monarch hatte neben seiner monarchischen Gewalt einen Tugendkatalog zu befolgen, der ihn zum Musterbeispiel der Tugendhaftigkeit machte: Damit war die literarische Gattung des Fürstenspiegels geboren.⁴²⁶ Dieser sollte vermitteln, dass der Monarch, in Abgrenzung zum Priesterstand, „für die Verkündigung und Verteidigung des rechten Glaubens zu sorgen und vor allem seine Macht in den Dienst der Kirche zu stellen“ habe.⁴²⁷ Da das Königtum, wie Le Goff betont, nur so viel taugte wie der König selbst, war es die wichtigste Aufgabe der Priester, ihn „zu belehren, ihm eine königliche Ethik anzubieten“, um nicht befürchten zu müssen, dass er durch eine tyrannegleiche Politik Klerus und Bevölkerung gefährdete.⁴²⁸

Auch für das 18. Jahrhundert, die Zeit Fürst Wilhelm Heinrichs, war das höchste Ziel und Anliegen der Regenten, den Frieden und Wohlstand ihrer Landsleute zu fördern, zu sichern und zu mehren. Wenige Beispiele aus dem deutschen 18. Jahrhundert sollen als panegyrische Zeugnisse genügen: So lobte Christoph Martin Wieland in seiner Schrift *Der goldne Spiegel* (1772) die Reformen Kaiser Josephs II. und setzte den dort geschilderten idealen Herrscher mit diesem in Beziehung.⁴²⁹ Vielsagend sind auch folgende Worte, die Friedrich II. von Preußen an den jungen Herzog Carl Eugen von Württemberg richtete: „Denken Sie nur nicht, das Land Württemberg sei für Sie geschaffen worden! Glauben Sie vielmehr, dass Sie nach dem Plane der Vorsehung zur Welt gekommen sind, um das Volk glücklich zu machen. Legen Sie stets mehr Wert auf dessen Wohlfahrt als auf Ihre Zerstreungen. Wenn Sie in Ihrem zarten Alter, Ihre

Maestà-Ikonographie (= thronende Madonna mit Kind): Die mittlere Figur auf dem Thron stellt die Kommune Siena dar, die links davon sitzende Frau ist *Iustitia*. Kommune und *Iustitia* sind die Quellen der Macht in Siena und nicht Kaiser und Papst, auf die am Anfang der Gesetzestexte noch verwiesen wurde. *Iustitia* blickt Richtung *Sapientia* nach oben. Um die Allegorie der Kommune befinden sich von links nach rechts: Frieden, Stärke, Klugheit, Großmut, Mäßigung und Gerechtigkeit. Die Tugenden stellen mit den drei theologischen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung das Regierungsprogramm der „Neun Herren“ dar. Kempers, Bram, „Gesetz und Kunst“, S. 71–84.

⁴²⁶ Le Goff, Jacques, *Ludwig*, S. 353–354.

⁴²⁷ Le Goff, Jacques, *Ludwig*, S. 354.

⁴²⁸ Le Goff, Jacques, *Ludwig*, S. 355.

⁴²⁹ Jacobs, Jürgen C., *Fürstenspiegel*, S. 6.

Wünsche dem Wohl Ihrer Untertanen aufzuopfern vermögen, so werden Sie nicht nur die Freude, Sie werden auch die Bewunderung der Welt erregen.⁴³⁰ Interessant ist ferner, was der König dem Herzog, der trotz dieser Ermahnungen zu den eher verschwenderischen Herrschern des Reiches werden sollte, ins Stammbuch schrieb: „Die Lage Ihres Landes, das an Frankreich und die Staaten des Hauses Österreichs [= Vorderösterreich] grenzt, macht Ihnen eine maßvolle und gleichmäßige Haltung gegen diese zwei mächtigen Nachbarn zur Pflicht. Lassen Sie keinerlei Vorliebe für einen von beiden erkennen, auf dass sie Ihnen nicht Parteilichkeit vorwerfen können. Denn ihre Geschicke sind veränderlich [...] Lassen Sie niemals vom Reich und von seinem Oberhaupt. Eine Sicherheit gegenüber dem Ehrgeiz und der Macht Ihrer Nachbarn gibt es für Sie nur, solange das System des Reiches erhalten bleibt. Seien Sie stets der Feind dessen, der es umstürzen will; denn in Wahrheit hieße das, gleichzeitig auch Ihren Sturz wollen.“⁴³¹

Es erscheint zuerst merkwürdig, dass gerade Friedrich sich für das Reich und für das Reichsoberhaupt aussprach; doch auch wenn er Österreich schadete, so war er doch dem Reich gegenüber loyal.

Fürst Wilhelm Heinrich hatte das fürstliche Erziehungsideal verinnerlicht und allumfänglich erreicht. Das kommt beispielhaft durch die Worte seiner Gattin, Fürstin Christiane Erdmute, an den dreizehnjährigen Erbprinzen Ludwig zum Ausdruck, nachdem sie die Komödie *Le Père de famille* des französischen Dichters und Gelehrten Denis Diderot mit der persönlichen Widmung an sie erhalten hatte. Dabei soll sie hervorgehoben haben, dass Ludwigs Vater, ihr Gatte, „unermüdlich“ darum besorgt sei, sich „durch eigene Anschauung“ nach den Sorgen seiner Untertanen zu erkundigen, sich um neue Industrie und Handel zu kümmern. „All dies, mein Sohn, hat seinen Ursprung in den Gefühlen der Menschlichkeit, die uns beleben, und in dem Wunsch, unaufhörlich das Wohl unserer Untertanen zu vermehren.“⁴³²

Festzustellen ist, dass die moralisch-philosophischen Ermahnungen immer mehr „politische Klugheitsregeln und praktische Regeln zur Regierungskunst enthielten.“⁴³³ Aber es zeigte sich, dass das Reden von Krieg und Frieden wie auch von Gerechtigkeit ein immer konkreter werdendes Anliegen wurde. Die

⁴³⁰ Friedrich der Große, *Fürstenspiegel*.

⁴³¹ Friedrich der Große, *Fürstenspiegel*.

⁴³² Bleyemehl, Helmut, *Die Aufklärung in Nassau-Saarbrücken. Ein Beitrag zur Geschichte des aufgeklärten Absolutismus in den deutschen Kleinstaaten*, Bonn 1962, S. 19, zitiert nach Hans-Walter Herrmann, „Biographische Skizze“, S. 17.

⁴³³ Nickel, Karl-Heinz, „Fürstentum Waldeck“, S. 118.

Allegorien und die Begriffe, die dafür standen, waren bekannt und konnten leicht gelesen werden. Dabei orientierte sich das Allegoriensystem an einer starren Ordnung, an der nicht gezweifelt wurde. Da dieses System die gottgewollte Ordnung widerspiegelte, war sie zwar entscheidend und sorgte für Orientierung, doch wurde der Sinn des Allegoriensystems, der noch aus dem Bestreben des heiligen Ludwig von Frankreich sprach, gemäß eines gottgefälligen Modus zu leben, nicht mehr als Demutsübung verstanden, sondern wechselt im 18. Jahrhundert ins Pompöse und Pathetische; das Allegoriensystem erschien nun weitestgehend ritualisiert.

Es gibt in dieser Zeit zahllose Beispiele für die Friedensikonographie, die sich jedoch stets auf die immer gleichen Nenner zurückführen lassen und damit hohl und leer wirken, wenn sie auch in künstlerischer und ikonographischer Hinsicht großartig erscheinen. So ließ sich Ludwig XIV. anlässlich des Friedens von Nimwegen als Ludwig der Große, als allerchristlichster König und Stifter des Weltfriedens darstellen. Er wurde in Versailles sogar als Bezwiner der Osmanen gefeiert, gleichwohl er doch gerade die Anwesenheit der Türken vor Wien gefördert hatte. Schlussendlich sollte zum Ausdruck gebracht werden, dass er Europa den Frieden gebracht habe, wobei der Friede nur durch Frankreich möglich gewesen sei und nicht durch eine Allianz von gleichberechtigten und gleichrangigen Ländern. Ein herausragendes Beispiel für diese Friedensdeutung stellt auch das monumentale Gemälde von François Lemoyne *Ludwig XV. gibt Europa den Frieden* (1729, Salon de la Paix, Versailles; siehe Abb. 36) dar. In herrschaftlicher Pose stützt sich Ludwig auf ein Steuerruder, neben dem ein überwundener Feind liegt. Demütig blickt Europa zu ihm auf und empfängt von ihm einen Ölzweig als Friedenssymbol. Ludwig selbst erscheint in römischer Rüstung, gleich Kaiser Augustus im Prima-Porta-Typus. Hinter ihm schließt Merkur auf Befehl Minervas den Janustempel, den die Zwietracht zu öffnen versucht.⁴³⁴ In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass sich Ludwig XV. – stark beeinflusst durch den Kardinalsminister Fleury – in der Tat weit weniger als sein Urgroßvater auf das Militär und dessen Schlagkraft als politisches Mittel stützte. Die Armee setzte er nur gezielt und weniger drastisch ein, beispielsweise bei der Herauslösung Lothringens aus dem Reichsverband in den dreißiger Jahren, die mehr durch Diplomatie zustande kam als durch Waffengewalt.⁴³⁵ Auch ist festzustellen, dass unter ihm – einem sensationellen Paukenschlage gleich – der Frieden zwischen Frankreich und Habsburg errungen wurde, gleichwohl natürlich auch die Österreicher einen großen Anteil da-

⁴³⁴ Kaulbach, Hans-Martin, „Friedensallegorie“, S. 61–63.

⁴³⁵ Malettke, Klaus, *Bourbonen*, Bd. 2, S. 39–44.

ran hatten: das *renversement des alliances* aus dem Jahr 1756, das nach Jahrhunderten der kriegerischen Auseinandersetzung ein Bündnis zwischen Habsburg und Frankreich besiegelte.⁴³⁶

Schlussendlich darf vermutet werden, dass auch Fürst Wilhelm Heinrich durch sein Porträt, angelehnt an das Rigaud'sche Porträt Ludwigs XIV., einen nassauischen, speziell auf Saarbrücken bezogenen Fürstenspiegel zeichnen wollte und somit alle Kardinaltugenden, die seine Vorbilder bis hin zum heiligen Ludwig verkörperten, ebenfalls verinnerlicht hatte.

Das Schloss als Ort der Exekutive

Eine Legende besagt, Wilhelm Heinrich habe sich durch seinen nach Westen ausgerichteten *Cour d'Honneur* (also den Ehrenhof seines Schlosses) bewusst Frankreich gegenüber „geöffnet“. Doch dieses Bild weist zwei Schönheitsfehler auf: Zum einen verlangte der Neubau eines Schlosses seit Versailles geradezu nach einem Ehrenhof; das gebot die Ehre des Bauherrn. Zum anderen wäre eine andere Öffnungsrichtung wegen der topographischen Situation in Saarbrücken gar nicht möglich gewesen. Dennoch ist die Belassung des Schlosses auf dem Schlossfelsen interessant, da auch ein Neubau in der Ebene vorstellbar gewesen wäre, zumal dort mehr Raum für das Schloss, insbesondere aber für den Garten und den Schlossplatz vorhanden gewesen wäre. Der Schlossfelsen lag aber wohl zu prominent oberhalb der Saar, die beiden Saarstädte, Alt-Saarbrücken und St. Johann, beherrschend, als dass der Fürst auf diesen imposanten Anblick hätte verzichten wollen.⁴³⁷

Zudem mag er die Erfahrung aus Arolsen, der Residenz der Fürsten von Waldeck und Pyrmont, vor Augen gehabt haben, mit denen er über Christiane von Hessen-Darmstadt verwandt war. In Arolsen war das Schloss als Mittelpunkt

⁴³⁶ Ausgangspunkt waren die sich ändernden Bündnisse, in denen Großbritannien und Preußen einen Block bildeten. Frankreich kämpfte dabei in Nordamerika und in Europa, wobei es durch die doppelte Beanspruchung geschwächt war. Auch Österreich war in dem Bündnis zwischen Großbritannien und Preußen ins Hintertreffen geraten. Letztlich wollte keiner der Kriegsteilnehmer einen länger anhaltenden Krieg. Aus finanziellen Gründen trat Frankreich mit Blick auf die deutschen Reichsstände in seinem Engagement zurück. Hauptziel Ludwigs war es, den Status quo des Reiches zu zementieren und die Reichsverfassung zu stützen; ein Aufstreben Preußens verbat sich Frankreich als Garant des Westfälischen Friedens, da es dadurch das Gleichgewicht der Mächte bedroht sah. Siehe Malettke, Klaus, *Bourbonen*, Bd. 2, S. 98–107.

⁴³⁷ Martin, Thomas, „Residenzstadt Saarbrücken“, S. 88.

der Stadt geplant gewesen, doch konnte aus Geldnot nur eine Seite der Bürgerstadt gebaut werden; die andere wurde nicht realisiert, sodass das Schloss am Stadtrand zu liegen kam und die Stadt damit so gar nicht barocken Vorstellungen entspricht, wenn auch das Schloss selbst ausgesprochen prachtvoll und beeindruckend ist. Wilhelm Heinrich mag zudem den wirkungsmächtigen Anblick der Residenzstadt Weilburg an der Lahn gekannt haben: Eventuell hatte er bei der Planung der Umgestaltung von Saarbrücken vor Augen gehabt, welches eindrucksvollen Anblick ein über einem Fluss „schwebendes“ Schloss bietet. Er entschied sich allerdings, den Renaissancebau in Saarbrücken, der dem in Weilburg grundsätzlich ähnlich war, durch einen barocken Neubau zu ersetzen. Weilburg war sicher die bedeutendere Nassauer Linie als Usingen, aus der Wilhelm Heinrich kam. Insofern könnte er sich schon aus einem Gefühl der Konkurrenz heraus für einen vergleichbaren Residenzort entschieden haben, aber mit dem für ihn wichtigen Unterschied: Seine Residenz musste ein moderner Neubau sein.

Wie auch immer: Das politische Zentrum der Stadt, der Ort der Exekutive war das Schloss. Hier regierte der Fürst nach den Maßgaben seiner Vorbilder, der französischen Könige Ludwig XIV. und XV., hier war er Fürst, wenn auch „nur“ von Ludwigs XV. Gnaden, hier verbrachte Wilhelm Heinrich seine Tage und beherrschte sein kleines Land als „Zwitterwesen“, das symbolhaft zwischen beiden Königen hin- und herpendelte: Wie bei den zwei französischen Königen war *Pax* das politische Ziel. Dieser Friede war erreicht, wenn die Feinde des Friedens und der Gerechtigkeit besiegt waren. Diese Feinde sah Ludwig XIV. – neben den Protestanten – in der spanischen und Ludwig XV. in der österreichischen Linie der Habsburger. Für Wilhelm Heinrich waren die Feinde ebenfalls Habsburg sowie die Feinde Frankreichs.

Um diese Symbolik weithin sichtbar zu machen, änderte der Fürst auch nicht die Position des Schlosses innerhalb Saarbrückens, indem er es etwa an den Rand der Stadt verlegte. Das erhöht liegende Schloss auf dem „Saarbrocken“ mochte er zwar auch aus Traditionsgründen hier belassen haben, doch hat es eine weiterführende Symbolik: Es schwebt wie eine Stadtkrone über der Stadt, schützt sie und fördert ihren Wohlstand. Wilhelm Heinrichs Residenzschloss, stellvertretend für ihn, war allenthalben sichtbar und zeigte durch das Verhalten des Fürsten, dass der Friedenswunsch auch durch *Fortitudo*, also durch Wilhelms frankreichfreundliches Engagement und durch das französische Militär, für das er diente, gewährleistet wurde. Jede militärische Aktion konnte so als *bellum iustum*, als gerechter Krieg bezeichnet werden. Dank seiner Verbindung zu den beiden französischen Königen war sein Versprechen, *Pax* und *Iustitia*

allenthalben obwalten zu lassen, für die Untertanen, die wahrhaftig und im wahrsten Sinne des Wortes „unter ihm wohnten“, sicher und allgegenwärtig sichtbar. Wilhelm Heinrich ließ erkennen, dass er sich auf der gerechten Seite bewegte; als „Soldat der Gerechtigkeit und des Friedens“ durfte er sich auch getrost als *Louis le Grand*, als neuen Apoll oder Augustus darstellen. Sein bleibender Ruhm und natürlich der Ruhm Frankreichs kommen architektonisch in der schillernd-strahlenden, weiß-grauen Schönheit der kleinen Residenzstadt Saarbrücken zum Ausdruck, zum Ruhme des Fürsten, der französischen Könige und zum Glanze Frankreichs.

Das Schloss und die Sonnensymbolik

Beschäftigt man sich mit der Ikonographie des Schlosses, so ist man weitestgehend auf die Betrachtung der Lage und Form der Residenz angewiesen, da das Schloss selbst ja nach nur wenigen Jahrzehnten abbrannte und danach mehrere Umbauten und erneute Zerstörung erfahren hat. Vom Urzustand des Schlosses ist so gut wie nichts mehr erhalten. Von Bedeutung sind daher die bekannten Inventare aus der Zeit Wilhelm Heinrichs, die einen – wenn auch ausgesprochen marginalen – Hinweis auf die Themenauswahl der Gemälde liefern können, zumal die Listen nicht vollständig zu sein scheinen, da die beiden Porträts des Fürsten in der Uniform eines Obristen nicht als Schlossbestände erwähnt werden, obwohl das zu vermuten wäre.

Die folgende thematisch sortierte Auflistung der Gemälde aus dem Schloss⁴³⁸ beinhaltet gemäß der Inventare von Johann Georg Hild neben dem Standort das Thema der Darstellung und, wenn vorhanden, die inhaltlichen Etiketten zur Sonnensymbolik wie Helligkeit/Strahlen/Gold oder auch zu Frankreich.

Porträts der Familie

- Sophie Erdmute in polnischer Kleidung (Puderkabinett; die Gemahlin des französischen Königs Ludwig XV., Maria Leszczyńska, war gebürtige Polin)
- Prinzessin von Usingen (Puderkabinett)
- Die Mutter von Wilhelm Heinrich (Puderkabinett)
- Der Vater der Fürstin (Puderkabinett der Fürstin)

⁴³⁸ Hild, Johann Georg, „Inventarium über die herrschaftlichen Immobilien [...] Saarbrücken, den 15. August 1753“, Landesarchiv Saarland, zitiert nach Sander, Eckart, *Saarbrücker Schloss*, S. 154–204; siehe auch ebd., S. 18–19.

- Die Mutter der Fürstin (Puderkabinett der Fürstin)
- Fürst von Usingen (Puderkabinett der Fürstin)
- Wilhelm Heinrich auf englischem Schimmel

Liebe

- Mars und Venus (Die Liebe überwindet den Krieg, Mars ist der Glänzende)
- Bacchus und Ariadne (Verbindung zwischen den Menschen und dem Göttlichen)
- Venus und Adonis (Adonis wird bei der Jagd von einem Eber respektive Ehemann getötet. Aus Schmerz verwandelt Venus ihn in ein Adonisröschen, sodass er die eine Hälfte des Jahres bei Proserpina leben muss und die andere Hälfte am Leben teilnehmen kann.) (Schlafzimmer der Fürstin)
- Adonisröschen (Schlafzimmer der Fürstin⁴³⁹)
- Winter, siehe auch Adonis, Adonisröschen (Vorzimmer der Fürstin)
- Sommer, siehe auch Adonis, Adonisröschen (Vorzimmer der Fürstin)

Jagd

- Parforcejagd (Sommerkabinett, Fürstin)
- Zwei Jagden (Großer Saal)
- Meleager und Atalante (Argonautensage, Goldenes Vlies)
- Venus und Adonis (Adonis wird bei der Jagd von einem Eber respektive Ehemann getötet. Aus Schmerz verwandelt Venus ihn in ein Adonisröschen, sodass er die eine Hälfte des Jahres bei Proserpina leben muss und die andere Hälfte am Leben teilnehmen kann.) (Schlafzimmer der Fürstin)

Frankreich

- Maria Leszczyńska, Königin von Frankreich (Audienzzimmer der Fürstin)
- Sophie Erdmute in polnischer Kleidung (Puderkabinett; die Gemahlin des französischen Königs Ludwig XV., Maria Leszczyńska, war gebürtige Polin)

⁴³⁹ In den Gästezimmern befinden sich Darstellungen von Blumen- und Fruchtestillleben sowie Landschaften.

Militär

- Reiter des Regiments *Nassau-Saarbrück Kavallerie* (Vorzimmer des Fürsten; es handelt sich hier um ein französisches Regiment, das Wilhelm Heinrich anführte)
- Fünf Offiziere aus diesem Regiment (Vorzimmer des Fürsten)
- Zwei Bataillone (Großer Saal)
- Husarentanz (Vorzimmer des Fürsten)
- Mars und Venus (Die Liebe überwindet den Krieg, Mars ist der Glänzende)

Gold

- Gasso legt nach der Eroberung des Goldenen Vlieses sein Haupt auf ein Tablett (Puderkabinett des Fürsten)
- Jupiter im goldenen Regen (Jupiter zeugt in Gestalt eines goldenen Regens mit Danaë Perseus (Ludwig XIV. wurde in Beziehung gebracht mit Danaë⁴⁴⁰); Puderkabinett des Fürsten)
- Königin aus Arabien (die Königin von Saba) bringt König Salomon Gold und Edelsteine (Audienzzimmer des Fürsten)
- Apoll, Sonnengott, Sol (Puderkabinett der Fürstin), Ludwig als Apoll von Joseph Werner, 1664, Ludwig auf einer *Quadrige*
- Mars und Venus (Die Liebe überwindet den Krieg, Mars ist der Glänzende)
- Bacchus und Ariadne (Verbindung zwischen den Menschen und dem Göttlichen)
- Meleager und Atalante (Argonautensage, Goldenes Vlies)
- Diana und Antimeon („Diana“ bedeutet „die Leuchtende, Glänzende“; als Göttin der Geburtshilfe hieß sie auch Lucina, da sie den Kindern half, das Licht der Welt zu erblicken.)
- Wilhelm Heinrich auf englischem Schimmel (weißes Pferd; Weiß = Helligkeit = Sonne)

Klugheit

- Alexander der Große, den Gordischen Knoten zerschlagend (Probleme werden mit unkonventionellen Mitteln ve-

⁴⁴⁰ Siehe Kapitel VIII.

hement und drastisch gelöst. Ludwig XIV. wurde in einem Bild von Charles Lebrun als Alexander der Große dargestellt: Die Familie des Darius vor Alexander, um 1660, Versailles) (Sommerkabinett des Fürsten)

- Das salomonische Urteil (Klugheit) (Audienzzimmer des Fürsten)

Sonstiges

- Sechs Darstellungen der Freien Künste (Audienzzimmer der Fürstin)
- Schwabentanz (Puderkabinett der Fürstin)
- Die Historie von dem Schwab (Schlafzimmer des Fürsten)

Aus der Zeit Fürst Ludwigs

- Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken im Feldlager (Abb. 14; auf dem Brustpanzer des Fürsten ist eine Sonne mit dem nassauischen Löwen in der Mitte dargestellt)

Es fällt auf, dass viele Gemälde politisch orientierte, zum Bereich „Schloss“ gehörende Themen darstellen wie Gold/Leuchten (Sonnensymbolik), Frankreich, Militär und Klugheit. (Letztere wird später noch auf dem Grab von Wilhelm Heinrich erscheinen.)

In diesem Zusammenhang muss auf die Analyse von Schubart verwiesen werden, der zur Ikonologie der Stadtplanung unter Wilhelm Heinrich wichtige Hinweise geliefert hat, insbesondere auch in Hinblick auf das Leuchten, Strahlen und die Sonnensymbolik.⁴⁴¹

Schubart entdeckte, dass es zum Vorgängerbau des Saarbrücker Schlosses, also zum von Merian dargestellten Renaissancebau (1602–1617), ein Büchlein mit zeitgenössischen Skizzen und Beschreibungen gibt, die er in eine Beziehung zur Ludwigskirche setzte. Das Konvolut äußert sich über den sogenannten Tugendsaal des alten, durch Stengel abgerissenen Renaissanceschlosses und befindet sich heute im Archiv des Saarlandmuseums. Dem Manuskript ist zu entnehmen, dass die Darstellungen des Saales mit Szenen aus dem Heiligen Römischen Reich endeten, wobei es auch Malereien zum deutsch-römischen Kaiser gab, der als Adler Richtung Sonne fliegt, in seinen Klauen den Reichsapfel (symbolisch für das weltliche Regiment) und das Zepter (Gewalt und Herr-

⁴⁴¹ Schubart, Robert H., „Sonnen Saarbrückens“, S. 141–143.

schaft) haltend (Abb. 39). Die Darstellung zielte darauf ab, dass Gott über allen weltlichen Dingen steht und für Glück sowie Wohlstand allein zuständig ist. Zu sehen ist ferner eine prachtvolle Stadt, da „das heilig. Röm. Reich undt alle Stätt, Landt und Leut in flore“ stehen.⁴⁴² Schubart erklärt den Adler mit Hilfe der im 2. nachchristlichen Jahrhundert entstandenen allegorischen Schrift *Physiologos*, die Tiere, Pflanzen und Steine christologisch zu erklären versucht; ihr zufolge kann sich der Adler im Alter erneuern, indem er in einen (Jung-)Brunnen steigt und wiedererstartet in Richtung Sonne fliegt. Dieser Vorgang entspricht der Taufe, bei der das Eintauchen ein „Begrabenwerden in Christo“ und das Auftauchen die „Auferstehung zu neuem Leben“ bedeutet. Bezüglich der Szene im Saarbrücker Renaissanceschloss kann als Deutung vermutet werden, dass das Heilige Römische Reich sich durch Gottes Kraft immer wieder erneuert und daher in Wohlstand zu leben vermag. Und da – wie eben beschrieben – im Tugendssaal die Sonne für Gott stand, waren folglich alle anderen, auch der Kaiser, der Sonne und also Gott untertan.

Schubart nennt allerdings auch Beispiele, in denen Kaiser Leopold I., der Gegenspieler Ludwigs XIV., einen Schritt weiter geht und sich als Sonnengott feiern lässt, so etwa im Planetensaal von Schloss Eggenberg in Graz. Damit wird deutlich, dass die Sonnensymbolik des französischen Königs durchaus deutlich von den Habsburgern beantwortet wurde.⁴⁴³

Mit Blick auf Saarbrücken kann zumindest davon ausgegangen werden, dass die Sonnensymbolik bekannt war und zum ikonographischen Programm des Renaissanceschlusses gehörte.

Unter dem Einfluss der Sonnensymbolik von Frankreich und Nancy griff der Protestant Wilhelm Heinrich zwar erst einmal auf die eigene Tradition zurück, veränderte und erneuerte diese jedoch, indem er sie in Bezug zu Ludwig XIV. und dessen Sonnensymbolik setzte. Er vollzieht hier gewissermaßen eine *translatio imperii* (siehe Kapitel VIII), leitet also seinen Herrschaftsanspruch aus der von nun an geltenden und bestimmenden Tradition Frankreichs ab. Der Fürst streifte also seinen bisherigen Ursprung, unter dessen Gnaden er seine Herrschaft ausgeübt hatte, ab und zog sich eine neue Abkunft über, die ganz einfach mehr Zukunft für sein kleines Land versprach: Anstelle des deutschen Kaisers erschien nunmehr der französische König als traditioneller Garant von Herrschaft.

Damit wurden die französischen Könige auch zu Mittlern zwischen Wilhelm Heinrich und den überirdischen, göttlichen Sphären, was sich unmittelbar auf die Ludwigskirche auswirkte: Mit dem Feuerofenrelief (Abb. 34) und der

⁴⁴² Schubart, Robert H., „Sonnen Saarbrückens“, S. 142.

⁴⁴³ Schubart, Robert H., „Sonnen Saarbrückens“, S. 142.

Skulptur des Propheten Hesekiel auf dem Kirchendach wird darauf hingedeutet, dass die Herrlichkeit Gottes bei diesem Gotteshaus größer werden sollte als beim salomonischen Tempel, was in der Realität bedeutet: größer auch als das „katholische Haus“ (die katholische Kirche). Der Neubau der protestantischen Ludwigskirche überwand quasi im Gleichschritt mit dem Schloss als Pendant den alten Glauben, den Katholizismus. Damit wurde die Katholizität der französischen Könige gleich wieder relativiert; schließlich befand sich Fürst Wilhelm Heinrich ja in dem immensen Zwiespalt, die katholischen Könige Frankreichs für sich als neue Paten gewählt zu haben, gleichwohl sie dem „verkehrten“ Glauben anhängen.

Die Ludwigskirche als Himmlisches Jerusalem

Die Kreuzform in ihrer exegetischen Bedeutung

Die Ludwigskirche gehört neben St. Michaelis in Hamburg und der Frauenkirche in Dresden zu den größten protestantischen Zentralkirchen Deutschlands. Sie stellt eine mächtige und steingewordene Demonstration protestantischen Glaubens dar. Sie dominiert den Ludwigsplatz nicht nur, sondern füllt ihn aus und unterteilt die Platzanlage in einen westlichen und östlichen Teilbereich. Jeder dieser Bereiche ist vom anderen aus nicht einsehbar, da die einheitlich gestalteten umgebenden Gebäude relativ nahe an der Kirche stehen, wenn auch in einem harmonischen Verhältnis. Der Kirchturm befindet sich auf der stadtabgewandten, dem Eingang gegenüberliegenden Seite und nicht im Osten, wo man ihn – gemeinsam mit dem Eingangsportal – vermuten dürfte. Auf den Platz beziehungsweise die Kirche gehen zwei gerade Straßen zu, klassische, idealstadttypische, barocke Sichtachsen, die in der anderen Richtung zum Schloss und über die Saar hinweg zur Evangelischen Kirche von St. Johann führen und somit zwei Schenkel des Stengel'schen Dreiecks bilden.

Bei der Ludwigskirche handelt sich um einen für den Protestantismus charakteristischen Zentralbau, genauer gesagt um eine Quersaalkirche. Die besondere Eigenschaft einer solchen Quersaalkirche⁴⁴⁴ liegt im kreuzförmigen

⁴⁴⁴ In Stengels Sakralarchitektur dominiert der in protestantischen Regionen verbreitete Typus der Quersaalkirche mit Emporen. Dieser Kirchentypus findet sich bei den Musterentwürfen des Architekturtheoretikers Leonhard Christoph Sturm für protestantische Kirchenbauten. Man kann seine Form allerdings auch so beschreiben, dass dem Querbau zwei Annexe

Grundriss, der dadurch entsteht, dass ein quer zum Platz gelagerter Bauteil von einem etwas kürzeren zweiten Bauteil im rechten Winkel durchdrungen wird (Abb. 41). Innerhalb der Überschneidungsfläche beider Bauteile liegen die Kanzel, die Orgel sowie der Altar, auf der gegenüberliegenden Seite der Fürstentstuhl; ansonsten ist der Innenraum ringsum mit Gestühl versehen (Abb. 40). Aufgrund dieser Anordnung wird das durch die protestantische Kirche hervorgehobene gesprochene Wort der Predigt räumlich sowie akustisch zum Mittelpunkt des Gottesdienstes. Das Statuenprogramm am quergelagerten Bauteil wird beherrscht von Darstellungen der Propheten und Szenen aus dem Alten Testament: Hesekiel, salomonischer Tempel, Jeremia, Moses und Aaron, Daniel, die drei Männer im Feuerofen, David, Abraham. Der längsgelagerte Bauteil präsentiert entsprechend Figuren aus dem Neuen Testament: Apostel sowie Evangelisten (Abb. 41).⁴⁴⁵

Auf der Nordeingangsseite befindet sich das Standbild Daniels mit dem Relief der drei Männer im Feuerofen (Abb. 44): Beide Werke stehen wie der Hesekiel-Bereich im Süden mit der Darstellung des salomonischen Tempels und dem Standbild des Hesekiel auf der Balustrade der Kirche für den Alten Bund. Das Feuerofenrelief (Abb. 34) präfiguriert in erster Linie Gottesfurcht sowie Auferstehung, also den Glauben daran, dass der, der an Gott glaubt, auch auferstehen wird. Zeuge ist Nebukadnezar selbst – der König, der die drei Gläubigen in den Ofen warf, sah, dass sie nicht starben, und schlussendlich bekennen musste, dass sich dieses Wunder nur aufgrund der Anwesenheit Gottes respektive Jesu ereignen konnte (Dan 3). Dies verweist deutlich auf den Hauptmann, der während der Kreuzigung Christi ebenfalls hellsichtig wurde und sprach: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn.“ (Markus 15,39). Der Hauptmann erkannte in vollem Umfang, was hier auf dem Berg Golgatha vor seinen Augen stattfand: Christus stirbt und wird zu neuem Leben erweckt. Dementsprechend sinnfällig erscheint in diesem Zusammenhang auch das über dem Feuerofenrelief befindliche Konterfei Wilhelm Heinrichs (Abb. 10), der – mittlerweile verstorben – des ewigen Lebens im Reich Gottes teilhaftig geworden war.

für Fürstentstuhl, Kanzel und Orgel angehängt wurden. Die Annexe wurden häufig mit den Kron'schen Entwürfen für die Eisenacher Marktkirche in Verbindung gebracht; Stefan Hertzig sieht allerdings eher Verbindungen zu St. Michaelis in Hamburg, die 1762, also in dem Jahr vollendet wurde, in welchem mit dem Bau der Ludwigskirche begonnen wurde. Hertzig, Stefan, „Ludwigskirche“, S. 145–146. Siehe auch allgemein Conrad, Joachim, „Ludwigskirche“, sowie ders., „Nassau-Saarbrücken“.

⁴⁴⁵ Dittscheid, Hans Christoph, „Hermen als Leitbilder der Ekklesia“, S. 110–112.

Die beeindruckende architektonische Realisation verdeutlicht in der Anordnung und Ausgestaltung der beiden Bauteile die Ablösung des Alten Bundes (Querteil) durch den Neuen Bund (Längsteil): An die Stelle der Propheten tritt Christus mit der Versicherung des ewigen Lebens, an die Stelle des salomonischen Tempels tritt das Heilige Jerusalem, Ecclesia ersetzt die Synagoge, die Sonne den Mond – es ist der Sieg der Evangelien über die mosaischen Gesetze.⁴⁴⁶

Vermutlich stellt die Ludwigskirche das Himmlische Jerusalem dar, durch dessen Manifestation Christus laut der Offenbarung des Johannes nach dem vollständigen Sieg über den Satan eine zweites Mal in der Welt erscheint und von da an für alle Ewigkeit in Frieden regieren wird (Offb. 21). Diese Vermutung soll im Folgenden genauer vorgestellt werden.

Ludwig der Heilige – Namenspatre der Ludwigskirche?

Die Ludwigskirche als Gegenpol zum Residenzschloss wurde nach Fürst Ludwig benannt, nachdem dieser das Erbe seines Vaters angetreten hatte. Davor hieß sie Neue Kirche. Das gleiche Schicksal erfuhr der Wilhelmsplatz, der seit Ludwigs Inthronisation „Ludwigsplatz“ heißt. Während das Schloss innerhalb des weltlich-politischen „Zuständigkeitsbereiches“ von der durch *Fortitudo* unterstützten Friedenssymbolik dominiert wird, steht die Ludwigskirche gleichfalls für Frieden, allerdings im geistigen, religiös-spirituellen Sinne. In diesem Zusammenhang darf nicht übersehen werden, dass nicht nur der Schlossbereich mit Ludwig XIV. und Ludwig XV. französische Könige als Paten hatte, sondern auch die Ludwigskirche, die am Todestag Ludwigs IX., des heiligen Ludwig von Frankreich, geweiht wurde.

Da die Kirche am selben Tag geweiht wurde, an dem 505 Jahre zuvor der heilige französische König verstorben war, müssen beide ikonographisch sowie inhaltlich auch dasselbe versinnbildlichen. Das zeitliche Zusammenfallen beider Ereignisse kann natürlich kein Zufall sein.

Der heilige Ludwig stellt das passende Pendant zu Ludwig XIV. dar. Der Heilige galt, wie bereits festgestellt, in seiner Frömmigkeit als vorbildlich; in ganz Europa wurde er geschätzt und wegen seines tugendhaften Lebensstils verehrt. Andererseits war er ausgesprochen unbarmherzig gegenüber den Feinden der Christenheit oder auch den Gegnern des reinen Katholizismus, was die Waldenser sowie die Muslime deutlich zu spüren bekamen. Letztere hielten das

⁴⁴⁶ Dittscheid, Hans Christoph, „Hermen als Leitbilder der Ekklesia“, S. 110–111.

Heilige Land besetzt, während die Waldenser insbesondere in Südfrankreich bekämpft werden mussten. Zweimal führte er Kreuzzüge an, um die „Ungläubigen“ in der arabischen Welt zu bekämpfen; während des zweiten Kreuzzugs starb er. Das Schwert wie auch die Bibel waren die beiden Mittel, mit denen er sein Königsamt ausfüllte und nach seinem Tode heiliggesprochen wurde. Als Kapetinger führte er seine Legitimation durch *translatio imperii* auf die Karolinger und damit Karl den Großen und letztlich das jüdische Geschlecht und Troja zurück; an diese Abstammungslinie knüpfte rund vierhundert Jahre später der Bourbone Ludwig XIV an. Er verspürte eine besondere Nähe zu Ludwig IX., verband ihn doch mit diesem eine „tödliche“ innenpolitische Gegnerschaft (Hugenotten, *fronde*) und die Spannung mit einem außerhalb Frankreichs liegenden Rivalen (Habsburg-Österreich). Diese Nähe zeigte sich unter anderem daran, dass Ludwig XIV. im Namen des Heiligen zwei Tapferkeitsorden gründete und ihm die Schlosskirche in Versailles weihte.

Wurzelte das politische Handeln des Sonnenkönigs nach eigenem Verständnis in der Politik seines Vorgängers, des heiligen Ludwig, so wurde jener auch für Nassau-Saarbrücken in Anlehnung an Ludwig XIV. bedeutsam und wegweisend. Wenn nun die Ludwigskirche am Todestag des französischen Heiligen geweiht wurde, so sollte das auch die Einheit mit diesem König versinnbildlichen. Vielleicht hat Fürst Ludwig die Kirche im Sinne seines Vaters nach dem mittelalterlichen Heiligen benannt. Angesichts der zahlreichen Persönlichkeiten, die den Namen Ludwig tragen, bleibt letztlich ungeklärt, um welchen Ludwig es sich handelt. Sollte es einer der französischen Könige sein, so wird das jedenfalls nie eindeutig zu erkennen gegeben. Somit handelt es sich eventuell um eine Camouflage, die den Umstand verdecken sollte, dass ein Katholik in einem streng protestantischen Land so vieler Ehre teilhaftig wurde.

Das Himmlische Jerusalem

Es sei nochmals betont, dass die bereits erwähnten Überlegungen von Gilbert von Tournai für die Erziehung der französischen Könige und für das französische Krönungszeremoniell maßgeblich waren. Der Monarch sollte demnach – um es verkürzt auszudrücken – mit Schwert und Bibel herrschen. Zudem sollte er immer auch das Paradies als Ziel und eschatologische Endstufe vor Augen haben. Auch Fürst Wilhelm Heinrich, Herr der weltlichen und der religiösen Macht, nahm die Krönungsvoraussetzung französischer Könige als Aufgabe an und gruppierte Schwert und Bibel mit dem monumentalen Zeichen für die

eschatologische Zielvorstellung: der physischen Realisierung des Himmlischen Jerusalems. Wenn auch auf einer der Kartuschen an der Ludwigskirche steht, es handle sich um eine protestantische und nicht reformierte Kirche, so muss der Hinweis auf das Himmlische Jerusalem kein Widerspruch sein, da im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts der Wunsch nach dem Himmlischen Jerusalem auch in der lutherischen Kirche hochgehalten wurde.

Drei französische Könige – einer der Sonne gleich, einer heiliggesprochen, beide wehrhafte Streiter für den Frieden, der dritte für damalige Verhältnisse zumindest in militärischer Hinsicht relativ friedlich und darin ausgesprochen erfolgreich – sind die Kombattanten des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken; zudem beriefen sich diese allerchristlichsten Könige auf Karl den Großen, der ebenfalls heiliggesprochen wurde. Mit dieser „Streitmacht“ im Hintergrund erscheint es folgerichtig, dass Wilhelm Heinrich an das Eintreten des „Allerhöchsten“ glaubte, was überhaupt denkbar war: die Ankunft des sich auf die Erde herabsenkenden Himmlischen Jerusalems.

Die Ludwigskirche enthält eine Vielzahl von Hinweisen, die eine Anlehnung der Kirche an die Vorstellung des Himmlischen Jerusalems aus der Offenbarung des Johannes (21,9 ff.) deutlich machen, womit das Herabschweben dieser „himmlischen, heiligen Stadt“ zumindest für Saarbrücken nicht mehr nur in Aussicht gestellt wird, sondern Wahrheit geworden zu sein scheint.

Dies vor Augen, muss man sich vergegenwärtigen, dass die evangelischen Reformer des 17. und 18. Jahrhunderts nicht mehr auf das Herabschweben des Himmlischen Jerusalems warten, sondern bereits in der Jetztzeit die gesellschaftlichen Verhältnisse ändern wollten, um seine Ankunft möglich zu machen, wodurch das Himmlische Jerusalem, „ursprünglich als jenseitige Vorstellungswelt konzipiert, [...] unter prämillenaristischer Beeinflussung zu einer diesseitigen Angelegenheit“ wurde.⁴⁴⁷

Das Himmlische Jerusalem, in der Bibel als quadratische Anlage beschrieben, jedoch häufig kreisförmig dargestellt, zeigt sich in der Kunst monumental in den riesenhaften Radleuchtern des Mittelalters: so in der Comburg nahe Schwäbisch Hall sowie in den Domen zu Aachen und Hildesheim. Die Inschrift in Hildesheim lautet: „*Urbs est sublimis. Miris fabricata figuris*“ – „Hoch schwebt die Stadt, gebaut in wunderbarer Gestalt“.⁴⁴⁸

⁴⁴⁷ Bernet, Claus, *Gebaute Apokalypse*, S. 9.

⁴⁴⁸ Jonas, Carsten, *Die Stadt und ihre Geschichte*, S. 63. In Deutschland befinden sich noch weitere drei dieser riesigen Radleuchter: ebenfalls im Hildesheimer Dom noch der Thietmar-Leuchter

Das Himmlische oder auch Neue Jerusalem, das der „eschatologischen Vollendung der Schöpfung und der Geschichte vorausgeht“,⁴⁴⁹ wird insbesondere von Chiliasten als der Ort einer letzten, tausendjährigen Epoche gesehen, in dem der wieder auf Erden erschienene Christus die Menschen – nun bar jedweder Feinde und unter Ausschluss des „Bösen“ – in absolutem Frieden, in Glück und Zufriedenheit regiert.⁴⁵⁰

Die Verbindung zwischen Himmlischem Jerusalem und Saarbrücken im Allgemeinen sowie der Ludwigskirche im Besonderen wird durch verschiedene Aspekte deutlich, die im Folgenden näher betrachtet werden sollen: ein Strahlen und Leuchten, das man mit der Sonnensymbolik gleichsetzen kann, die Zahlenallegorese sowie weitere Parallelen.

Das Strahlen und Leuchten der Stadt

Die Sonnensymbolik, die bereits durch die Verbindung zu Ludwig XIV. im Saarbrücker Schloss zum Ausdruck kam, zeigt sich hauptsächlich in der Ludwigskirche. War es im Dunstkreis des Schlosses die Politik Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und Wilhelm Heinrichs, die für das Strahlen der Sonne verantwortlich war, so ist es nun Gott selbst, der die Stadt Saarbrücken und ihre Bewohner der Segnungen der „Sonne“ teilhaftig werden lässt. Diese Sonne, eigentlich ein Leuchten, existiert ja allein schon durch die Anwesenheit des Himmlischen Jerusalems selbst. Die Sonne wird noch dazu durch den Kranz aus zwölf Strahlen symbolisiert, die sich aus der Verlängerung der verschiedenen Eckpunkte der Kirchenarchitektur ergeben. Dieses Radialsystem ist der westliche Fixpunkt der Stadt und entspricht dem achtstrahligen Radialsystem des Schlosses.

Keimzelle der geistig-spirituellen Sonnenherrschaft über Saarbrücken ist das sogenannte *Quadrum* (Abb. 40, 41), das bogenförmig – nachgerade wie ein Himmelszelt respektive Baldachin – über der Vierung der evangelischen Ludwigskirche schwebt. Dieses *Quadrat* kann nach der Konstruktion von Dieter Heinz vergrößert werden⁴⁵¹ und trifft dann einen idealen, gedachten Kreis, der um die Kirche verläuft, und zwar genau im Westen, Norden, Süden und Osten. Zwischen jeweils zwei Himmelsrichtungen können zwei Punkte bezeichnet

(beide um 1015), im Aachener Dom der Barbarossa-Leuchter und auf der Comburg nahe Schwäbisch Hall der Hartwig-Leuchter (beide Mitte des 12. Jahrhunderts); siehe ebd.

⁴⁴⁹ Bernet, Claus, *Gebaute Apokalypse*, S. 18.

⁴⁵⁰ Bernet, Claus, *Gebaute Apokalypse*, S. 18–19.

⁴⁵¹ Heydt, Horst, *Sachbilderbuch*, S. 149.

werden, sodass es einen zwölfteiligen Kreis ergibt (Abb. 42). Eine vergleichbare Geometrisierung findet sich auch beim Orgelprospekt.⁴⁵²

Im Zentrum der Deckenornamentik des Quadrums (die Zahl Vier) ist das Auge Gottes zu erkennen (Drei), die Heilige Dreifaltigkeit, die von einem goldenen Strahlenkranz umgeben wird, auf dem ein prachtvolles Band miteinander verflechtener Rocailles liegt (Abb. 43). Die Strahlen innerhalb des Quadrums sind als einzige Verzierung golden und gehen über das Rocailleband leicht hinweg. Die an den Seiten, insbesondere aber in den Ecken liegenden, von dort weit ins Quadrat hineinreichenden und besonders kunstvoll-verspielten Rocailles sind mattgrau. Wie Lebensformen, die sich nach der Sonne Gottes sehnen und nach ihr streben, wenden sie sich der Mitte, der Heiligen Dreifaltigkeit mit ihrem goldenen Strahlenkranz zu, sodass das eigentliche, aus acht Teilen (ein Hinweis auf die Auferstehung) bestehende Himmelszelt in strahlendem Weiß erscheint. Das Quadrat ist über die Kirche hinaus das Zentrum des gesamten Ludwigsplatzes und der die Stadt beherrschenden Magistralen. Die Vorstellung, dass das Quadrat der Nukleus der gesamten Stadt ist, da von hier aus das Wort Gottes (oder im Sinne Wilhelm Heinrichs auch der Frieden) in alle Richtungen Nassau-Saarbrückens verkündet wird, kommt schließlich durch folgende Neuinterpretation des Kanzelreliefs zum Ausdruck: Das Relief gibt nach Thomas Bergholz den Moment kurz vor der Himmelfahrt Christi wieder, nicht die Bergpredigt Christi oder die Bußpredigt Johannes des Täufers am Jordan. In der Himmelfahrtsszene schickt Christus seine Jünger zur Belehrung der Völker aus. Diese Vorstellung der Aussendung der Jünger korreliert mit dem sich in alle Richtungen ausbreitenden Quadrat.⁴⁵³ Interessant ist in unserem Zusammenhang auch, dass Christus kurz vor der Himmelfahrt verkündet hat, er bleibe bei den Jüngern bis an die Tage des Weltendes, was auch ein Stück weit als Hinweis auf das Himmlische Jerusalem verstanden werden kann.

Der Reichtum des Himmlischen Jerusalems liegt in der Tatsache begründet, dass die Innenstadt aus reinem Gold ist – abgesehen von der Stadtmauer, die aus Jaspis besteht, einem grünen, häufig durchscheinenden Stein, der als alleredelster Stein überhaupt galt. Gold als Farbe und Material wurde in der Antike den Göttern zugeordnet. Mehrere biblische Gebäude waren aus Gold, so etwa die Stiftshütte, die archaische Urform des salomonischen Tempels, sowie die Tempelgeräte (2. Chr 4,20), aber auch der salomonische Tempel selbst, der mit Gold überzogen war. In der Offenbarung des Johannes (21,23) wird ferner deutlich, dass die Anwesenheit Gottes und Christi aufgrund der Doxa, der Herr-

⁴⁵² Heydt, Horst, *Sachbilderbuch*, S. 152.

⁴⁵³ Bergholz, Thomas, „Kanzel“, S. 69–72.

lichkeit Gottes, die auf die Erde niedergekommene Stadt erleuchtete, sodass es keine Nacht mehr gab.⁴⁵⁴

Ein im Zusammenhang mit Saarbrücken gerne erwähnter Ausspruch stammt von Johann Wolfgang von Goethe, der die Stadt im 10. Buch von *Dichtung und Wahrheit* als einen lichten Punkt in einem felsigen und waldigen Lande beschrieb.⁴⁵⁵ Das trifft bis zum heutigen Tage zu. Die gesamte Stadt erscheint bei sommerlicher Mittagssonne nicht nur lichtdurchflutet, was bei den weiß mit einem Hauch von Grau gestrichenen Gebäuden ausgesprochen gut aussieht, sondern die einzelnen Häuser scheinen von innen heraus zu erglühen. Es handelt sich dabei nicht unbedingt um ein Erstrahlen der Stadt; die Gebäude reflektieren nicht so sehr das Licht wie im Falle einer weiß gestrichenen, mediterranen Stadt, es blendet nicht. Die grau-weiße Farbmischung lässt die weißen Fensterrahmen ebenfalls matt erscheinen, wodurch jener Eindruck des geheimnisvoll entzündeten Erglühens und Leuchtens noch verstärkt wird. Fällt das Licht als Streiflicht auf die geraden Straßen, so entsteht zudem ein schöner Licht-Schatten-Effekt, der dem Ganzen eine abwechslungsreiche Note verleiht. Das Licht, von dem Goethe spricht, ist also in der Tat existent und kann kein Zufallsprodukt sein; dafür ist die Wirkung – auch heute noch etwa auf dem Schlossplatz – zu beeindruckend. Eine vollkommen weiße Stadt muss gewollt worden sein. Hierzu passt, dass das Himmlische Jerusalem Straßen aus „Stein von weißer Farbe“, „weißem Marmor“ und Jaspis besaß.⁴⁵⁶

Zahlenallegorese in der Stadtanlage

Die gleichfalls wie vom Himmel herabgeschwebte – und quasi im „Niemandland“ gegenüber der Residenzstadt niedergekommene – Ludwigskirche verkörpert die Himmlische Stadt und die Zeiten des Friedens, die ja durch die Symbolik des Schlosses mit Wilhelm Heinrich und den beiden französischen Königen – zumindest im weltlichen Bereich – bereits antizipiert werden. Durch die Herabkunft des Himmlischen Jerusalems hier an diesem Ort wird offensichtlich, dass der Fürst der Gnade Gottes teilhaftig wurde, denn mit ihm hat sich schließlich die vergleichbare Herabkunft einer ideal verfassten Stadt wiederholt.

⁴⁵⁴ Sim, Unyong, *Himmlische Jerusalem*, S. 107 und 119.

⁴⁵⁵ Von Straßburg kommend bereiste Goethe in frühen Jahren die Saargegend; siehe Goethe, Johann Wolfgang von, *Dichtung und Wahrheit*, 2. Teil, 10. Buch.

⁴⁵⁶ Sim, Unyong, *Himmlische Jerusalem*, S. 65.

Die gesamte Stadt beruht auf den Segnungen der Zahlen Drei, Vier und Sechs mit der magischen, für das Heilige Jerusalem stehenden Zahl Zwölf. Die Zwölf ist gewissermaßen der „Fels“, auf dem die Stadt Saarbrücken gebaut ist. Sie findet sich zudem beim Apostelzyklus in der Schlosskirche und beim Grundriss der Stadt. Eine schöne Verbindung mit der Sonnensymbolik geht die Zwölf in dem zwölfarmigen Radialsystem ein, das aus der Ludwigskirche entwickelt wird und etwa für die zwölf Apostel steht und das bis in die räumliche Unendlichkeit weitergedacht werden kann. Diese für Gott stehende Unendlichkeit wird ebenfalls deutlich, indem die Arme der Sonne zu einem Kreis verbunden werden: Dieser Kreis ist ebenfalls unendlich, da er keinen Anfang und kein Ende hat (Abb. 42). Überzeugend sind auch die Zwölferzahlenkonstruktionen der Orgel der Ludwigskirche.⁴⁵⁷

Die Vier und Drei als Teiler der Zwölf spielen zudem eine bedeutsame Rolle beim oben erwähnten *Quadrum*, dessen Mittelpunkt die Darstellung der Heiligen Dreifaltigkeit bildet. Es dürfte kein Zufall sein, dass die Längen der *Quadrums*seiten, also der mittleren Gewölbefläche der Kirche mit dem „Auge Gottes“, den Linien entsprechen, die gedacht im rechten Winkel Richtung Boden führen, sodass von einem Mittelraum in würfelförmiger Gestalt gesprochen werden kann, einem Kubus oder Würfel. In der Antike war das Allerheiligste häufig in Form eines Würfels gebaut.⁴⁵⁸ Der Kubus ist ein deutlicher Hinweis auf den Tempel Salomons, der auf der Südseite der Ludwigskirche, unterhalb des Monogramms, als Relief dargestellt ist.⁴⁵⁹ Auch das Himmlische Jerusalem selbst ist würfelförmig. Mit seinen acht Ecken darf der Würfel als Symbol der Auferstehung Christi verstanden⁴⁶⁰ und auf Wilhelm Heinrich beziehungsweise auf alle Gläubigen bezogen werden. Die Ludwigskirche sollte immerhin Grabeskirche werden und in dieser Funktion St. Arnual und die Schlosskirche ablösen. Der Hinweis auf Tod und Auferstehung, der ja auch schon durch das Feuerofenrelief mit dem darüber liegenden Reliefbildnis des Fürsten über dem Nordeingang deutlich wird (Abb. 44), ist sinnfällig.

Der gesamte Ludwigsplatz besaß laut Planung ursprünglich zwölf Zugänge. Das könnte auf die in der Apokalypse genannten zwölf Tore des Himmlischen Jerusalems verweisen. Immerhin befinden sich an der Südseite des Platzes zwi-

⁴⁵⁷ Heydt, Horst, *Sachbilderbuch*, S. 115.

⁴⁵⁸ Heydt, Horst, *Sachbilderbuch*, S. 115. Auch Dieter Heinz hat den Würfel als Maß in der Ludwigskirche erkannt; siehe Heinz, Dieter, „Einweihungspredigt der Ludwigskirche“, S. 45. Zu Ludwigskirche und Ludwigsplatz siehe auch ders., „Rekonstruktion“, S. 92.

⁴⁵⁹ Heydt, Horst, *Alt-Saarbrücken*, S. 47.

⁴⁶⁰ Die Auferstehung Christi erfolgte am achten Tag nach seinem Tod; siehe Heinlein, Stefan, „Zahlensymbolik“, S. 300.

schen drei Palais zwei kleine Tordurchfahrten; möglich, dass in ersten Entwürfen mehrere geplant waren. Es darf in dieser Hinsicht vermutet werden, dass nicht nur die Kirche das Himmlische Jerusalem widerspiegeln sollte, sondern der gesamte Platz mit den Palais und eben den zwölf Durchgängen.

Auch wenn im 18. Jahrhundert bereits der Zweifel der Aufklärung kräftig an der Gültigkeit solcher mystischen Zahlenvorstellungen nagte, muss bei der Zahlenallegorese immer Folgendes bedacht werden: Der Hinweis auf Zahlen, die sich vermeintlich in der Welt wiederfinden, ist keine Erfindung spiritueller Denker; vielmehr sind diese Zahlen der Welt immanent. Sie aufzuspüren, gehört zur Entdeckung der Wahrheit und führt zum wahren Glauben.

Weitere Verbindungen zum Himmlischen Jerusalem

Für das Verständnis von Wilhelm Heinrich, Stengel und der Ludwigskirche ist es interessant, dass der Architekturtheoretiker Leonhard Christoph Sturm (gest. 1719), dem Fürst und Architekt in Saarbrücken folgten, ein Chiliast gewesen war, der vom lutherischen zum reformierten Glauben gewechselt hatte. Sturm kannte aus eigener Anschauung das von Chiliasten besiedelte Freudenstadt und bekundete, auch in Anlehnung an die Schwarzwälder Stadt, dass insbesondere die quadratische Kirchenform, im Gegensatz zur „heidnischen Kreuzesform“, das kongeniale Abbild des Himmlischen Jerusalems sei.⁴⁶¹ Sturm, der selbst nur eine Kirche in Schwerin erbaut hat, die Schelfkirche, wurde mit der Zeit immer merkwürdiger, traf sich nur noch mit „Chiliasten, Radikalpietisten und Separatisten“ und wartete ansonsten auf die Endzeit.⁴⁶² Sturm soll hier nicht als fragwürdige Quelle für Wilhelm Heinrich und Stengel hingestellt werden; seine Bücher florierten und wurden vielfach rezipiert. Erwähnenswert ist allerdings seine Nähe zum Himmlischen Jerusalem.

Was Fürst Wilhelm Heinrich selbst angeht, so vermutet Hans-Walter Herrmann eine Ausbildung in calvinistischer Theologie und einen Studienaufenthalt in Genf,⁴⁶³ dem Zentrum des Calvinismus. Zumindest wurde er calvinistisch erzogen, da seine Mutter, die bis 1738 in Vertretung ihres Sohnes die Regierungsgeschäfte führte, zu den Reformierten gehörte. Der Fürst ließ schließlich für seine Mutter die Reformierte Kirche in der Wilhelm-Heinrich-Straße errichten; sie liegt ausgesprochen prominent am „Stengel’schen Dreieck“ und in

⁴⁶¹ Zu Sturm siehe Bernet, Claus, *Gebaute Apokalypse*, S. 233.

⁴⁶² Bernet, Claus, *Gebaute Apokalypse*, S. 235.

⁴⁶³ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 21.

unmittelbarer Nähe der Ludwigskirche, gleichwohl reformierte Regenten im walramischen Nassau eher selten waren.

Es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass die für jene Zeit nicht mehr militärisch sinnvolle Stadtmauer Saarbrückens im Anschluss an die Stadtmauer von Nancy gebaut wurde. Aber der Bau der Stadtmauer kann natürlich auch durch die Bedeutung des Himmlischen Jerusalems, das der Ludwigskirche als Vorbild zugrunde liegt, begründet worden sein, zumal der Einfluss von Nancy eventuell doch geringer war als gedacht oder gehofft.

Der als Relief über dem Südportal dargestellte salomonische Tempel präfiguriert das neutestamentliche Herabschweben des Himmlischen Jerusalems. Gegenüber auf der Nordseite befindet sich die Szene mit den drei Männern im Feuerofen, die die Auferstehung versinnbildlicht (Abb. 34, 44). Diese ist letztlich die Voraussetzung für das Himmlische Jerusalem, das im salomonischen Tempel vorgebildet erscheint.

Dieter Heinz ging nach Aussage von Joachim Conrad davon aus, dass die Fackeln auf dem Dach der Ludwigskirche ursprünglich vergoldet waren.⁴⁶⁴ Im Sinne von Apokalypse 1,4 (die sieben Feuerfackeln) kann hierin ein Eintauchen des Lichts in den Kirchenkörper gesehen werden; geht ein Besucher von Alt-Saarbrücken auf die Ludwigskirche zu, so erkennt er, wie der gesamte Turm mit den Fackeln langsam in die Kirche einzutauchen scheint. Von Bedeutung ist dabei die Art des Lichtes, das von den Fackeln ausgeht. Denn anders als ruhig strahlende Leuchter sind die Fackeln lodernde, von Donner begleitete Lichtträger, die sich mit Gewalt Einlass in die Finsternis verschaffen.⁴⁶⁵

Erinnert man sich der Tatsache, dass laut Patristik das erste Erscheinen Christi gerade in der Zeit des Friedenskaisers Augustus geschah, da dieser das irdische Zeitalter des Friedens vorbereitete, so kann gemäß der extremen Gewichtung von *Pax* in der Regierungszeit von Wilhelm Heinrich gemutmaßt werden, dass erst jetzt durch die französischen Könige und Wilhelm Heinrich dem zweiten Erscheinen Christi der Boden bereitet wurde, womit sich der Kreis schließt.

⁴⁶⁴ Joachim Conrad in einem Gespräch mit dem Autor über den verstorbenen Ludwigskirchenforscher Dieter Heinz.

⁴⁶⁵ Langenberg, Heinrich, *Apokalypse*, S. 125.

Die Bipolarität Saarbrückens: Residenzschloss und Ludwigskirche

Vor dem Hintergrund der Friedenssymbolik des Himmlischen Jerusalem verknüpfte Wilhelm Heinrich seinen militärischen Auftrag mit der in der Armee auch unter Ludwig XV. entscheidenden Devise des Sonnenkönigs „*Nec pluribus impar*“ und sah zu, dass die Sonnenstrahlen auch bis Nassau-Saarbrücken reichten und dort zur Geltung kamen. Allein aus diesem Grunde konnte er seinem kleinen Land Frieden und Gerechtigkeit zusichern. Nicht zufällig ist auf einer Regimentsfahne Wilhelm Heinrichs eine Sonne zusammen mit dem Motto Ludwigs XIV. dargestellt (Abb. 45). Laut dem Uniformkundler Hans-Joachim Kühn war es gänzlich unüblich, dieses Motto auf einer Regimentsfahne französischer Truppen zu verwenden, die – wie die Regimenter Wilhelm Heinrichs – von Ausländern gestellt und befehligt wurden; auch für die französische Armee Ludwigs XV. überhaupt war dieses Motto unüblich. Der Saarbrücker Fürst geriert sich also nicht nur als Ludwig XIV. (was für damalige Herrscher nicht so unüblich war), sondern übernimmt auch noch unter dessen Nachfolge das sonnenkönigliche Motto und verbindet es mit dem nassauischen Wappentier, dem Löwen.⁴⁶⁶ Daran zeigt sich noch deutlicher, dass für Wilhelm Heinrich nicht so sehr Nancy und damit der von „Schüchternheit, Unentschlossenheit, Misstrauen, Melancholie und Angst vor Veränderung bei gleichzeitiger inneren Rastlosigkeit“⁴⁶⁷ geprägte Ludwig XV. das Vorbild war, sondern Ludwig XIV., der bereits einige Jahrzehnte vorher die Voraussetzungen für das Niederschweben des Himmlischen Jerusalems geschaffen hatte.

Der Ludwig'schen Sonnensymbolik in Verbund mit der Allegorie der *Fortitudo* verdankt es Wilhelm Heinrich, dass die Strahlen der Sonne respektive des Neuen Jerusalems in alle Himmelsrichtungen seiner Residenzstadt ausstrahlen; auch die Amortissements des Fürsten auf der Balustrade der Ludwigskirche wirken in alle Regionen der Welt. Ausgelöst, entzündet geradezu, wurde dieses Leuchten durch die *Quadrum*-Strahlen innerhalb der Ludwigskirche und durch die „Anwesenheit“ Ludwigs XIV., der sich wahrlich und wahrhaftig *Sol Invictus*

⁴⁶⁶ Die hier vorgestellte Regimentsfahne kam in den Jahren 1745 bis 1758 zum Einsatz. Sie misst 226 × 207 Zentimeter und stellt wahrscheinlich die einzige bekannte und erhaltene Regimentsfahne eines französischen Fremdheeres dar. Zur Fahne siehe Kühn, Hans-Joachim und Meyer, Patrick, „Fahne des Fremddregiments“, sowie die E-Mails zwischen Kühn und dem Autor vom 26. und 28. Juni 2018 (Kapitel V, Abschnitt „Wilhelm Heinrichs Uniformen und die Datierung der Offiziersbildnisse“).

⁴⁶⁷ Dade, Eva Kathrin, *Madame de Pompadour*, S. 25.

(„unbesiegter Sonnengott“) nennen durfte, auch weil er das „Böse“ seiner Zeit besiegt hatte und als *Rex Francorum* ohnehin von Gott dazu bestimmt gewesen war, die Welt als allerchristlichster Herrscher in Richtung Friedensreich zu führen.⁴⁶⁸ Nun lässt sich in der Regierungszeit Wilhelm Heinrichs auch noch das Neue Jerusalem in Nassau-Saarbrücken nieder; Schloss und Kirche lassen die gesamte Stadt aufleuchten, erstrahlen und weißlich-grau erglühen. Beide Institutionen liegen mit ihren Plätzen an den extremen Enden der Stadt.

Der eigentliche Regierungssitz, die Exekutive, wenn man so will, befindet sich im Schloss. Hier wird die Realpolitik betrieben, hier wird entschieden, Krieg zu führen, von hier aus wird das Land regiert, Gericht gehalten, Verordnungen erlassen, aber auch gefeiert, geliebt und gehasst. Hier herrschen *Fortitudo* und *Iustitia*.

Auf der anderen Seite der Stadt, der Exekutive gegenüber, liegt das Denk- und Ehrenmal Gottes, das steingewordene Symbol für die Segnungen, die die Exekutive gemäß der Leitlinien des richtigen Glaubens erarbeitet und erwirtschaftet hat: die Kirche. Sie bewirkt als Himmlisches Jerusalem gleichfalls *Pax*; Stärke und Gerechtigkeit bedingen Frieden und umgekehrt. Der durch göttlichen Beschluss gesicherte Frieden ergießt sich lichtspendend über Stadt, Gemeinwesen wie auch Land und lässt alles erstrahlen, aufleuchten und erblühen. Das Erblühen resultiert auch daraus, dass Wilhelm Heinrich bei der Wahl der Tugenden voller Weisheit und Klugheit genau diejenigen für sich in Anspruch genommen hat, die auch Ludwig XIV. in seiner „unendlichen Weisheit“ für Frankreich ergriffen hatte. Die Sonne, die von jenem ausging, überstrahlt nun auch das kleine Nassau-Saarbrücken, dessen Herrscher im Dienste Frankreichs – nicht mehr Deutschlands, wie noch im Falle des Tugendsaals im alten Saarbrücker Residenzschloss – und im Sinne Gottes tapfer und gerecht für den Frieden einsteht und für sein Land kämpft.

Zudem existiert eine weitere Parallele zwischen dem Schloss und der Ludwigskirche insofern, als beiden das Moment des Schwebens innewohnt. Wie bereits oben bemerkt, schwebt das Schloss wie eine Krone über der Stadt, während sich die Ludwigskirche gemäß dem Himmlischen Jerusalem von oben nach unten auf die Erde schwebend herabgesenkt hat, um auf dem Ludwigsplatz ihren Platz zu finden.

Der Ludwigsplatz ist der architektonisch vornehm gestaltete, mit Palästen, Schule und Hospital in seiner Funktion deutlich heterogen ausdifferenzierte

⁴⁶⁸ Die Voraussetzung für seine herausgehobene Stellung zeigt sich schon allein daran, dass er einen Heiligen als Vorgänger hatte (Ludwig IX.) und selbst zur Ausführung von Wundern befähigt war (Heilung von Skrofeln).

Ort, auf dem die architektonisch äußerst anspruchsvolle Kirche mit dem Namen des Fürsten ihren eigenen „Platz“ einnimmt. Der Ludwigsplatz ist also weniger ein Ort, der Freiraum für etwas (beispielsweise den Markt) oder für eine Person (den König) bietet; hier steht vielmehr eine Kirche, steht das Himmlische Jerusalem, als Ort der Zusammenkunft von Christus, Fürst und Gläubigen.

Das Grabdenkmal Wilhelm Heinrichs

Für eine vollkommene panegyrische Lobpreisung von Fürst und Stadt wäre es abschließend unabdingbar, dass das fürstliche Grab mitsamt Denkmal seinen Platz in der Ludwigskirche gefunden hätte. Doch Wilhelm Heinrich II., der am 24. Juli 1768 nach einem Schlaganfall verstarb,⁴⁶⁹ wurde nicht – wie von ihm vorgesehen – in der (noch unvollendeten) Ludwigskirche beigesetzt, sondern in der Saarbrücker Schlosskirche in der Krypta der Apsis. Das Grabmal wurde in der Nachkriegszeit innerhalb der Schlosskirche mehrfach verschoben; bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges stand es in der Apsis an der Wand Richtung Schloss. Unmittelbar nach Wilhelm Heinrichs Tod wurde also nicht sehr ehrfürchtig mit seinem Grabmal verfahren, zumal es im direkten Vergleich mit den stolzen, bis zu neun Meter hohen, majestätisch wirkenden Grabmälern der Grafen Gustav Adolf und Ludwig Kraft etwas verloren wirkt, denn die eher zierliche Beschaffenheit der gebrochen weißen, zerbrechlich wirkenden Figuren, aber auch das gesamte Erscheinungsbild des Grabmals will so gar nicht zu der spätgotischen, etwas düsteren und verhältnismäßig kleinen Schlosskirche passen. Aus rein stilistischen Erwägungen würde sich das Grabdenkmal ausschließlich für die Ludwigskirche eignen. Ikonographische Unterstützung erhalte diese Vermutung durch folgende Überlegung: Wie oben beschrieben (Kapitel VIII, Abschnitt „Ludwig XIV.“), sollte der Triumphobelisk für Ludwig XIV., den Perrault 1666 skizzierte, die Herrschaft des Sonnenkönigs über alle vier Himmelsrichtungen versinnbildlichten. Auf dem Obeliskensockel sollten – den Vorstellungen von Amortissements entsprechend – Ludwigs Bildnis, seine Initialen, sein Wappen und sein Motto zu sehen sein. Die ersten drei dieser Elemente – Bildmedaillon, Monogramm und Wappen – finden sich auch bei der Ludwigskirche, nämlich über den Eingängen im Norden, Süden und Osten. Der Kirchturm oder die darunter gelegene Krypta im Westen der Ludwigskirche

⁴⁶⁹ Herrmann, Hans-Walter, „Trauerrede“, S. 183 f.

hätten das Grabdenkmal durchaus aufnehmen können; mit seiner Inschrift „In Gerechtigkeit, Klugheit und in den Künsten des Friedens ein Held, dem kein Lob gerecht wird“ hätte es ausgesprochen gut zur Friedensallegorie der Kirche gepasst.⁴⁷⁰ Das antikisierende Bildnis des Fürsten auf der Balustradennordseite (Abb. 10) sowie das identische Pendant auf der Vorderseite des Grabdenkmals (Abb. 11) wären in diesem Falle räumlich nicht getrennt gewesen, was für eine Aufstellung des Grabdenkmals in der Ludwigskirche gesprochen hätte. Gewiss gab es durchaus auch andernorts Grablegen, die räumlich getrennt von den dazugehörigen Denkmälern waren. Doch weshalb hätte der Fürst mit seinem Bildnis an der Ludwigskirche „werben“ sollen, wenn er hier weder seinen Begräbnisort noch ein Denkmal vorgesehen hatte?

Es bleibt allerdings, und das muss deutlich festgehalten werden, äußerst merkwürdig, dass sich Wilhelm Heinrich als antikisierende Gottheit darstellen ließ, noch dazu auf einer Kirche – eine Kühnheit, die ihresgleichen sucht. Merkwürdig auch, dass das Relief mit seinem Konterfei ausgerechnet oberhalb des nördlichen Eingangs angebracht wurde, an einer eher ephemere erscheinenden Seite der Kirche; der diesem Eingang gegenüberliegende Teil des Ludwigsplatzes war zu Wilhelm Heinrichs und Ludwigs Zeiten unbebaut. Wäre das Antlitz des Fürsten stattdessen im Osten angebracht worden, von wo die Wilhelm-Heinrich-Straße auf die Kirche zuführt, hätte man eventuell noch von einer *via triumphalis* sprechen können, aber so geht der Effekt des Fürstenporträts an der Ludwigskirche, der eigentlichen Grabeskirche, quasi ins Leere.

Das auf der Balustrade wie auf dem Grabmal gezeigte Bildnis in antikisierender, heroischer Gestalt entspricht zudem so gar nicht der Wirklichkeit, verbindet man den Fürsten mit seinen 162 Zentimetern Lebensgröße doch weder mit einem antiken Helden, einer Gottheit noch mit den häufig heroisch wiedergegebenen französischen Königen. So könnte die Vermutung geweckt werden, dass die antikisch wirkenden Darstellungen gar nicht Wilhelm Heinrich zeigen sollen, sondern vielmehr Ludwig XIV. oder Ludwig XV. In diesem Zusammen-

⁴⁷⁰ Wenn auf Wilhelm Heinrichs Grabmal steht: „In den Künsten des Friedens ein Held“, fragt man sich heutzutage in der postheroischen Welt, weshalb der Fürst bei seinen „Friedenskünsten“ ein Held gewesen sein soll, entspringt der Begriff „Held“ doch keineswegs dem semantischen Wortfeld des Friedens, sondern gehört eher zu einer extrem entgegengesetzten Inhaltschiene, nämlich der des Krieges. Eventuell hatte Wilhelm Heinrichs Gattin Sophie Erdmute hier absichtlich mit den Worten gespielt, in der Vermutung, dass der Leser das real existierende Wort „Kriegskunst“ unmerklich mitdenken würde. In diesem Fall würde das Wort „Held“ auch dem Bild entsprechen, das die Fürstenwitwe von ihrem Mann entworfen hat; schließlich war der Fürst ja Soldat. Es scheint, als hätte für Sophie Erdmute die Friedensgarantie in besonderer Weise auf der Fähigkeit zu militärischer Stärke beruht.

hang wird häufig auf die Darstellung Ludwigs XV. verwiesen, die ebenfalls als Relief auf dem Triumphbogen in Nancy zu sehen ist (Abb. 33).⁴⁷¹ Es muss jedoch betont werden, dass der französische König dort entsprechend der zeitgenössischen Mode mit gepudertem Zopf gekleidet erscheint, während die Person auf den Saarbrücker Darstellungen das Haar offen trägt. Denkbar wäre schließlich auch eine allegorische Versinnbildlichung der Losung Ludwigs XIV. „*Nec pluribus impar*“, oder auch der Überzeugung, dass einzig mit Hilfe der *Fortitudo* Frieden zu erreichen sei; dann könnten wir eine Allegorie der Stärke in dem Relief erkennen. Da die Rückseite des Grabdenkmals Sophie Erdmute zeigt, die Ehegattin des Fürsten, muss es sich hier jedoch um die Darstellung Wilhelm Heinrichs handeln. Oder sollte auch im vermeintlichen Bild Sophie Erdmutes eine Allegorie erkannt werden? Und wenn ja: welche?

Wie dem auch sei: Zwischen dem Tod Wilhelm Heinrichs 1768 und der Vollendung der Ludwigskirche 1774 verstrichen mehrere Jahre, in denen Fürst Ludwig zunächst die von seinem Vater aufgetürmten Schulden abbezahlen musste. Erst einige Jahre später war wieder an ein Weiterbauen zu denken. Als es so weit war und Fürst Ludwig anstelle des Namens von Wilhelm Heinrich seinen eigenen Namen für die Kirche bestimmt hatte, könnte auch der ursprünglich geplante Standort des Grabdenkmals überdacht worden sein, was für das Wilhelm-Heinrich-Denkmal das unschöne Los bedeutete, in der Schlosskirche erst einmal abgestellt worden zu sein. Und nachdem Fürst Ludwig dann 1793 fluchtartig sein Land verlassen musste, blieb das Denkmal bis zum heutigen Tage dort, wo es war. Immerhin sind so die sterblichen Überreste Wilhelm Heinrichs und sein Denkmal vereint.

⁴⁷¹ Heinlein, Stefan, „Ideal einer Stadt“, Abb. auf S. 106–107.

IX. In den Künsten des Friedens ein Held – Saarbrücken als perfekte Stadt



Abb. 38



Abb. 39



Abb. 40

Abb. 38: David Heidenreich, *Gerechtigkeit und Friede küssen sich*, lavierte Federzeichnung, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

Abb. 39: Jakob Kordauer, *Der kaiserliche Adler und die Sonne*, 1611 – 1615, aus: *De via virtutis emblemata nova parte*, 1611, Federzeichnung, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 40: Ludwigskirche, Saarbrücken, *Quadrum*, Nachkriegsphotographie

IX. In den Künsten des Friedens ein Held – Saarbrücken als perfekte Stadt

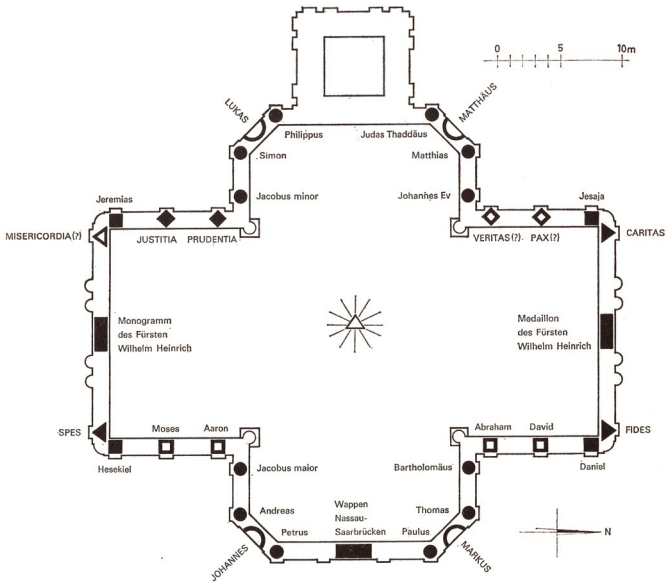


Abb. 41

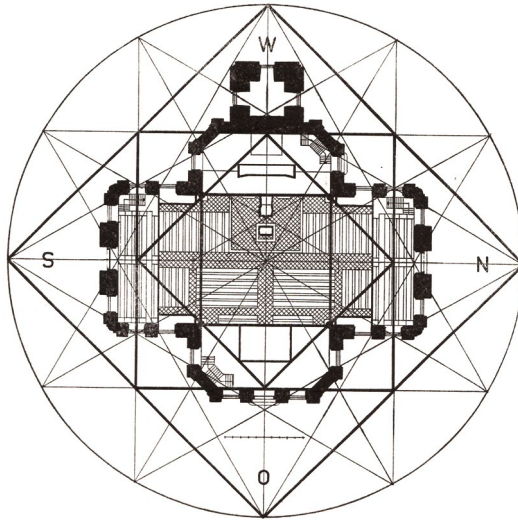


Abb. 42

Abb. 41: Grundriss der Ludwigskirche, Saarbrücken mit den Standorten der Propheten und Evangelisten, nach Dieter Heinz

Abb. 42: Grundriss der Ludwigskirche, Saarbrücken mit einem eingeschriebenen Zwölfstern, nach Dieter Heinz

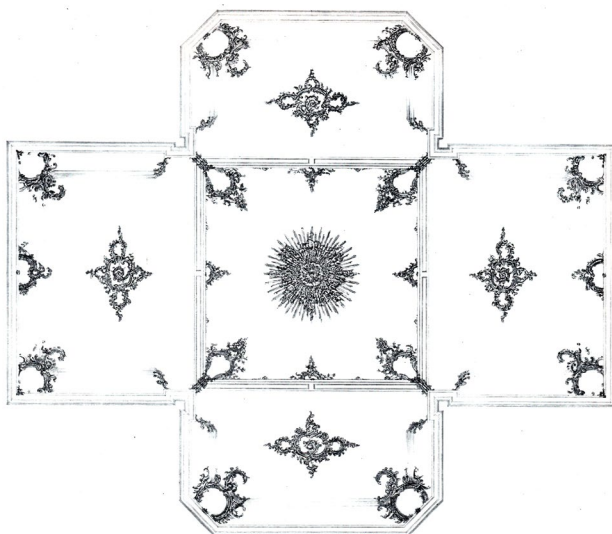


Abb. 43



Abb. 44

Abb. 43: Ludwigskirche, Saarbrücken, Deckenornamentik des Quadrums und der angrenzenden Sektoren, Umzeichnung nach Dieter Heinz

Abb. 44: Ludwigskirche, Saarbrücken, Nordseite, auf der Balustrade Amortissement mit Medailon Wilhelm Heinrichs von Nassau-Saarbrücken, über dem Nordportal Feuerofenrelief nach Hesekeel, Nachkriegsphotographie



Abb. 45

Abb. 45: Regimentsfahne der *Nassau-Saarbrück-Infanterie*, 1745–1758, Seide, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

X. Versuch eines Schlusswortes

Und in der That, welch ein bedeutsames Betragen wurde nicht besonders ehemals dazu erfordert, sich die Achtung und Freundschaft des allerchristlichsten Königs [Ludwigs XV.] zu erwerben, [...] ohne dadurch das Vertrauen des Reichs und des allerhöchsten Oberhaupts deßselben [des Kaisers] zu verlieren.⁴⁷²

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tod des Fürsten Wilhelm Heinrich hörte Nassau-Saarbrücken auf zu existieren; noch einmal dreizehn Jahre später ging auf Druck Napoleons das Heilige Römische Reich Deutscher Nation unter, womit mehr als neunhundert Jahre deutscher Geschichte ihr von außen aufgezwungenes Ende fanden. 1806 trat Franz II. als römischer Kaiser zurück und übertrug den Kaisertitel auf das neue Kaisertum Österreich. Nur achtunddreißig Jahre nach dem Tod Wilhelm Heinrichs ging genau das Reich unter, für dessen Thronprätendenten, Karl VII., der Nassau-Saarbrücker Fürst gekämpft hatte.

Es steht außer Zweifel, dass Frankreich sich dank seiner vornehmeren, lateinischen Herkunft als der eigentlich rechtmäßige Inhaber der Kaiserwürde begriffen hatte; daher hatte es seit der Vertreibung der Engländer aus seinem Land im Jahre 1453 alles daran gesetzt, diese angesehenste fürstliche Würde Europas zu erlangen, oder es hatte an einem recht komplizierten Mythos gestrickt, der alle Welt davon überzeugen sollte, dass der *Rex Francorum* in moralischer, standesgemäßer und dynastischer Hinsicht doch deutlich über dem *Imperator Romanorum* stand.⁴⁷³ Die rhetorische Frage bleibt ganz nebenbei, weshalb Frankreich über Jahrhunderte hinweg den Kaisertitel für sich einforderte, wenn der Titel „König der Franken“ doch viel mehr bedeutete.

Entscheidend für den Wohlstand war der Friede; die Tragödie des Heiligen Römischen Reiches bestand darin, dass es seine Glieder vor Angriffen von innen wie von außen in den seltensten Fällen schützen konnte. Dass dies bei den sich an Frankreich anschließenden deutschen Ländern ein Problem hervorrief, ist auch in der Trauerrede für Wilhelm Heinrich erkennbar, die Hieronymus Maximilian von Günderröde, der Anfang der sechziger Jahre aus Hessen-

⁴⁷² Hieronymus Maximilian von Günderröde in der Leichenpredigt für Fürst Wilhelm Heinrich, zitiert nach Herrmann, Hans Walter, „Trauerrede“, S. 183 f.

⁴⁷³ Schneidmüller, Bernd, „Frankenreich“.

Darmstädter Diensten nach Saarbrücken gekommen war und hier als Geheimer Rat und Kammerpräsident der ranghöchste Beamte von Nassau-Saarbrücken war, während der offiziellen Trauerfeier verlas:

„Zwar schienen Deine Besitzungen wegen der Lage des Landes, in welchem Du wohntest, sehr vielen Gefährlichkeiten ausgesetzt zu seyn. Umringt von der Macht eines Monarchen, für dessen siegreichen Waffen Europa zum öfteren erzitterte, konnte es Dir freylich an innerlicher Unruhe nicht fehlen. Allein auch hier wendete die Klugheit Deines Fürsten alle Gefahr von Deinem Haupte ab und Deine Besorgnuß nahm gar bald ein Ende, als Du sahest, daß viele Fremdlinge ihre Wohnungen verließen und zu Dir als Mitbürger gesellten. Und in der That, welch ein bedeutsames Betragen wurde nicht besonders ehemem darzu erfordert, sich die Achtung und Freundschaft des allerchristlichsten Königs [Ludwigs XV.] zu erwerben, [...] ohne dadurch das Vertrauen des Reichs und des allerhöchsten Oberhaupts deßselben [des Kaisers] zu verliehren. Nur unser Fürst erreichte diesen gewünschten Endzweck [...] Wir finden in dem Austausch, welchen er mit der Crone Frankreich errichtet und wodurch die Gränzen der hießigen Lande mithin auch der Besitz der Güter der Unterthanen für ewige Zeiten sichergestellt worden, in dem Austausch, der den allgemeinen Beyfall des Kayßers und deren Stände erhalten hat, ein unleugbares Kennzeichen hiervon.“⁴⁷⁴

Hier wurde diese Problematik doch sehr deutlich angesprochen. Viel Lob wurde Wilhelm Heinrich für sein Lavieren zwischen Kaiser und König zuteil, damit sich beide nicht übervorteilt fühlen mussten; auch soll der Kaiser die Grenzarrondierung, also das Ergebnis der französischen „Wiedervereinigungspolitik“ (Reunion), gutgeheißen haben. Seit wann aber wird ein Fürst gepriesen, der Teile seines Landes abtreten muss?

Das Verhältnis zu Frankreich wurde als natürlich relativiert. Der Text insinuiert, die Entscheidung Wilhelm Heinrichs, für Frankreich gegen Habsburg in den Krieg gezogen zu sein, wäre nicht der Rede wert gewesen und die Eroberung der österreichischen Residenzstadt Prag gemeinsam mit Bayern und Franzosen selbstverständlich, eine zu vernachlässigende Kleinigkeit, eine *Petitesse*. Doch wer in seinem Testament darum bittet – und es muss davon ausgegangen werden, dass sich Wilhelm Heinrich genaue Vorstellungen für seine eigene Trauerrede gemacht hatte⁴⁷⁵ –, dass dieser neuralgische Punkt überhaupt

⁴⁷⁴ Herrmann, Hans-Walter, „Trauerrede“, S. 183.

⁴⁷⁵ Immerhin hatte Wilhelm Heinrich laut seines Leibarztes, Gregor Christian Haybach, bereits vor seinem Hinscheiden am 24. Juli 1768 mehrere Herzinfarkte erlitten; siehe Büch, Carl, „Leibarzt des Fürsten“, S. 193–194.

vorgetragen und zur Petitesse erklärt wird, verspürt in diesem Sachverhalt wohl eher Scham und weiß um die Problematik.⁴⁷⁶

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass in Wien die für Frankreich ausgehobenen Fremdruppen eben doch sehr missfällig und ungnädig beurteilt wurden. Der Vizekanzler Graf Cobenzl berichtete dem Kaiser am 9. August 1747, der Nassau-Saarbrücker Fürst habe schon drei französische Regimenter geworben und setze seine Werbung für die Krone Frankreichs „mit so ärgerlichem Eifer fort, dass er in seinem 3 Stunden von Mainz gelegenen Ort Jungenheim die Leute mit Gewalt wegnehmen lässt. Ich habe seinem Kreisgesandten Ochsenstain mit allem Glimpf zu erkennen gegeben, wie ein solches Betragen allerdings reichskonstitutionswidrig wäre und Euer k. k. Majestät nicht anders als missfallen könne, so er, Ochsenstain, auch bestens anerkannt seinem Herrn vorstellig zu wollen versprochen.“ Cobenzl berichtete dem Kaiser, der Fürst stehe seit Anfang des Krieges in französischen Diensten, besitze das Regiment *Royal-Allemand* und habe der Kampagne in Bayern beigewohnt. 1745 sei er Brigadier geworden. Die Kritik hatte allerdings keine Folgen.⁴⁷⁷

Die Gefahr einer Bestrafung, die einen Reichsstand treffen konnte, wenn er sich gegen das Reich, etwa auf die Seite Frankreichs, stellte, war vielleicht nicht zwangsläufig gegeben, aber existent. Denn wie sehr sich Frankreich mit der *défense agressive*⁴⁷⁸ Ludwigs XIV. um Sympathien nicht nur im Alten Reich brachte, erkennt man an den Reichsständen, die dennoch ein Bündnis mit Frankreich eingingen – etwa Bayern im Spanischen Erbfolgekrieg. Diese sahen sich Sanktionen ausgesetzt, die die Reichsverfassung gegen Unruhestiftung vorsah, wobei diese Sanktionen bis zur Auflösung des entsprechenden Landes reichen konnten.⁴⁷⁹ Selbst Nassau-Saarbrücken hatte einige Jahrzehnte zuvor nach dem Bündnis mit Schweden 1635 durch die Beschlagnahmung seiner Gebiete auf kaiserliche Order hin einen sehr hohen Preis gezahlt.⁴⁸⁰

Für Wilhelm Heinrich und die Bevölkerung seines Landes war es ein großartiger Schritt in Richtung Frieden, als Frankreich und Habsburg 1756 das *renversement des alliances* abschlossen. Es bedeutete den Frieden zwischen diesen beiden Protagonisten im europäischen Machtgefüge und den mit ihnen verbündeten Ländern.

⁴⁷⁶ Herrmann, Hans-Walter, „Trauerrede“, S. 185–186.

⁴⁷⁷ Zur Einlassung Graf Cobenzls siehe Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen*, S. 57–58.

⁴⁷⁸ Externbrink, Sven, *Friedrich der Große*, S. 102.

⁴⁷⁹ Externbrink, Sven, *Friedrich der Große*, S. 103; hier auch weiterführende Literatur.

⁴⁸⁰ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 59.

Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass sich dadurch nur die militärischen Bündnisse in Europa und innerhalb des Alten Reiches verschoben. Es gab weiterhin französische Truppen in Deutschland; sie fielen jetzt eben mit habsburgischer Erlaubnis in Länder oder Städte ein. (In diesem Zusammenhang sei nochmals die Stadt Frankfurt erwähnt, in die unter Graf von Thoranc französische wie auch Fremdstuppen aus Deutschland, unter anderem Truppenteile der *Nassau-Saarbrück-Kavallerie*, einrückten.) Dass Frankreich seine Vormachtstellung über oder seine Versuche der Einmischung in das Alte Reich mit dem *renversement des alliances* aufgeben würde, war also nur ein frommer Wunsch gewesen.

Erstaunlich ist, dass in Günderrodes Grabrede für Wilhelm Heinrich die wirtschaftlichen Errungenschaften, der Aufschwung der Saarindustrie, die Verstaatlichung des Steinkohlebergbaus, die Bemühungen um die Kohleveredlung, die Erweiterung des Produktionsprogramms und die Gründung der Ottweiler Porzellanmanufaktur nur gestreift werden, gleichwohl es selbstverständlich eine ausgesprochen überwältigende Leistung des Fürsten war, sein kleines Land so wohlhabend werden zu lassen. Und das in einer Zeit, die eher davon geprägt war, durch Kriege das eigene Territorium zu vergrößern, um dadurch das Angebot eigener industrieller Güter zu mehren, war es doch das Ziel, unabhängig von anderen Ländern zu sein. Ein Beispiel hierfür lieferte Friedrich II. von Preußen mit der dreisten Okkupation Schlesiens.

Da Wilhelm Heinrich dazu allemal nicht in der Lage war und die Gefahr selbstverständlich groß war, von Frankreich einfach weggebissen zu werden – das soll hier gar nicht kleingeredet werden –, war es schlichter Selbstschutz, sich in den Dienst Frankreichs gegen Reich und Kaiser zu stellen; wobei angemerkt sei, dass Wilhelm Heinrich freilich nicht der Einzige war, der diesen „einfacheren“ Weg der Politik ging, auch wenn es reichstreuere Länder gab.

Daher wird in der die Fürstenzeit betreffenden Literatur die Selbstverständlichkeit betont, mit der Wilhelm Heinrich als Nachbar des expansionslüsternen Frankreich für Ludwig XV. in den Krieg zog. Betrachtet man das militärische Engagement nassauischer Fürsten und Grafen, so muss zwar festgestellt werden, dass es weitaus mehr gab, die sich für eine Parteinahme für Reich und Kaiser entschieden als dagegen; allerdings „schützte“ diese Personen auch eine große Entfernung zu Frankreich. Es blieb jedenfalls ein verständliches Unbehagen in Wien dem Hause Nassau-Saarbrücken gegenüber. Dies zeigt sich schließlich daran, dass es die einzige nassauische Linie war, die bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches nicht in den Fürstenstand erhoben wurde. Vielmehr blieben

die Nassau-Saarbrücker gefürstete Grafen, die lediglich den Fürstentitel tragen durften; die Einführung in den Reichsfürstenrat, also die Reputation und die Rechte von Fürsten, erhielten sie nie. Gemeinsam mit zwanzig anderen Grafschaften, zusammengeschlossen unter dem Wetterauer Grafenkolleg, besaßen sie eine Stimme. Quasi aus verletzter Eitelkeit wurden ab 1691 keine Beiträge mehr an das Kolleg geschickt, sodass in Saarbrücken in keiner Weise ein irgendwie gearteter Einfluss auf das Reichsgeschehen existierte. Wilhelm Heinrich begann wohl, wieder Kontakt aufzunehmen, der Eintritt in das Grafenkolleg erfolgte allerdings erst wieder unter Fürst Ludwig im Jahr 1771.⁴⁸¹

Es sei hinzugefügt, dass gemeinhin gerade die mindermächtigen Fürsten des Reiches treu zu Habsburg hielten, da der kaiserliche Hof in Wien sowie das österreichische Militär beziehungsweise das Reichsheer eine Vielzahl an Versorgungsmöglichkeiten für Zweit- oder Drittgeborene bot.⁴⁸² Für das kleine Nassau-Saarbrücken war auch das keine Möglichkeit mehr.

Wenn man überlegt, dass Wilhelm Heinrich – einmal abgesehen von seiner militärischen Tätigkeit – ideell betrachtet drei französische Könige für sich instrumentalisiert hat (nämlich Ludwig IX., Ludwig XIV. und Ludwig XV.), so möchte man meinen, dem nassauischen Fürsten seien die habsburgische Reaktionen auf seine Politik vollkommen gleichgültig gewesen. Wenn man zudem bedenkt, dass auch Fürst Ludwig diese Tradition weitergeführt zu haben scheint, so darf vermutet werden, dass beide Fürsten begonnen hatten, an einer neuen, eigenständigen Nassau-Saarbrücker Tradition zu stricken, die das Land mit Frankreich verbinden sollte. Deutlich wird dies in der Symbolik der Rüstung, die Fürst Ludwig auf dem Gemälde von Johann Friedrich Dryander zusammen mit Soldaten aus Pfalz-Zweibrücken trägt und die inmitten einer großen Sonne den nassauischen Löwen zeigt. Es ist möglich, dass beide Fürsten versucht haben, sich immer weiter an die „französische Sonne“ hinzuarbeiten und anzulehnen an eine gedachte „sonnengesteuerte Romanisierung“ mit der Einbindung in das „segensreiche Reich der Bourbonen“ (Ludwig XIV., Ludwig XV.) und Kapetinger (Ludwig IX.). Zumindest kann wohl ohne Übertreibung festgestellt werden, dass beide Fürsten mit der Tradition des Heiligen Römischen Reiches brachen, denn mit ihrer dynastischen Hinwendung zu Frankreich „leisteten“ sie mehr, als die französischen Könige erwarteten, die eigentlich nur Truppen aus Nassau-Saarbrücken verlangten; ansonsten hätten sie sich ruhig verhalten können, so wie es andere Reichsstände, die zu nahe am westlichen Nachbarn lagen, nolens volens auch taten.

⁴⁸¹ Herrmann, Hans-Walter, „Biographische Skizze“, S. 58–59.

⁴⁸² Mehr dazu siehe Murk, Karl, „Fürsten, Krieger, Kavalier“, S. 54.

Eine Frankreichpolitik mit einer ausgesprochen elaborierten Hinwendung zu drei französischen Königen, verbunden mit dem künstlerisch wertvollen, aber kostspieligen Hinweis auf das Erscheinen des Himmlischen Jerusalems (in Gestalt der Ludwigskirche) beinhaltet eine über die normale Staatsraison hinausgehende Außenpolitik. Ob beide Vertreter der Fürstenzeit allerdings ihre Teilsouveränität innerhalb des Alten Reiches hätten aufgeben wollen, ist schwer vorstellbar. Es wäre wahrscheinlich gar nicht so schwer gewesen, ein Teil Frankreichs zu werden. Doch so weit ging die „Liebe“ nicht; mehr oder weniger souverän wollten die Fürsten schon bleiben, zumal die Konfession auch eindeutig und unüberbrückbar dagegenstand: Damit blieb Nassau-Saarbrücken Teil des Heiligen Römischen Reichs.

Was die Zukunft den auf Wilhelm Heinrich und Ludwig folgenden Fürsten von Nassau-Saarbrücken und ihrem Land einstmals bringen würde, konnte zu Lebzeiten der beiden nur geahnt werden. Sicher glaubten sie an eine friedvolle und glückliche Zukunft. Dass dieser Glaube trag, dass bereits Ludwig mitansehen musste, wie das gesamte monarchische System und damit auch seine Herrschaft untergehen würde, war nicht vorhersehbar. Die frankreichnahe Außenpolitik versprach da keine Rettung, die vereinnahmte frankophile Sonnensymbolik blieb als Heilsbringer Wunschdenken. Vor allem Fürst Wilhelm Heinrich hat seinem Landstrich gleichwohl, quasi zur rechten Zeit, das notwendige wirtschaftliche und gesellschaftspolitische Rüstzeug mitgegeben, das die Saargegend wahrscheinlich besser als viele andere Länder durch die Jahre der Revolution und der Napoleonischen Kriege zu führen vermochte.

Was bis zum heutigen Tage geblieben ist, ist die durch Fürst Wilhelm Heinrich betriebene Herausstellung der Stadt Saarbrücken durch einen der interessantesten Plätze Südwestdeutschlands. Hinsichtlich seiner Willensstärke, seiner Hartnäckigkeit und Ausdauer, für sein kleines Land das Allerbeste erreichen zu wollen, war Wilhelm Heinrich gewiss wie sein französisches Vorbild, Ludwig XIV., ein Großer – ja, vielleicht sogar ein Held.

XI. ANHANG

Tabellarischer Lebenslauf des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken

1718	Geboren am 6. März in Usingen als Sohn von Fürst Wilhelm Heinrich I. von Nassau-Usingen (1684–1718) und Fürstin Charlotte Amalie von Nassau-Dillenburg (1680–1738)
1736	Verleihung des Hubertusordens durch Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz; Studium in Genf, Bildungsreise nach Paris, in die Niederlande, nach Straßburg und Speyer
1737	Kommando über das Regiment <i>la Marine</i> , dann über das Regiment <i>Royal-Allemand</i>
1738–1748	Neubau des Saarbrücker Stadtschlusses
1740	Ernennung zum Brigadier
1741	1. März: Erlangung der Venia aetatis; Residenz in Saarbrücken
1741	Teilnahme am Österreichischen Erbfolgekrieg
1741–1742	Aufenthalt in Frankfurt zur Wahl Kaiser Karls VII.
1742	28. Februar: Heirat mit Sophie Erdmute von Erbach-Erbach (1725 bis 1795); Kinder: 1. Sophia Auguste (1743–1747), 2. Ludwig (1745 bis 1794), 3. Friedrich August (1748–1750), 4. Anna Carolina (1751 bis 1824), 5. Wilhelmine Henriette (1752–1829); aus dem Verhältnis mit Catharina Magdalena Unverzagt, genannt Frau von Freital: 6. Wilhelm Friedrich August (*1759)
1742	18. August: Erlass gegen das unregelmäßige Bauen
1743	Juni: Plünderungen durch ungarische Husaren des Oberst Menzel
1743	28. August: Französische Schutztruppen in St. Johann
1743	Vertrag mit der Abtei Wadgassen über die Saarbrücker Rechte
1744	Ernennung zum <i>maréchal de camp</i> ; Einsatz der Regimenter <i>Nassau-Saarbrück-Cavalerie</i> und <i>Nassau-Saarbrück-Infanterie</i> in Flandern gegen England
1745	Einführung der neuen Land- und Wasserzollordnung
seit 1745	Grenzbereinigungen des Fürstentums durch Verträge mit den Nachbarn
1747	Förderung der Glasproduktion

XI. Anhang

- 1748 Ernennung zum Generalleutnant
- 1749 Verleihung der Stadtrechte an Harskirchen
- 1749 3. August: Verleihung des polnischen Weißen-Adler-Ordens durch den polnischen König August III.
- 1749–1752 Neubau des Gymnasiums in Saarbrücken
- 1750 Übernahme des Steinkohlebergbaus als fürstliches Regal
- 1753 Ernennung einer Renovaturkommission
- 1754 Aushebung des Regiments *Volontaires Royaux de Nassau-Saarbrück*
- 1755 Einigung mit dem Herzogtum Pfalz-Zweibrücken über die Rechte am Oberamt Homburg
- 1756 Bau eines Schmelz- und Hammerwerkes am Halberg
- 1756 Monopolisierung des Salzhandels
- 1758 Übergabe des Regiments *Volontaires Royaux de Nassau-Saarbrück* an den Bruder Fürst Karl von Usingen
- 1759 10. Januar: Vergleich mit der Abtei Wadgassen nach dem Prozess vor dem Reichskammergericht
- 1759 Verleihung des Großkreuzes des französischen Militär-Verdienstordens
- 1761 Gründung des *Allgemeinen Wochenblattes* (heute *Saarbrücker Zeitung*)
- 1762 Anordnung einer allgemeinen Landesvermessung
- 1762–1775 Bau der evangelischen Ludwigskirche
- 1766 Grenzbereinigung mit dem Königreich Frankreich
- 1768 Verstorben am 24. Juli in Saarbrücken an einem Herzinfarkt
- 1768 Bestattet am 29. Juli in der Schlosskirche Saarbrücken

Literaturverzeichnis

Ahrens, Kirsten, *Hyacinthe Rigauds Staatsporträt Ludwigs XIV. Typologische und ikonologische Untersuchung zur politischen Aussage des Bildnisses von 1701*, Worms 1990.

Aretin, Karl Ottmar von, *Das Alte Reich. 1648–1806*, 4 Bde., Bd. 1: *Föderalistische oder hierarchische Ordnung*, München 1981.

Berger, Ernst, „Zum Kanon des Polyklet“, in: *Polyklet. Der Bildhauer der griechischen Klassik*, Ausst.-Kat. des Liebighauses in Frankfurt am Main, Mainz 1990, S. 156–184.

Bergholz, Thomas, „Kanzel und Kanzelbild der Ludwigskirche zu Saarbrücken“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 65/66, 2017/18, S. 61–72.

Bernard, Christel und Selmer, Jan, „Die Untersuchung der Gruftbestattung des Fürsten Wilhelm Heinrich in der Saarbrücker Schlosskirche“, in: *Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Staatsmann – Feldherr – Städtebauer*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums – Alte Sammlung, Altenburg 2018, S. 111–115.

Bernet, Claus, „Gebaute Apokalypse“. *Die Utopie des Himmlischen Jerusalem in der Frühen Neuzeit*, Mainz 2007.

Best, Wilhelm, *Die Fürstenloge von Saarbrücken. Zur Geschichte der Freimaurerei in Nassau-Saarbrücken*, Walsheim 2000.

Binder, Gerhard, *Die Aussetzung der Königskinder Kyros und Romulus*, Meisenheim am Glan 1964.

Bleymehl, Helmut, *Die Aufklärung in Nassau-Saarbrücken. Ein Beitrag zur Geschichte des aufgeklärten Absolutismus in den deutschen Kleinstaaten*, Bonn 1962.

Borgolte, Michael, „Europas Geschichte und Troja. Der Mythos im Mittelalter“, in: *Troia – Traum und Wirklichkeit*, Ausst.-Kat. der Kulturstiftung der Länder in den Räumen der Landesbank Baden-Württemberg, Stuttgart 2001, S. 190–204.

Bornschein, Rudolf, *Neuerwerbungen alter Kunst – 18. Jahrhundert*, Saarlandmuseum, Saarbrücken 1964.

Brachthäuser, Christian, *Principatus Nassoviae. Die Erhebung der Grafen von Nassau in den Fürstenstand des Heiligen Römischen Reiches*, Groß-Gerau 2014.

Buchheit, Vinzenz, „Christliche Romideologie und Laurentiushymnus des Prudentius“, in: *Das frühe Christentum im römischen Staat*, hrsg. von Richard Klein, Darmstadt 1982, S. 455–485.

Buchner, Edmund, „Horologium Solarium Augusti“, in: *Kaiser Augustus und die verlorene Republik*, Ausst.-Kat. des Antikemuseums Berlin, Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Ausstellung im Martin-Gropius-Bau, Berlin 1988, S. 240–245.

XI. Anhang

Büch, Carl, „Der Leibarzt des Fürsten Wilhelm Heinrich. Dr. Haybach und seine Familie“, in: *Saarheimat* 12, 1968, S. 193–194.

Bünthe, Hans, *LUASSAN=NASSAUL. August Wilhelm Iffland (1759–1814) als Schauspieler, Theaterleiter und Stückeschreiber am Hofe des Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken. Hintergründe und Entstehung seines Schlüsselwerks LUASSAN*, Saarbrücken 2001.

Buhmann, Dieter, „Die medizinischen Untersuchungsergebnisse des Leichnams des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken (6.3.1718 – 24.7.1768)“, im Internet unter: <https://www.zeitensprung.de/medwil.html> (7.8.2018)

Burgard, Paul, „Zwischen Frankreichstrategie und Schuldenberg. Amtmann, Geheimrat, Präsident: Vom Leben und Wirken des Saarbrücker Beamten Christian Lex“, in: *Saargeschichten* 52, 2018, S. 18–31.

Burgdorf, Wolfgang, „Wendepunkte deutscher Geschichte. Das Reichsende 1806 und seine Wahrnehmung durch Zeitgenossen“, in: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806*. 3 Bde., Bd. 2: *Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*, Ausst.-Kat. des Deutschen Historischen Museums, Dresden 2016, S. 17–30.

Burke, Peter, *Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs*, Berlin 1993.

Clark, Christopher, *Preußen. Aufstieg und Niedergang. 1600–1943*, aus dem Englischen übertragen von Richard Bark, Norbert Juraschitz und Thomas Pfeiffer, München 2007.

Conrad, Joachim, „Die Ludwigskirche in Saarbrücken“, in: Herrmann Peter Eberlein, *Territorialkirchen und protestantische Kultur 1648–1800*, 2 Bde., Bd. 2, Bonn 2015, S. 481–483.

Conrad, Joachim, „Nassau-Saarbrücken“, in: Herrmann Peter Eberlein, *Territorialkirchen und protestantische Kultur 1648–1800*, 2 Bde., Bd. 2, Bonn 2015, S. 197–226.

Dade, Eva Kathrin, *Madame de Pompadour. Die Mätresse und die Diplomatie*, Köln, Weimar, Wien 2010.

Direction des k. und k. Kriegs-Archivs (Hrsg.), *Oesterreichischer Erbfolge-Krieg 1740–1748. Nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet in der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung des k. und k. Kriegs-Archivs*, Bd. V, Wien 1901, S. 40–56, im Internet unter: https://archive.org/stream/sterreichischere05aust/sterreichischere05aust_djvu.txt (7.8.2018)

Dittscheid, Hans Christoph, „Hermen als Leitbilder der Ekklesia. Skulptur und metaphorische Architektur im Werk von Friedrich Joachim Stengel“, in: *Beiträge zum Stengel-Symposium anlässlich des 300. Geburtstags von Friedrich Joachim Stengel am 29./30. September 1994 im Saarbrücker Schloss* (Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend 43, 1995), S. 100–125.

Dotzauer, Winfried, „Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken“, in: *Saarländische Lebensbilder*, 4 Bde., Bd. 2, Saarbrücken 1984, S. 61–81.

XI. Anhang

Dresch, Jutta, „Es gründete also unser Fürst eine Stadt.“ Karlsruhe unter Markgraf Karl Wilhelm“, in: *Karl Wilhelm 1679–1738. Markgraf von Baden-Durlach*. Ausst.-Kat. der Großen Landesausstellung Baden-Württemberg Badisches Landesmuseum Karlsruhe, München 2015, S. 130–139.

Duchhardt, Heinz, *Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785*, Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen in 9 Bänden, Bd. 4, Paderborn 1997.

Duchhardt, Heinz, „Der frühneuzeitliche Friedensprozess“, in: *Friedensbilder in Europa 1450–1815. Kunst der Diplomatie. Diplomatie der Kunst*, hrsg. von Hans-Martin Kaulbach, Ausst.-Kat. der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart, Berlin, München 2013, S. 9–20.

Duchhardt, Heinz, „Westfälischer Friede und internationales System im ancien régime“, in: *Historische Zeitschrift* 249, Heft 1, 1989, S. 529–544.

Duchhardt, Heinz und Schnettger, Matthias, *Barock und Aufklärung*, Berlin 2015.

Eaton, Ruth, *Die ideale Stadt. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Berlin 2001.

Eco, Umberto, *Die Geschichte der Hässlichkeit*, München 2007.

Ellwardt, Kathrin, „Zur Herleitung und Bedeutung von Stengels Querkirchentypus“, in: *Die Architektenfamilie Stengel*, hrsg. von Hans-Christoph Dittscheid, Klaus Güthlein und Petra Tücks, Petersberg 2005, S. 33–45.

Engel, Martin, *Das Forum Fridericianum und die monumentalen Barockplätze im 18. Jahrhundert*, Berlin 2001.

Erbe, Michael, *Revolutionäre Erschütterungen und erneuertes Gleichgewicht. 1785–1830*. Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen in 9 Bänden, Bd. 5, Paderborn 2004.

Euripides, *Trojanerinnen*, nach der Übersetzung von J. J. Donner, bearbeitet von Richard Kannich, Bd. 1, Stuttgart 1958.

Even, Pierre, *Das Haus Nassau bis zu den Großherzögen von Luxemburg*, Deutsche Fürstenhäuser, Heft 29, Werl 2011.

Externbrink, Sven, *Friedrich der Große, Maria Theresia und das Alte Reich. Deutschlandbild und Diplomatie Frankreichs im Siebenjährigen Krieg*, Berlin 2006.

Fegert, Elke, *Johann Friedrich Dryander. Die Gemälde*, unveröffentlichte Magisterarbeit der Universität des Saarlandes, 2 Bde., von Elke Fegert, Saarbrücken 1996.

Fiedler, Siegfried, *Kriegswesen und Kriegsführung im Zeitalter der Kabinettskriege* (Reihe Heerwesen der Neuzeit, hrsg. von Georg Ortenburg, Abteilung I, Bd. 2: *Das Zeitalter der Kabinettskriege*), Koblenz 1986.

XI. Anhang

Fieffé, Eugène, *Geschichte der Fremdruppen im Dienste Frankreichs*, 2 Bde., Bd. 1, aus dem Französischen übersetzt von F. Symon de Carneville, München 1837.

Fischbacher, Thomas, „Die Kunst der Komposition. Die Bronzestatue Kurfürst Friedrichs III. von Andreas Schlüter und Johann Jacobi“, in: *Andreas Schlüter und das barocke Berlin*, Ausst.-Kat. des Skulpturen-museums und Museums für Byzantinische Kunst, Staatliches Museum zu Berlin, Berlin 2014, S. 94–117.

Fleischer, Horst, *Vom Leben in der Residenz. Rudolstadt 1646–1816*, Weimar 1996.

Friedhoff, Jens, „Magnificence“ und „Utilité“. *Bauen und Wohnen 1600–1800*, in: *Geschichte des Wohnens*, 5 Bde., Bd. 2: *500–1800 Hausen, Wohnen, Residieren*, hrsg. von Ulf Dirlmeier, Ludwigsburg 1998, S. 570–591.

Friedrich der Große, *Fürstenspiegel oder Unterweisung des Königs für den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg*, 1744. Im Internet unter: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/-5328/1> (16.9.2018).

Gamer, Jörg, „Die Residenz des Fürsten Wilhelm Heinrich in Saarbrücken“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 16, 1968, S. 219–247.

Generallandesarchiv Karlsruhe, Verlassenschaftsakten Mannheim, 3. Kuratel, 276, Nr. 4327, „Mitteilung an das kurpfälzische Generallandeskommissariat vom 09. Februar 1802“, Bestand 213, 32/201.

Geyer, Angelika, *Die Genese narrativer Buchillustrationen. Der Miniaturenzyklus zur Aeneis im Vergilius Vaticanus*, Frankfurt 1989.

Goethe, Johann Wolfgang von, *Dichtung und Wahrheit*, hrsg. von Erich Trunz, *Goethes Werk*, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. 9, Hamburg 1999.

Goetz, Hans-Werner, *Die Geschichtstheologie des Orosius*, Darmstadt 1980.

Götz, Wolfgang, „Friedrich Joachim Stengel“, in: *Saarländische Lebensbilder*, 4 Bde., Bd. 1, Saarbrücken 1982, S. 69–82.

Götz, Wolfgang, „Friedrich Joachim Stengels eigenhändiger Lebenslauf. Ein Kommentar“, in: *Friedrich Joachim Stengel*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums Saarbrücken, Dillingen 1994, S. 63–76.

Goldmann, Nikolaus, *Nicolai Goldmanns Vollständige Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst [...] Mit der Ersten Ausübung der Goldmannischen Bau-Kunst [...]*, hrsg. von Leonhard Christoph Sturm, Leipzig 1708.

Gombrich, Ernst H., *Ornament und Kunst. Schmucktrieb und Ordnungssinn in der Psychologie des dekorativen Schaffens*, Stuttgart 1982.

Graf, Henriette, *Die Residenz in München. Hofzeremoniell, Innenräume und Möblierung von Kurfürst Maximilian I. bis Kaiser Karl VII.*, München 2002.

XI. Anhang

Guderian, Dietmar, „Zahlenmystik und harmonikale Ordnungen“, in: *Magie der Zahl in der Kunst des 20. Jahrhunderts*, Ausst.-Kat. der Staatsgalerie Stuttgart, bearbeitet von Karin von Maur, Ostfildern-Ruit 1997, S. 231–236.

Güthlein, Klaus, „Friedrich Joachim Stengel und seine Stellung in der spätbarocken Architektur des 18. Jahrhunderts“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 43, 1995, Sonderband Stengel-Symposium 1994, S. 34–53.

Handrick, Wolfgang, *Die Pragmatische Armee 1741 bis 1743. Eine alliierte Armee im Kalkül des österreichischen Erbfolgekrieges* (Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 30, hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt), München 1991.

Hartmann, Peter Claus, „Die politische und militärische Lage in Europa um 1743“, in: *Die Schlacht bei Dettingen 1743. Beiträge zum 250. Geburtstag*, hrsg. von Hans-Bernd Spies und Helmut Winter, Aschaffenburg 1993, S. 9–21.

Haskell, Francis, *Die Geschichte und ihre Bilder. Die Kunst und die Deutung der Vergangenheit*, aus dem Englischen übersetzt von Michael Bischoff, München 1995.

Heinlein, Stefan, „Christliche Zahlensymbolik und ihre Chiffrierung in der Alten Kunst“, in: *Magie der Zahl in der Kunst des 20. Jahrhunderts*, Ausst.-Kat. der Staatsgalerie Stuttgart, bearbeitet von Karin von Maur, Ostfildern-Ruit 1997, S. 291–303.

Heinlein, Stefan, *Die Gemälde der Alten Sammlung im Saarlandmuseum*, hrsg. von Ralph Melcher unter Mitarbeit von Roland Augustin und Eva Wolf, Merzig 2009.

Heinlein, Stefan, *Johann Friedrich Dryander. Ein Künstler zwischen Fürstenhof und Bürgertum*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums Saarbrücken, Dillingen 2006.

Heinlein, Stefan, *Katharina Kest. Gänsegetel, Mätresse, Herzogin*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums Saarbrücken, Saarbrücken 2013.

Heinlein, Stefan, „Saarbrücken und das Ideal einer Stadt“, in: *Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Staatsmann – Feldherr – Städtebauer*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums – Alte Sammlung, Altenburg 2018, S. 93–107.

Heinz, Dieter, „Einweihungsbericht und Einweihungspredigt der Saarbrücker Ludwigskirche vom 25. August 1775 – Der authentische Schlüssel zum Werkverständnis F. J. Stengels“, in: *Saarbrücker Hefte* 35, 1972, S. 43–86.

Heinz, Dieter, „Die Unterrichtsstätten der Schule“, in: *400 Jahre Ludwigsgymnasium Saarbrücken. Kontinuität und Wandel 1604–2004*, Saarbrücken 2004, S. 79–96.

Heinz, Dieter, „Rekonstruktion von Ludwigsplatz und Ludwigskirche in Saarbrücken“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 43, 1995, S. 92–99.

XI. Anhang

Herrmann, Hans-Walter, „Brand des Saarbrücker Schlosses“, in: *Die Französische Revolution und die Saar*, Ausst.-Kat. des Landesarchivs Saarbrücken und des Saarlandmuseums Saarbrücken 1989–1990, St. Ingbert 1989, S. 143–144.

Herrmann, Hans-Walter, „Das Königreich Frankreich“, in: *Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes*, 3 Bde., Bd. 2: *Von der fränkischen Landnahme bis zum Ausbruch der französischen Revolution*, hrsg. von Kurt Hoppstädter und Hans-Walter Herrmann unter Mitwirkung von Hanns Klein, Saarbrücken 1977, S. 439–469.

Herrmann, Hans-Walter, „Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken“, in: *Die Französische Revolution und die Saar*, Ausst.-Kat. des Landesarchivs Saarbrücken und des Saarlandmuseums Saarbrücken 1989–1990, St. Ingbert 1989, S. 94–95.

Herrmann, Hans-Walter, „Fürst Wilhelm Heinrich“, in: *Das Saarlandbuch*, hrsg. von Dieter Staerk, Saarbrücken 1981, S. 154–155.

Herrmann, Hans-Walter, „Grundlinien der saarländischen Geschichte“, in: *Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes*, 3 Bde., Bd. 2: *Von der fränkischen Landnahme bis zum Ausbruch der französischen Revolution*, hrsg. von Kurt Hoppstädter und Hans-Walter Herrmann unter Mitwirkung von Hanns Klein, Saarbrücken 1977, S. 470–545.

Herrmann, Hans-Walter, „Saarbrücken – Französische Festung. Urteile französischer Offiziere über den strategischen und fortifikatorischen Wert der Städte Saarbrücken und St. Johann“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 19, 1971, S. 201–219.

Herrmann, Hans-Walter, „Saarbrücken und St. Johann von den Anfängen städtischen Lebens bis zum Niedergang im Dreißigjährigen Krieg“, in: *Geschichte der Stadt Saarbrücken*, hrsg. von Rolf Wittenbrock, 2 Bde., Bd. 1: *Von den Anfängen zum industriellen Aufbruch (1860)*, Saarbrücken 1995, S. 199–298.

Herrmann, Hans-Walter, „Trauerrede auf den Tod des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken“, in: *Saarheimat* 12, Heft 7, 1968, S. 183–186.

Herrmann, Hans-Walter, „Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken – biographische Skizze eines Barockfürsten“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 16, 1968, S. 13–64.

Hertzog, Stefan, *Das Dresdner Bürgerhaus in der Zeit Augusts des Starken. Zu Entstehung und Wesen des Dresdner Barock*, Dresden 2002.

Hertzog, Stefan, „Die Dresdner Frauenkirche, St. Michaelis in Hamburg und die Ludwigskirche zu Saarbrücken. Die drei großen protestantischen Kirchen Deutschlands“, in: *Sprachen der Kunst. Festschrift für Klaus Gühlein zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Lorenz Dittmann, Christoph Wagner und Dethard von Winterfeld, Worms 2007, S. 139–148.

Hesse, Michael, „Geordnete Welt. Architektur, Stadt, Herrschaftsraum“, in: *Barock. Nur schöner Schein?*, Ausst.-Kat. des Reiss-Engelhorn-Museums Mannheim, Regensburg 2016, S. 174–176.

XI. Anhang

Heun, Werner, „Einführung. Das Alte Reich im Lichte der Neueren Forschung“, in: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806*. 3 Bde., Bd. 2: *Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*, Ausst.-Kat. des Deutschen Historischen Museums, Dresden 2006, S. 13–15.

Heydt, Horst, *Die Schlosskirche zu Alt-Saarbrücken und die Glasfenster von Georg Meistermann*, Ottweiler 1993.

Heydt, Horst, *Ludwigskirche und Ludwigsplatz zu Alt-Saarbrücken*, Ottweiler 1991.

Heydt, Horst, *Ludwigskirche und Ludwigsplatz zu Saarbrücken. Ein Sachbilderbuch*, Merzig 2008.

Holl, Jann, „Die historischen Bedingungen der philosophischen Planstadtentwürfe der frühen Neuzeit“, in: *„Klar und lichtvoll wie eine Regel.“ Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, Ausst.-Kat. des Badischen Landesmuseums Karlsruhe 1990, hrsg. von Volker Himmelstein, Karlsruhe 1990, S. 9–30.

Homer, *Ilias*, übersetzt von Hans Rupé, hrsg. von Hans Färber und M. Faltner, Freiburg 1961.

Hoppstädter, Kurt, „Der Saarbrücker Hofadel im 18. Jahrhundert“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 16, 1968, S. 92–130.

Hoppstädter, Kurt, „Die Ahnen des Fürsten Wilhelm Heinrich“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 16, 1968, S. 65–68.

Hoppstädter, Kurt, *Unter dem nassauischen Löwen. Das Militärwesen in der Grafschaft Nassau-Saarbrücken*, Saarbrücken 1957.

Horstmann, Philipp Bernhard, „Aktenstücke zur Entschädigungsfrage betreffend das Haus Nassau“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 6: *Beiträge zur Saarbrücker Geschichte I*, Saarbrücken 1899, S. 58–71.

Horstmann, Philipp Bernhard, „Verzeichniß der Schäden, welche Saarbrücken durch die Franzosen erlitten hat“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 6: *Beiträge zur Saarbrücker Geschichte I*, Saarbrücken 1899, S. 72–87.

Horstmann, Philipp Bernhard, „Vorläufige Darstellung der dem Fürsten zu Nassau-Saarbrücken und seinen Unterthanen von den Franzosen zugefügten Vergewaltigungen und Schäden, 1794“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 6: *Beiträge zur Saarbrücker Geschichte I*, Saarbrücken 1899, S. 50–57.

Hotz, Walter, *Handbuch der Kunstdenkmäler im Elsass und in Lothringen*, Darmstadt 1976.

Jacobs, Jürgen C., *Der Fürstenspiegel im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus*, Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften, Vorträge G 376, Düsseldorf 2001.

Jähns, Max, *Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland*, Bd. 3: *Das 18. Jahrhundert seit dem Auftreten Friedrichs des Großen 1740–1800*, München, Leipzig 1891.

XI. Anhang

Jonas, Carsten, *Die Stadt und ihre Geschichte. Utopien und Modelle – und was aus ihnen wurde*, Tübingen, Berlin 2015.

Judson, Pieter M., *Habsburg. Geschichte eines Imperiums 1740–1718*, aus dem Englischen von Michael Müller, München 2017.

Jung, Jakob, „Die Darstellung der Schlacht bei Dettingen“, in: *Die Schlacht bei Dettingen. Beiträge zum 250. Jahrestag*, hrsg. von Hans-Bernd Spies und Helmut Winkler, Aschaffenburg 1993, S. 22–85.

Jung, Michael, „Saarbrücken während der Fürstenzeit (1741–1789)“, in: *Geschichte der Stadt Saarbrücken*, hrsg. von Rolf Wittenbrock, 2 Bde., Bd. 1: *Von den Anfängen zum industriellen Aufbruch (1860)*, Saarbrücken 1999, S. 353–454.

Kaulbach, Hans-Martin, „Europa in der Friedensallegorie des 16.–17. Jahrhunderts“, in: *Europa im 17. Jahrhundert. Ein politischer Mythos und seine Bilder*, hrsg. von Klaus Bußmann und Elke Anna Werner, Stuttgart 2004, S. 53–78.

Kaulbach, Hans-Martin, „Friede, Gerechtigkeit, Gute Regierung“, in: *Friedensbilder in Europa 1450 bis 1815. Kunst der Diplomatie. Diplomatie der Kunst*, hrsg. von Hans-Martin Kaulbach, Ausst.-Kat. der Graphischen Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart, Berlin, München 2014, S. 79–84.

Keiner, Marion, *Chaosdarstellungen in der modernen Kunst*, Aachen 1988.

Kempers, Bram, „Gesetz und Kunst. Ambrogio Lorenzettis Fresken im Palazzo Pubblico di Siena“, in: *Malerei und Stadtkultur in der Dantezeit. Die Argumentation der Bilder*, hrsg. von Hans Belting und Dieter Blume, München 1989, S. 71–84.

Kessler, Hans-Ulrich, „Das Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten“, in: *Andreas Schlüter und das barocke Berlin*, Ausst.-Kat. des Skulpturenmuseums und Museums für Byzantinische Kunst, Staatliches Museum zu Berlin, Berlin 2014, S. 222–257.

Keuth, Herrmann, Nachlass. Archiv der Stiftung Saarländischer Kulturbesitz.

Klitscher, Ernst, *Zwischen Kaiser und französischer Krone. Die Saar-Territorien in den europäischen Auseinandersetzungen 1740 bis 1815*, Saarbrücken 1986.

Knigge, Adolf, „Freiherr von Knigge in Saarbrücken“, in: Adolf Freiherr Knigge, „Briefe auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen geschrieben“, 1806, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 7: *Beiträge zur Geschichte der Saargegend II*, Saarbrücken 1900, S. 239–248.

Koch, Arwed Ulrich, „Eine kostümkundliche Studie zum Regiment Nassau-Saarbrück Cavalerie“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 16, 1968, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken 1718–1768. Gedenkschrift zu seinem 250. Geburtstag und 200. Todestag, S. 216–218.

Koch, Arwed Ulrich, „Eine kostümkundliche Untersuchung für das Regiment Nassau-Saarbrück/Nassau-Infanterie 1745–1792, nebst Hinweisen auf bisher unbekannte Porträts des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 17/18, 1969/70, S. 248–261.

XI. Anhang

Köbler, Gerhard, *Historisches Lexikon der deutschen Länder. Die deutschen Territorien vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, München 2007.

Kohler, Alfred, „Kaiseridee‘ und ‚Reichsreform“, in: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806*. 3 Bde., Bd. 3: *Essays: Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*, Ausst.-Kat. des Deutschen Historischen Museums Berlin, Dresden 2006, S. 33–41.

Kordauer, Jacobus, *De via virtutis, Emblemata nova [...]*, Handschrift, um 1619, Archiv des Saarlandmuseums.

Kotulla, Michael, *Deutsche Verfassungsgeschichte. Vom Alten Reich bis Weimar (1495–1934)*, Berlin, Heidelberg 2008.

Kramer, Ferdinand, „Mehr als Nachbarn. Bayern und Österreich im langen 18. Jahrhundert“, in: *Verbündet Verfeindet Verschwägert*, Landesausstellung Linz 2012, 2 Bde., Bd. 2, Stuttgart, Darmstadt 2012, S. 1–10.

Kroener, Bernhard R., „Deutsche Offiziere im Dienst des ‚Allerchristlichsten Königs‘ (1715–1792). Aspekte einer Sozialgeschichte der Elite deutscher Fremddregimenter in Frankreich im 18. Jahrhundert“, in: *Deutsche in Frankreich, Franzosen in Deutschland 1715–1789. Internationale Verbindungen, soziale Gruppen, Stätten des Austausches*, hrsg. von Jean Mondot, Jean Marie Valentin und Jürgen Voss, Sigmaringen 1992, S. 53–71.

Kruedener, Jürgen von, *Die Rolle des Hofes im Absolutismus*, Stuttgart 1973.

Kruft, Hanno-Walter, „Utopie und Idealstadt“, in: *„Klar und lichtvoll wie eine Regel.“ Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*, Ausst.-Kat. des Badischen Landesmuseums Karlsruhe 1990, hrsg. von Volker Himmelein, Karlsruhe 1990, S. 31–37.

Kühn, Hans-Joachim, „Das Kavallerieregiment Nassau-Saarbrück (1744–1758) bzw. Nassau-Ousigne (1758–1762)“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 38/39, 1990/91, S. 52–73.

Kühn, Hans-Joachim und Meyer, Patrick, „Die Fahne des Fremddregiments Nassau in königlich französischen Diensten“, in: *Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Staatsmann – Feldherr – Städtebauer*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums – Alte Sammlung, Altenburg 2018, S. 81–86.

Labouvie, Eva, *Adel an der Grenze, Höfische Kultur und Lebenswelt im SaarLorLux-Raum (1697–1815)*, Saarbrücken 2009.

Langenberg, Heinrich, *Die Apokalypse Jesu Christi oder Was der Geist den Gemeinden sagt*, Hamburg 2011.

Le Goff, Jacques, *Ludwig der Heilige*, aus dem Französischen von Grete Osterwald, Stuttgart 2000.

Leisse, Gisela, *Geometrie und Stadtgestalt. Praktische Geometrie in der Stadt- und Landschaftsplanung der Frühen Neuzeit*, Berlin 2010.

XI. Anhang

Lohmeyer, Karl, *Der saarländische Maler Joh. Heinrich Schmidt, genannt Fornaro, in Rom und Neapel mit seinen Goethebeziehungen, zugleich ein Beitrag zur Saarbrücker Malerschule des 18. Jahrhunderts*, Ottweiler 1951.

Lohmeyer, Karl, *Friedrich Joachim Stengel*, Düsseldorf 1911.

Lohmeyer, Karl, *Südwestdeutsche Gärten des Barock und der Romantik*, Saarbrücken 1978 (1937).

Ludwig, Heidrun, *Die Gemälde des 18. Jahrhunderts im Hessischen Landesmuseum Darmstadt*, München 1997.

Lühe, Hanns Eggert Willibald von der (Hrsg.), *Militair-Conversations-Lexikon*, Bd. VI, Adorf 1837.

Magnago Lampugnani, Vittorio, „Steine, Bilder und Gedanken. Die Architektur der Stadt im Spannungsfeld ihrer Bedingungen“, in: *Die Stadt. Ihre Erfindung in Büchern und Graphiken*, Ausst.-Kat. der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Zürich 2009, S. 9–24.

Malettke, Klaus, *Die Bourbonen*, 3 Bde., Bd. 1: *Von Heinrich IV. bis Ludwig XIV., 1589–1715*, Stuttgart 2008; Bd. 2: *Von Ludwig XV. bis Ludwig XVI., 1715–1789/92*, Stuttgart 2008.

Malettke, Klaus, „Frankreichs Reichspolitik zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und des Westfälischen Friedens“, in: *Krieg und Frieden in Europa 1648*, Ausst.-Kat. des Westfälischen Landesmuseums Münster, 2 Bde., Bd. 1: Textband, hrsg. von Klaus Bußmann und Heinz Schilling, München 1998, S. 177–186.

Malettke, Klaus, *Hegemonie – Multipolares System – Gleichgewicht. Internationale Beziehungen 1648/1659 bis 1713/1714*, Handbuch der Geschichte der internationalen Beziehungen in 9 Bänden, Bd. 3, Paderborn 2012.

Malettke, Klaus, *Ludwig XIV. von Frankreich. Leben, Politik und Leistung*, Zürich 2009.

Martin, Thomas, „Ein lichter Punkt in einem so felsigen, waldigen Land. Die Residenzstadt Saarbrücken“, in: *In der Residenzstadt. Funktion, Medien, Formen bürgerlicher und höfischer Repräsentation*, hrsg. von Jan Hirschvogel u. a., Ostfildern 2014, S. 67–94.

Martin, Thomas und Thil, Eric, „Diderot oder die Kunst, sich Europas Türen zu öffnen – ‚Le Père de Famille‘ und die Saarbrücker Fürstin“, in: *Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Staatsmann – Feldherr – Städtebauer*. Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums – Alte Sammlung Saarbrücken, Altenburg 2018, S. 47–51.

Melcher, Ralph, *Die Saarbrücker Schlosskirche*, Saarbrücken 2009.

Mertens, Klaus, „Die Residenzen“, in: *Barock in Baden-Württemberg*. 2 Bde., Bd. 1: *Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution*, Ausst.-Kat. des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Karlsruhe 1981, S. 17–92.

Meyer, Heinz, *Die Zahlenallegorese im Mittelalter. Methoden und Gebrauch*, München 1975.

XI. Anhang

Meyer-Camberg, Ernst, „Der abenteuerliche Lebenslauf des Grafen Adolph von Ottweiler“, in: *Sonderabzug aus: Einst und Jetzt. Jahrbuch des Vereins für corpsstudentische Geschichtsforschung*, o. O. 1963, S. 92–101.

Morus, Thomas, *Utopia*, übersetzt von Gerhard Ritter, Stuttgart 1999.

Müller-Blattau, Wendelin, *Zarte Liebe fesselt mich, Das Liederbuch der Fürstin Sophie Erdmute von Nassau-Saarbrücken*. Teiledition mit Nachdichtungen von Ludwig Harig, Saarbrücken 2001.

Münter, Georg, *Idealstädte. Ihre Geschichte vom 15.–17. Jahrhundert*, Berlin 1957.

Murk, Karl, „Fürsten, Krieger, Kavaliers – Karrierewege, Rollenverständnis und Lebensweise der Brüder Friedrich, Christian und Georg von Waldeck und Pyrmont“, in: *Antikes Leben. Ideal und Wirklichkeit*, Ausst.-Kat. des Museums Bad Arolsen, Stiftung des Fürstlichen Hauses Waldeck und Pyrmont 2009, Petersberg 2009, S. 41–74.

Naredi-Rainer, Paul von, *Architektur und Harmonie. Zahl, Maß und Proportion in der abendländischen Baukunst*, Köln 1995.

Neuhaus, Helmut, „Das Problem der militärischen Exekutive in der Spätphase des Alten Reiches“, in: *Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit*, hrsg. von Johannes Kunisch in Zusammenarbeit mit Barbara Stollberg-Rilinger, Berlin 1986, S. 297–348.

Neuhaus, Helmut, „Der Reichstag als Zentrum eines ‚Handelnden Reiches‘“, in: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806*. 3 Bde., Bd. 3: *Essays: Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*, Ausst.-Kat. des Deutschen Historischen Museums Berlin, Dresden 2006, S. 43–52.

Nickel, Karl-Heinz, „Antike in Bildung und Erziehung im Fürstentum Waldeck von der Reformation bis zur Aufklärung“, in: *Antikes Leben. Ideal und Wirklichkeit*, Ausst.-Kat. des Museums Bad Arolsen, Stiftung des Fürstlichen Hauses Waldeck und Pyrmont 2009, Petersberg 2009, S. 97–126.

Nicolai, Bernd, „Berlin“, in: *Das Bild der Stadt in der Neuzeit. 1400–1800*, hrsg. von Wolfgang Behringer und Bernd Roeck, München 1999, S. 138–143.

Nipperdey, Thomas, „Die Utopie des Thomas Morus und der Beginn der Neuzeit“, in: *Reformation, Revolution, Utopie. Studien zum 16. Jahrhundert*, Göttingen 1975, S. 113–141.

Nitschke, Peter, „Die richtige Ordnung der Dinge“, in: *Gottfried W. Leibnitz, Die richtige Ordnung des Staates*, hrsg. von Peter Nitschke, Baden-Baden 2015, S. 11–32.

Österreichisches Staatsarchiv, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken an Maria Theresia, deutschsprachiger Genesungswunsch vom 20. Juni 1767, AT-OeSta/HHStA Rk, Kleinere Reichsstände 372–78.

Opelt, Ilona, „Augustustheologie und Augustustypologie“, in: *Jahrbuch für Antike und Christentum* 4, 1961, S. 44–57.

XI. Anhang

Oßwald-Bargende, Sybille, *Die Mätresse, der Fürst und die Macht. Christina Wilhelmina von Grävenitz und die höfische Gesellschaft*, Frankfurt 2000.

Ottweiler, Gräfin Katharina von, „Denkwürdigkeiten für Ihren Ehemann Heinrich Wilhelmi geschrieben, 1809“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 7: *Beiträge zur Geschichte der Saargegend II*, Saarbrücken 1900, S. 265–283.

Ottweiler, Gräfin Luise von, „Die Memoiren von Luise von Ottweiler, verh. Fischer. 1819“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 7: *Beiträge zur Geschichte der Saargegend II*, Saarbrücken 1900, S. 287–328.

o.V., „Nassau-Saarbrückische Regimente in französischen Kriegsdiensten. 1789“ (Ausführungen zu Heft 7, S. 172 ff.), in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 8: *Beiträge zur Geschichte der Saargegend III*, Saarbrücken 1901, S. 1–7.

o.V., „Über Offiziere in den Saarbrücker Regimentern bis zur Revolution“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 8: *Beiträge zur Geschichte der Saargegend III*, Saarbrücken 1901, S. 8–15.

o.V., „Vom Saarbrücker Hofe“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 7: *Beiträge zur Geschichte der Saargegend II*, Saarbrücken 1900, S. 192–206.

Overhoff, Jürgen, „Wie Montesquieu Deutschland bereiste und dabei den Föderalismus entdeckte“, in: Charles-Louis de Secondat Baron de la Brède et de Montesquieu, *Meine Reisen in Deutschland 1728–1729*, hrsg. von Jürgen Overhoff, aus dem Französischen übersetzt von Hans W. Schumacher, Stuttgart 2015, S. 11–35.

Ovid, *Metamorphosen*, übersetzt von Reinhard Suchier, mit einem Vorwort von Martin Vossler, München o. J.

Panzer, Marita A., *Die große Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt (1721–1774)*, Regensburg 2005.

Perreau, Stéphan, *Hyacinthe Rigaud. Catalogue concis de l'œuvre*, Sète 2013.

Petzet, Michael, *Claude Perrault und die Architektur des Sonnenkönigs*, München, Berlin 2000.

Pfalz-Graf, Maximilian, „Eine ‚Legion von Ottweiler‘ im Dienste des Herzogs Karl von Zweibrücken 1790“, in: *Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend*, Heft 7: *Beiträge zur Geschichte der Saargegend II*, Saarbrücken 1900, S. 249–253.

Press, Volker, „Einleitung: Die Oberrheinlande zwischen Westfälischem Frieden und Französischer Revolution“, in: *Barock am Oberrhein*, hrsg. von Volker Press u. a., Karlsruhe 1985, S. 3–18.

Purbs-Hensel, Barbara, *Verschwundene Renaissance-Schlösser in Nassau-Saarbrücken*, Saarbrücken 1975.

XI. Anhang

Ratkowitsch, Christine, *Karolus Magnus – alter Aeneas, alter Martinus, alter Iustinus. Zu Intention und Datierung des „Aachener Karlsepos“*, Wien 1997 (Wiener Studien, Beiheft 24, Arbeiten zur mittel- und neulateinischen Literatur 4).

Reinhard, Eugen, „Die oberrheinische Kulturlandschaft in der Barockzeit“, in: *Barock am Oberrhein*, hrsg. von Volker Press u. a., Karlsruhe 1985, S. 19–54.

Reinhard, Wolfgang, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2000.

Reinhard, Wolfgang, „Vom italienischen Humanismus bis zum Vorabend der Französischen Revolution“, in: Hans Fenske u. a., *Geschichte der politischen Ideen. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 1996, S. 241–379.

Ribbert, Margret, *Untersuchungen zu den Elfenbeinarbeiten der älteren Metzger Gruppe*, Bonn 1992.

Ries, Klaus, *Obrigkeit und Untertan. Stadt- und Landproteste in Nassau-Saarbrücken im Zeitalter des Reformabsolutismus*, Saarbrücken 1997.

Roeck, Bernd, „Stadtkunstwerke“, in: *Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800*, hrsg. von Wolfgang Behringer und Bernd Roeck, München 1999, S. 15–25.

Roloff, Jürgen, *Die Offenbarung des Johannes*, Zürich 1984.

Roze, Francine, „De Pologne en Lorraine. Le Destin d'un Roi“, in: *Stanislas Leszczyński. De l'homme à la légende*, Ausst.-Kat. des Château des Lumières, Lunéville 2016, S. 9–19.

Ruppersberg, Albert, *Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken nach Friedrich und Adolf Kölner, neu bearbeitet und erweitert von Albert Ruppersberg*, II. Teil: *Von der Einführung der Reformation bis zur Vereinigung mit Preußen 1574–1815*, Saarbrücken 1901 (Nachdruck St. Ingbert 1979).

Ruppersberg, Albert, *Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken nach Friedrich und Adolf Kölner, neu bearbeitet und erweitert von Albert Ruppersberg*, III. Teil: Bd. 1: *Geschichte der Städte Saarbrücken und St. Johann bis zum Jahre 1815*, Saarbrücken 1913 (Nachdruck St. Ingbert 1979).

Safranski, Rüdiger, *Romantik. Eine deutsche Affäre*. München 2007.

Sander, Eckart, *Das Saarbrücker Schloss in barockem Glanz. Eine historische Entdeckungsreise*, Merzig 2006.

Scheld, Alfred, *Die Baroness de Bode 1775–1803. Abenteuer einer Familie nach ihren Briefen [Ihre Briefe aus der Zeit zwischen 1775–1803]*, hrsg. von William S. Childe-Pemberton (1900), übersetzt und kommentiert von Alfred Scheld, Heidelberg 2012.

Schiller, Friedrich, „Herzog von Alba bey einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt Im Jahr 1547“, in: *Herzog von Alba und Katharina von Schwarzburg bei einem Frühstück auf dem Schloss zu Rudolstadt im Jahr 1547*, hrsg. für die Historische Bibliothek der Stadt Rudolstadt von Michael Schütterle, Rudolstadt 2009, S. 15–18.

XI. Anhang

Schilling, Heinz, „Das Reich als Verteidigungs- und Friedensorganisation“, in: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806*. 3 Bde., Bd. 2: *Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*, Ausst.-Kat. des Deutschen Historischen Museums, Dresden 2006, S. 120–133.

Schilling, Heinz, *Höfe und Allianzen. Deutschland 1648–1763*, Berlin 1989.

Schleiden, Karl August, „Nachfahren des Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken“, in: *Saarheimat* 7, 1969, S. 176–179.

Schlobach, Jochen, „Die frühen Abonnenten und die erste Druckfassung der ‚Correspondance Littéraire‘“, in: *Romanische Forschungen. Vierteljahrsschrift für Romanische Sprachen und Literaturen* 82, Heft 1/2, 1970, S. 1–36.

Schmidt, Georg, „Das Reich und die deutsche KulturNation“, in: *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962–1806*. 3 Bde., Bd. 2: *Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806*, Ausst.-Kat. des Deutschen Historischen Museums, Dresden 2006, S. 105–116.

Schmidt, Georg, „Der Westfälische Friede als Grundgesetz des komplementären Reichs-Staats“, in: *Krieg und Frieden in Europa 1648*. Ausst.-Kat. des Westfälischen Landesmuseums Münster, 2 Bde., Bd. 1: Textband, hrsg. von Klaus Bußmann und Heinz Schilling, München 1998, S. 447–454.

Schmidt, Georg, „Die Beziehungen der protestantischen Reichsstände zum Reichserzkanzler im 16. Jahrhundert“, in: *Kurmainz, das Reichserzkanzleramt und das Reich am Ende des Mittelalters und im 16. und 17. Jahrhundert*, hrsg. von Peter Claus Hartmann, Stuttgart 1998 (Geschichtliche Landeskunde Bd. 47), S. 137–152, zitiert nach: www.regionalgeschichte.net/bibliothek/texte/aufsätze/schmidt-g-beziehungen.html (17. 8. 2018)

Schmidt, Georg, *Geschichte des Alten Reiches. Staat und Nation in der Frühen Neuzeit 1495–1806*. München 1999.

Schneidmüller, Bernd, „Das Mittelalter erlernt das römische Kaisertum“, in: *Otto der Große und das Römische Reich. Kaisertum von der Antike zum Mittelalter*, Ausst.-Kat. des Kulturhistorischen Museums Magdeburg, Regensburg 2012, S. 41–51.

Schneidmüller, Bernd, „Frankenreich – Westfrankenreich – Frankreich“, im Internet unter: <http://www.ub.uni-heidelberg.de/archiv/12006>. (24. 6. 2018)

Schnelle, Kurt, „Einleitung. Zur Bedeutung von Grimms ‚Korrespondenz‘“, in: Melchior Grimm, *Paris zündet die Lichter an. Literarische Korrespondenz*, aus dem Französischen von Herbert Kühn, mit einer Einleitung hrsg. von Kurt Schnelle, erläutert von Kurt Schnelle und Rolf Müller, Leipzig 1977, S. 9–47.

Schubart, Robert H., „Beobachtungen zur Bautätigkeit des Fürsten Wilhelm Heinrich und seines Baumeisters Friedrich Joachim Stengel in Saarbrücken“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 19, 1971, S. 394–440.

Schubart, Robert H., „Die Stuhlordnung der Ludwigskirche vom Jahre 1775“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 20, Sonderdruck, 1972, S. 121–130.

XI. Anhang

Schubart, Robert H., „Ludwigsplatz und Ludwigskirche in Saarbrücken (1762–1775). Studie zu Idee und Gestalt“, in: 13. Bericht der Staatlichen Denkmalpflege im Saarland, Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte, Saarbrücken 1966, S. 113–215.

Schubart, Robert H., „Von den ‚gultenen, stralenten Sonnen‘ Saarbrückens und dem Feuerofen-Relief der Ludwigskirche“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 23/24, 1975/76, S. 141–156.

Schwan, Jutta, „Mit Charme, Fächer und auch sonst nicht ohne ... Frauen bei Hof“, in: *Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken. Staatsmann – Feldherr – Städtebauer*. Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums – Alte Sammlung Saarbrücken, Altenburg 2018, S. 29–33.

Seibt, Gustav, „Ein gutes Gefühl“, in: Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung*, 23.12.2017 (SZ-Serie „Was ist Heimat?“).

Siefert, Helge, „Grenzüberschreitungen – Madame de Pompadour und ihre direkte und indirekte Einflussnahme“, in: *Madame de Pompadour. L'Art et L'Amour*, Ausst.-Kat. der Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung München, München 2002, S. 391–402.

Sim, Unyong, *Das himmlische Jerusalem in Apk. 21,1–22,5 im Kontext biblisch-jüdischer Tradition und antiken Städtebaus*, Trier 1996.

Simms, Brandan, *Kampf um Vorherrschaft. Eine deutsche Geschichte Europas 1453 bis heute*, aus dem Englischen übertragen von Klaus-Dieter Schmidt, München 2014.

Skalecki, Georg, „Das Werk Friedrich Joachim Stengels“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 43, 1995, S. 54–91.

Sönke, Lorenz, „Freudenstadt“, in: *Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800*, hrsg. von Wolfgang Behringer und Bernd Roeck, München 1999, S. 214–217.

Spies, Hans-Bernd, „Friedrich der Große und die Schlacht bei Dettingen“, in: *Die Schlacht bei Dettingen 1743. Beiträge zum 250. Jahrestag*, hrsg. von Hans-Bernd Spies und Helmut Winter, Aschaffenburg 1993, S. 157–176.

Stengel, Friedrich Joachim, „Mein Lebens-Lauff welchen ich im 1763ten Jahr meiner lieben Frau und Kindern zur Nachricht aufgesetzt habe“, bearbeitet von Michael Sander, in: *Friedrich Joachim Stengel*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums Saarbrücken, Dillingen 1994, S. 39–62.

Steuer, Gerd, „Der Soldatenprinz Pfalzgraf Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken (1724–1767) und seine Gemahlin Pfalzgräfin Franziska Dorothea, geb. Prinzessin von Pfalz-Sulzbach (1724 bis 1794). Eine Porträtreihe“, in: *MenschenBilder. Das Porträt im Wandel der Zeit*, Ausst.-Kat. des Stadtmuseums Zweibrücken, Blieskastel 2007, S. 37–42.

Stewart, Ian, *Das Rätsel der Schneeflocke. Die Mathematik der Natur*, aus dem Englischen übersetzt von Andrea Kamphuis, Heidelberg, Berlin 2002.

XI. Anhang

Stober, Karin, „Bartenstein, Ingelfingen, Öhringen: Hohenloher Residenzen und ihre Stadtanlagen“, in: *Hofkunst in Hohenlohe*. Beiträge einer Arbeitstagung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, hrsg. von Harald Siebenmorgen, Sigmaringen 1996, S. 39–58.

Stober, Karin, „Sonne, Staat und Spinne“, in: *Karl Wilhelm 1679–1738. Markgraf von Baden-Durlach*, Ausst.-Kat. des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, München 2015, S. 119–130.

Stollberg-Rilinger, Barbara, *Des Kaisers alte Kleider. Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches*, München 2008.

Stollberg-Rilinger, Barbara, *Maria Theresia. Die Kaiserin in ihrer Zeit. Eine Biographie*, München 2017.

Straub, Johannes, „Christliche Geschichtsapologetik in der Krisis des Römischen Reiches“, in: *Johannes Straub, Regeneratio Imperii. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik*, Darmstadt 1972, S. 240–270.

Straub, Johannes, „Romanus und Christianus“, in: *Johannes Straub, Regeneratio Imperii. Aufsätze über Roms Kaisertum und Reich im Spiegel der heidnischen und christlichen Publizistik*, Darmstadt 1972, S. 41–56.

Strutinski, Carl, „Alleen und Sichtachsen. Das spätbarocke Jahrhundert 1697–1793“, in: *Straßen. Bäume. Straßenbäume. Der Saarbrücker Straßenbaum – eine Biographie*, Saarbrücken 2014, S. 16–22.

Sturm, Leonhard Christoph, *Vollständige Anweisung Großer Herren Palläste [...]*, Augsburg 1718.

Susane, Louis, *Histoire de la cavalerie française*, 2 Bde., Bd. 2, Paris 1874.

Thomas, Eberhard, *Mythos und Geschichte. Untersuchungen zum historischen Gehalt griechischer Mythendarstellungen*, Köln 1976.

Thomes, Paul, „Der mühsame Weg zur absolutistischen Residenz (1635–1741)“, in: *Geschichte der Stadt Saarbrücken*, hrsg. von Rolf Wittenbrock, 2 Bde., Bd. 1: *Von den Anfängen zum industriellen Aufbruch (1860)*, Saarbrücken 1999, S. 299–352.

Thüringisches Staatsarchiv

– Ehevertrag zwischen Prinz Ludwig von Nassau-Saarbrücken und Prinzessin Wilhelmine Sophie Eleonore von Schwarzburg-Rudolstadt, Bd. 20, Nr. 12.

– Hochzeitsgedichte anlässlich der Heirat zwischen Prinz Ludwig von Nassau-Saarbrücken und Prinzessin Wilhelmine Sophie Eleonore von Schwarzburg-Rudolstadt, BIV 2d, Nr. 7.

Trepesch, Christof, „Zum Leben und Werk des Bildhauers Jacques Pierrard de Coraille (um 1670 bis 1724/25)“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 46, 1998, S. 25–66.

Vercelloni, Virgilio, *Europäische Stadtutopien. Ein historischer Atlas*, aus dem Italienischen übersetzt von Heli Tortora, München 1994.

XI. Anhang

Vergil, *Aeneis*, 12 Gesänge, übersetzt und hrsg. von Wilhelm Plankl, Stuttgart 1980.

Volkelt, Peter, „Das Grabdenkmal des Fürsten Wilhelm Heinrich in der Schlosskirche zu Saarbrücken“, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 16, 1968, S. 282–312.

Weber, Hermann, „Die französische Rheinpolitik zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Renversement des Alliances“, in: *Beiträge zur Geschichte der frühneuzeitlichen Garnisons- und Festungsstadt. Referate und Ergebnisse der Diskussion eines Kolloquiums in Saarlouis vom 24.–27.6.1980*, zusammengestellt von Hans-Walter Herrmann und Franz Irsigler, Saarbrücken 1983, S. 74–89.

Weitzmann, Kurt, „The Survival of Mythological Representations in Early Christian and Byzantine Art and Their Impact on Christian Iconography“, in: *Dumbarton Oaks Papers* 14, 1960, S. 43–68.

Whaley, Joachim, *Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation und seine Territorien*, 2 Bde., Bd. 2: *Vom Westfälischen Frieden zur Auflösung des Reichs 1648–1806*, aus dem Englischen übersetzt von Michael Haupt, Darmstadt 2014.

Wiesflecker, Hermann, *Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit*, 5 Bde., Bd. 5: *Der Kaiser und seine Umwelt. Hof, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur*, München 1986.

Willoweit, Dietmar, *Deutsche Verfassungsgeschichte. Vom Frankenreich bis zur Wiedervereinigung Deutschlands*, München 2005.

Wolf, Eva, „Kopien und Reproduktionen von Werken Johann Friedrich Dryanders“, in: *Johann Friedrich Dryander – Ein Künstler zwischen Fürstenhof und Bürgertum*, Ausst.-Kat. des Saarlandmuseums Saarbrücken, Dillingen 2006, S. 39–52.

Wrede, Martin, „Das Alte Reich und das frühneuzeitliche Europa. Der ‚irreguläre Körper‘ in der Wahrnehmung der Nachbarn“, in: *Lesebuch Altes Reich*, hrsg. von Stephan Wendehorst und Siegrid Westphal, München 2006, S. 53–58.

Wüst, Pia, *Schloss Bartenstein und die Schlossbautätigkeit der Grafen und Fürsten von Hohenlohe im 18. Jahrhundert*, Pforzheim 2002.

Ziegler, Hendrik, *Der Sonnenkönig und seine Feinde. Die Bildpropaganda Ludwigs XIV. in der Kritik*, Petersberg 2010.

Ziegler, Hendrik, „Le modèle de la place royale française à l’épreuve de l’Europe“, in: *De l’esprit des villes (1720–1770). Nancy et Europe urbaine au Siècle des Lumières*, Ausst.-Kat. des Musée des beaux-arts de Nancy, Nancy 2005, S. 82–95.

Ziegler, Hendrik, „Sonne“, in: *Politische Ikonographie. Ein Handbuch*, hrsg. von Uwe Fleckner, Martin Warnke und Hendrik Ziegler, 2 Bde., Bd. 2, München 2011, S. 356–363.

Zimmermann, Walter, *Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Saarbrücken*, Saarbrücken 1932 (Nachdruck 1975).

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Eberhard Kieser, Das Renaissanceschloss in Saarbrücken, nach 1622, Kupferstich, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 2: Unbekannt, Das Saarbrücker Schloss, Federzeichnung auf Karton aufgezogen, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 3: Johann Friedrich Dryander, der Saarbrücker Schlossbrand im Jahre 1793, 1795–1797, Öl auf Leinwand, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 4: Unbekannt, Graf Ludwig Kraft von Nassau-Saarbrücken, Kupferstich, Museum Wiesbaden

Abb. 5: Unbekannt, Graf Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken, Kupferstich, Museum Wiesbaden

Abb. 6: Unbekannt, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Obrist des Regiments *Nassau-Saarbrück Cavalerie*, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 7: Franz Lippoldt – Umkreis, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Obrist des Regiments *Nassau-Saarbrück Cavalerie*, in der Pose Ludwigs XIV., Öl auf Leinwand, Louis Duc Decazes, Château La Grave/Bordeaux

Abb. 8: Unbekannt, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Generalleutnant, um 1765, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 9: Unbekannt, Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken als Generalleutnant, 1767/68, Öl auf Leinwand, Museum Wiesbaden

Abb. 10: Johann Philipp Mihm, Ludwigskirche, Saarbrücken, Nordeingang, Amortissement mit Medaillon Wilhelm Heinrichs von Nassau-Saarbrücken, Nachkriegsaufnahme

Abb. 11: Johann Philipp Mihm, Schlosskirche, Saarbrücken, Grabmal Wilhelm Heinrichs von Nassau-Saarbrücken, 1767, Vorkriegsaufnahme

Abb. 12: Unbekannt, Sophie Erdmute von Nassau-Saarbrücken, um 1765, Öl auf Leinwand, Museum Wiesbaden

Abb. 13: Johann Ludwig Lucius, Ludwig von Nassau-Saarbrücken, nach 1769, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 14: Johann Friedrich Dryander, Ludwig von Nassau-Saarbrücken im Heerlager, 1790–1792, Öl auf Leinwand, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 15: Anna Dorothea Therbusch, Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, Öl auf Leinwand, Gerd Steuer, Münzen- und Antiquitätenhandlung, Homburg/Saar

XI. Anhang

Abb. 16: Heinrich Karl Brand, Pfalzgraf Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, Öl auf Leinwand, Gerd Steuer, Münzen- und Antiquitätenhandlung, Homburg/Saar

Abb. 17: Unbekannt, Maria Leszczyńska, Königin von Frankreich und Tochter von Stanisław Leszczyński, dem ehemaligen König von Polen und Herzog von Lothringen, Öl auf Leinwand, Gerd Steuer, Münzen- und Antiquitätenhandlung, Homburg/Saar

Abb. 18: Giovanni Battista Piranesi, Piazza del Popolo, aus: *Le Vedute di Roma*, Radierung, nach 1751, Eidgenössische Technische Hochschule, Zürich

Abb. 19: Georg Braun und Franz Hogenberg, Der Grundriss von Palmanova, aus: *Civitas Orbis Terrarum*, Köln, 1598, Bayerisches Nationalmuseum, München

Abb. 20: Heinrich Schickhardt, Der Grundriss von Freudenstadt, Württembergisches Hauptstaatsarchiv, Stuttgart

Abb. 21: Gottlieb Fischer Abel, Topographischer Plan der Solitude bey Stuttgart, 1784, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

Abb. 22: Johann Ludwig Lex, Das Saarbrücker Schloss nach dem ersten barocken Umbau in den Jahren 1710 bis 1720, um 1800, lavierte Federzeichnung auf Papier, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 23: Johann Friedrich Christian Koellner, Saarbrücker Schloss, Zustand der Burg und der Stadt, spätes 15. Jahrhundert, um 1800, lavierte Federzeichnung, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 24: Johann Friedrich Christian Koellner, Saarbrücker Schloss und Stadt vor dem Stengelumbau 1738, lavierte Federzeichnung, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Abb. 25: Unbekannt, Das Saarbrücker Schloss, nach 1760, Öl auf Leinwand, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 26: Unbekannt, Saarbrücker Schlossplatz vom Schloss aus gesehen, Kopie nach Johann Friedrich Dryander, nach 1780, lavierte Bleistiftzeichnung, Saarlandmuseum – Alte Sammlung

Abb. 27: Georg Valentin Knoerzer, Geometrischer Grundriss Tractus 1, 1780–1782, lavierte Federzeichnung, Stadtarchiv Saarbrücken

Abb. 28: Bannbuch zu: Georg Valentin Knoerzer, Geometrischer Grundriss Tractus 1, 1780–1782, Kladde, geschrieben mit Feder, Stadtarchiv Saarbrücken

Abb. 29: Ludwigsplatz, Saarbrücken, Nachkriegsaufnahme

Abb. 30: Der Grundriss des Ludwigsplatzes, Saarbrücken

Abb. 31: Ludwigsplatz, Saarbrücken, Vogelflugperspektive nach Dieter Heinz

XI. Anhang

Abb. 32: Unbekannt, Blick durch die Wilhelm-Heinrich-Straße zur Ludwigskirche, Saarbrücken, 1870, historische Photographie, Kollodiumpapier auf Karton, Schwarz-Weiß-Positivabzug, Saarländisches Museum – Photographische Sammlung

Abb. 33: Unbekannt, Die Place Royale in Nancy mit Blick auf den Triumphbogen, 1753, nach Emmanuel Héré, Kupferstich

Abb. 34: Johann Philipp Mihm, Feuerofenrelief, Ludwigskirche, Saarbrücken, Nordseite

Abb. 35: Cornelis Vermeulen, nach einer Zeichnung von Pierre-Paul Sevin, Die Place des Victoires in Paris mit dem Standbild Ludwigs XIV. von Frankreich, 1688, Kupferstich

Abb. 36: Laurent Cars, Ludwig XV. von Frankreich gibt Europa den Frieden, 1731, nach François Lemoyne, Salon de la Paix, Versailles, Kupferstich, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

Abb. 37: Etienne Fessard, Ludwig XV. von Frankreich als „L’ami de la Paix“, nach 1748, nach Michel-François Dandré-Bardon, Kupferstich, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

Abb. 38: David Heidenreich, Gerechtigkeit und Friede küssen sich, lavierte Federzeichnung, Graphische Sammlung der Staatsgalerie Stuttgart

Abb. 39: Jakob Kordauer, Der kaiserlicher Adler und die Sonne, 1611–1615, aus: *De via virtutis emblemata nova parte*, 1611, Federzeichnung, Saarländisches Museum – Alte Sammlung

Abb. 40: Ludwigskirche, Saarbrücken, Quadrum, Nachkriegsphotographie

Abb. 41: Grundriss der Ludwigskirche, Saarbrücken mit den Standorten der Propheten und Evangelisten, nach Dieter Heinz

Abb. 42: Grundriss der Ludwigskirche, Saarbrücken mit einem eingeschriebenen Zwölfstern, nach Dieter Heinz

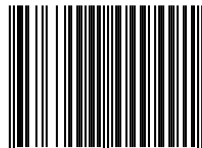
Abb. 43: Ludwigskirche, Saarbrücken, Deckenornamentik des Quadrum und der angrenzenden Sektoren, Umzeichnung nach Dieter Heinz

Abb. 44: Ludwigskirche, Saarbrücken, Nordseite, auf der Balustrade Amortissement mit Medaillon Wilhelm Heinrichs von Nassau-Saarbrücken, über dem Nordportal Feuerofenrelief nach Hesekeel, Nachkriegsphotographie

Abb. 45: Regimentsfahne der *Nassau-Saarbrück-Infanterie*, 1745–1758, Seide, Historischer Verein für die Saargegend e.V.

Das Staatsziel für Fürst Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken war in erster Linie die Existenzsicherung seines kleinen Landes. Über Jahrhunderte hinweg Durchmarschgebiet für französische Truppen in Richtung Altes Reich, wurde es regelmäßig von Krieg, Zerstörung und Hunger heimgesucht. Wilhelm Heinrich verhinderte dieses vorprogrammierte Schicksal, indem er als französischer Offizier loyale Frankreichpolitik betrieb und sich herrschaftsikonographisch an die Sonnenikonographie Ludwigs XIV. anlehnte. Höhepunkt seiner damit verknüpften Friedenspolitik war die Saarbrücker Ludwigskirche, die er als Zeichen des vorweggenommenen Himmlischen Jerusalems in den Jahren nach 1762 errichten ließ.

ISBN 978-3-947449-49-1



9 783947 449491